LZ 45. – 4+3
4. ex.

Sonderveröffentlichungen
des Naturwissenschaftlichen Vereins
für das Land Lippe

IV.

Josef Ernst von Bandel

Erinnerungen aus meinem Leben

Herausgegeben, mit Erläuterungen versehen
und bis zum Tode des Meisters fortgeführt
von

Oberstudiendirektor i. R. Dr. Adolf Gregorius

Detmold 1937

Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke) Verlag

L7 45

4. Exemplar.

Sonderveröffentlichungen

des

Naturwissenschaftlichen Vereins für das Land Lippe

4

IV.

Josef Ernst von Bandel

Erinnerungen aus meinem Leben

Herausgegeben, mit Erläuterungen versehen und bis zum Tode des Meisters fortgeführt

von

Oberstudiendirektor i. R. Dr. Adolf Gregorius

LANDES-BIBLIOTHEK DETMOLD

Detmold 1604

Detmold 1937

Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke) Verlag

Josef Ernst von Bandel

Erinnerungen aus meinem Leben

Herausgegeben, mit Erläuterungen versehen
und bis zum Tode des Meisters fortgeführt

von

Oberstudiendirektor i. R. Dr. Adolf Gregorius

Mit 9 Abbildungen

S. 1936/159

Detmold 1937

Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke) Verlag

01247029

LZ 45-4+3

Druck der Meyerschen Hofbuchdruckerei G. m. b. H., Detmold

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort 7

I. Erste Kindheit 19

II. Schulzeit in Ansbach und Nürnberg 41

III. Lehrjahre 61

IV. Arbeit am „Schönen Brunnen" in Nürnberg (1822 und 1823) 93

V. Wohnsitz in München; künstlerische Tätigkeit daselbst (1823—25) 106

VI. Erster Aufenthalt in Italien (1825—27)
1. Hinreise 125
2. Rom 141
3. Neapel 192
4. Heimreise 207

VII. Bildhauer in München (1828—34) 218

VIII. Zwischenzeit in Berlin 237

IX. Bildhauer in Hannover (1834—36) 246

X. Übersiedlung nach Detmold; Herstellung des Unterbaus für das Denkmal (1837—46) 259

XI. Zweite und dritte Reise nach Italien (1838/39 und 1843/44) 308

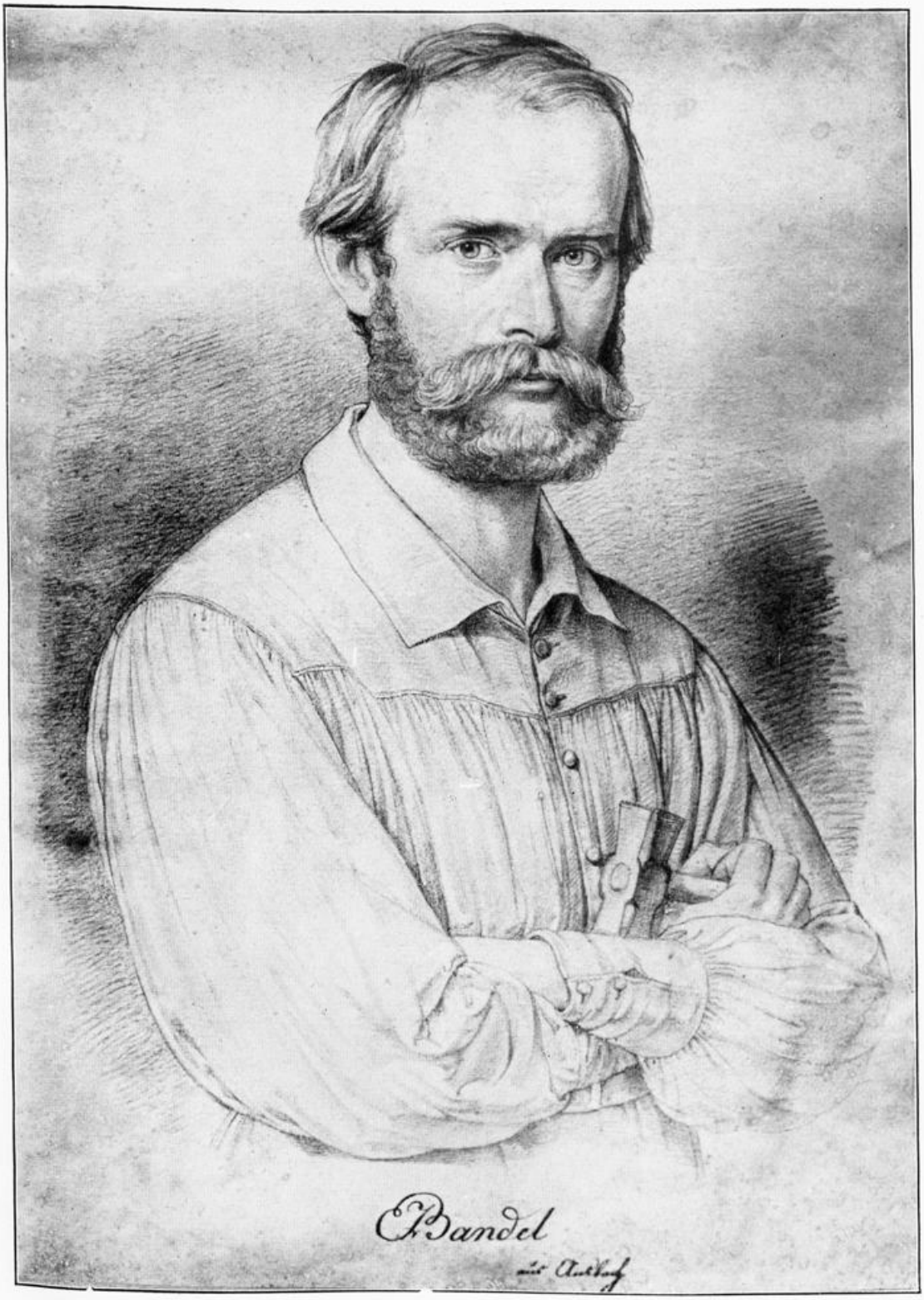
XII. Rückkehr nach Hannover; Leidensjahre (1846—62) . 346

XIII. Vollendung des Denkmals; Tod des Meisters (1862 bis 1876) 365

XIV. Bandels Anerkennung im Gedächtnis der Nachwelt 395

Personenverzeichnis 401

Ortsverzeichnis 405



Josef Ernst von Bandel
(nach einer Zeichnung von H. Engelbach 1850)

Landesbibliothek Detmold

Vorwort

Mit dem Leben und Wirken Ernst von Bandels ist das Lipperland und insbesondere die Stadt Detmold unauflöslich verknüpft; ihm verdanken sie ihren in allen deutschen Gauen weithin bekannten Namen. In der Geschichte hat das Land — schon vermöge seines geringen Umfanges — nie eine nennenswerte Rolle gespielt; im Mittelalter und weit in die Neuzeit hinein wurde sein Name kaum genannt. Als um die Wende des 18. Jahrhunderts wissenschaftliche Forschung den „Teutoburger Wald" des Tacitus im „Osning" und dem „Lippischen Wald" wiederzufinden glaubte und die alte Volksbenennung des Gebirgszuges durch den geschichtlich klangvolleren Namen verdrängt wurde, lenkte auch das Land mehr als zuvor die Aufmerksamkeit auf sich. Von nah und fern kamen die Geschichtsforscher, um aus Ortsnamen, Volkssagen und alten Überlieferungen Anhaltspunkte zu gewinnen, die Örtlichkeit der großen Walstatt im Teutoburger Walde festzulegen. Aber diese Teilnahme für das Lipperland beschränkte sich nur auf einen engen Kreis; es waren vor allem die, deren vaterländisches Empfinden in solchen Forschungen seine Befriedigung fand. Das änderte sich mit einem Schlage, als Ernst von Bandel mit dem Plan eines Hermannsdenkmals vor die Öffentlichkeit trat. Noch ehe der Bau begonnen hatte, schrieb Bandel 1837 aus Hannover an den Kammerrat Petri in Detmold: „Alle wollen jetzt Detmold kennenlernen." Das große Unternehmen fand überall in Deutschland lebhaften Widerhall. Man begnügte sich aber nicht damit, für das Gelingen des Werkes Spenden zu zeichnen; man fühlte auch das dringende Verlangen, das Denkmal zu schauen und an dieser durch vaterländische Erinnerungen geweihten Stätte sich seines Deutschtums lebhafter bewußt zu werden. Die Zahl der Besucher wuchs von Jahr zu Jahr und ist in letzter Zeit alljährlich auf Hunderttausende angewachsen. Was neben dem Ehrenmale deutscher Kraft und Einheit die

Menschen anlockte, war der Reiz der Landschaft. Man kann sagen, daß erst das Denkmal die Augen für die Schönheit des Lipperlandes und des Lippischen Waldes geöffnet hat. Ganz Lippe ist zu einer Sommerfrische geworden, in der alljährlich Tausende und aber Tausende Ruhe und Erholung finden.

Das Lipperland hat Ernst von Bandel in dankbarer Anerkennung seiner Bedeutung für das Land geehrt; in Erz und Stein ist sein Bild festgehalten und sein Name den gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechtern vor Augen gestellt. Aber echte Teilnahme erschöpft sich nicht mit der sinnlichen Aufnahme der äußeren Gestalt; sie verlangt auch Einblick in das Innere, in das Seelen- und Geistesleben. Besten Aufschluß über eines Menschen Denken und Empfinden geben seine eigenen Äußerungen, wie sie sich in Wort und Schrift erhalten haben. Begreiflich ist daher das Bestreben, was an schriftlichen Aufzeichnungen sich im Nachlaß ausgezeichneter Männer vorfindet, der Öffentlichkeit bekanntzugeben.

Dieses Verlangen machte sich im Laufe der Zeit auch bezüglich Bandels geltend. Bandel schrieb viel und gern. Zahlreiche Briefe von ihm sind erhalten; in ihnen erschließt er sein Inneres mit größerer Offenheit, als es sonst seine Gewohnheit war. Gegen Ende seines Lebens, als der Denkmalsbau sich seiner Vollendung näherte — im Winter 1874/75 — fing er an, seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen; er ist mit der Niederschrift bis zu seinen Erlebnissen des Jahres 1846, bis zur Fertigstellung des Unterbaus des Hermannsdenkmals gekommen; der Tod nahm ihm die Feder aus der erstarrten Hand.

Schon früh war ihm der Gedanke gekommen, seine Erlebnisse aufzuzeichnen. Am 15. Januar 1875 schrieb er: „Unterhalb des Schiffer- und Fischerorts Lavanza am Golf von Genova lag ich am Meeresstrande im bunten Meeressand (Febr. 1839). Allein lag ich in dieser gewaltigen Schöne. Das Meer murrte in melodischen Tönen sein Wasserlied, begleitet vom die Luft erfüllenden Zikadengeschrille des Landliedes. Wer kann die Gefühle beschreiben, in denen man beglückt wird, so ganz verschmolzen in Gottes herrlicher Natur! Vom Schwelgen in der äußeren Schöne kommt man zur Betrachtung seiner selbstigen Hinfälligkeit und in der feststehenden Natur auf die uns Men-

schen geschenkte freie Bewegung, und so kam ich zu Rückblicken auf mein Leben und auf den Gedanken, Erlebtes aufzuzeichnen." Wenn dieser Gedanke auch wegen dringender anderer Aufgaben und schwerer, ihn drückender Sorgen damals nicht zur Ausführung gelangte — ein Tagebuch hat Bandel nicht geführt — er muß ihm doch nicht aus dem Kopf entschwunden sein. Denn als sich sein großes Lebenswerk, das Hermannsdenkmal, der Vollendung näherte und ihm auch für andere Dinge freie Hand blieb, kam er auf sein altes Vorhaben zurück und begann mit den Aufzeichnungen. Unterstützt von einem „unbegreiflichen" Gedächtnis für alle Erlebnisse und der glücklichen Gabe, „durch ein schnelles Mitaugenauffassen fest mit allem Gesehenen verwachsen zu sein", schrieb er ohne Rücksicht auf die sprachliche Fassung und auf streng geordneten Zusammenhang in schnellem Fluß nieder, was ihm von den Begebnissen seines Lebens vor die Augen trat. Bedachtsame Überlegung beim Schreiben war nicht seine Art. „Wenn ich lange bedenke, kann ich gar nicht schreiben; ich habe auch die Schreibereien nicht prüfend durchgegangen. Ich werfe aufs Papier, wie mir das Gedächtnis es vorführt, lese es nicht mehr durch, damit ich durch das Verbessernwollen nicht ganz verwirrt werde" (Brief vom 19. 12. 75).

Ein doppelter Zweck schwebte ihm vor: in seiner Persönlichkeit ein Menschen- und ein Künstlerbild zu zeichnen. „Mein Lebensbild ist das eines Menschen, der immer und gerne alleinstehend seinem Wollen lebte und keine Einwirkung, keine Unterstützung, Hebung und Haltung anderer für sich suchte, eines Menschen, der mit Leib und Seele seiner Kunst und dem lebte, was er damit Löbliches und praktisch wirken konnte, der nur eines Wunsches Erfüllung lebte, seinem Volke helfen zu können. Ich war ein eigensinniger, eigenmächtiger Kerl in all diesem, der alles hinten ließ, was andern zum Wohlleben unentbehrlich ist... Ich habe doch ein gar eigenes, von anderen abweichendes Leben durchgemacht, immer mit dem Kopf durch die Wand, daß ich jetzt, alt, mich wundere, wie solches möglich war. Mein Keil war aber immer die Wahrheit und der Hammer sichere Keckheit." Und andererseits: „Ein Künstlerleben will ich aufzeichnen zur Erkenntnis der freien Bahn, die zu gehn für die, die sich berufen fühlen, die Ergebnisse der menschlichen

Lebensläufe durch sichtliche Gebilde zur stetigen Anschauung, zur Belehrung und Nacheiferung zu bringen. Der muß allerfreist mit ungetrübtem Sinn und Augen der Menschen Tun und ihres Handelns Folgen überschauen und erkennen lernen, um sie in plastischen Momenten zum Ausdruck bringen zu können. Sein Standpunkt muß außerhalb des Menschengewühls stehen. Nur wenigen ist hierzu ein freimachender Lebenslauf beschieden, nur wenige haben Willen und Kraft genug, um sich selbst solche Stellung verschaffen zu können. Frei muß er sich machen können von dem Drängen der Menschen nach glänzenden Stellungen. Die Ausübung der Kunst muß ihm das höchste Streben sein. So unbeirrt handelnd kann er nur den Standpunkt erringen, von dem er mit gutem Erfolge wirken kann" (Briefe aus den Jahren 1874 und 75).

Es könnte verwunderlich erscheinen, daß Bandel in seinen Erinnerungen viele Geschehnisse seines äußeren Lebens berichtet, aber nur selten einen Blick in sein Seelenleben tun läßt. Diese Zurückhaltung ist in seinem innersten Wesen begründet. Von früh auf zur Selbständigkeit erzogen und auf eigene Füße gestellt, war er eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit, die auf ihrem Eigenrecht bestand und das eigene Ich sorgsam vor fremder Einwirkung zu hüten suchte. Hieraus erwuchs eine gewisse Verschlossenheit, die sich nur im Kreise der Familie gegen die Seinigen völlig öffnete. Die Scheu, sein Inneres vor aller Welt zu offenbaren, hält bei Bandel bis an das Lebensende vor. „Jetzt, da ich alt bin", schreibt er Ostermontag 1875, „sehe ich mich jung wie einen andern, über den ich manches sagen möchte; ich will es aber unterlassen, will nicht menschenkennern und hofmeistern über mich selber und lieber beim einfachen Erzählen bleiben. Mögen andere dann daraus den Menschen Bandel zusammenstellen und ihn bekritteln... Ich bin auch Gefühlsmensch, behielt aber das Gefühl stets für mich und meine Allernächsten; weiters mußte es im Hintergrunde bleiben."

Eine außerordentliche Fülle des Stoffes stand Bandel zu Gebote; er war einer von jenen Menschen, die auf Schritt und Tritt etwas „erleben". Von seinen Erlebnissen hatte er sich von vornherein einen zeitlich gegliederten Plan vorgezeichnet, den

er seinen Schilderungen zugrunde zu legen gedachte. Aber Randbemerkungen und Nachträge beweisen, wie schwer es ihm geworden ist, des auf ihn einstürmenden Stoffes Herr zu werden. Manches ist nachträglich noch eingefügt worden, so wie es ihm gerade einfiel. Dadurch wurde der Zusammenhang oft zerrissen. Es ist vom Herausgeber versucht worden, die einzelnen Erzählungen in einen möglichst ungestörten zeitlichen oder sinngemäßen Zusammenhang zu bringen.

Vandel hatte von vornherein vor, bei der Herausgabe seiner Erinnerungen einen fachmännischen Berater zu Hilfe zu ziehen und glaubte diesen in Dr. Herm. Uhde, einem Journalisten und Literarhistoriker[1]), gefunden zu haben. Er schrieb daher unbekümmert um die Darstellungsform und unbeschwert durch stilistische Bedenken, wie sie beim sorgfältigen Schreiben der Satzbau oder die Wahl des Ausdrucks einflößen. Er schreibt frisch von der Leber weg, nicht immer glatt und fließend, hier und da spröde und eckig, aber treuherzig und schlicht, oft in behäbiger Breite, in altväterlicher Ausdrucksweise, mit mundartlichen Anklängen und volkstümlichen Wendungen, aber stets dem Gedanken angemessen und den Ton treffend, mag er nun schlicht erzählen oder seinem Humor oder Spott freien Lauf lassen. Er war des Wortes mächtig; eine Reihe von Wortneubildungen zeugt von schöpferischer Sprachkraft. Sein künstlerisches Anschauungsvermögen äußert sich in treffenden Bildern und Vergleichen. Glänzend sind seine Naturschilderungen, wenn Auge und Sinn gleichmäßig gepackt und die Seele in harmonische Schwingung versetzt wird. Dann gelingt ihm ganz ungezwungen die Übereinstimmung zwischen Wort und Bild. In verstandesmäßigen Auseinandersetzungen macht sich ein Ringen des Ausdrucks mit dem Gedanken bemerkbar; der Sinn des Gesagten wird hier und da etwas verdunkelt. Über der ganzen Darstellung ist — trotz sprachlicher Härten — eine ursprüngliche Frische ausgebreitet, der nichts Greisenhaftes anhaftet; in die Eigenheiten des Vandelschen Stils liest man sich schnell hinein.

---

[1]) Allgemeine deutsche Biographie, 39. Band, wo auch ausführliche Nachrichten über Uhdes Leben.

Bandel war sich seiner schriftstellerischen Schwächen wohl bewußt. „Der Franzose mit seinem „Le style, c'est l'homme" soll mir gestohlen werden. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn mein Stil ich wäre; ich schmiere nun darauf los und sehe nur zu gut, daß, wenn Sie das Zeugs nicht zurecht feilen, man daraus schlecht auf mich Schlüsse machen könnte", schreibt er an Dr. Uhde. Und doch, die ganze Darstellung, wie sie aus Bandels Feder geflossen ist, in ihrer Art und Unart trägt einen ausgesprochenen Charakter und zwar den des Deutschtums. Deutsch, wie Bandel selber war bis in sein innerstes Wesen, ist auch seine Schreibweise, bis auf die Vermeidung von Fremdwörtern, von denen Bandel mit klarem Bewußtsein abrückte. Nur wenige, die in seiner Jugendzeit gang und gäbe waren, sind ihm in die Feder gekommen. Schon im November 1837 hatte er dem Kanzleirat Petri für die Veröffentlichungen in Sachen des Hermannsdenkmals eine rein deutsche Fassung empfohlen: „Schön wäre es, wenn alle Anzeigen ohne fremde Worte abgefaßt erschienen." An seinen Schwiegervater schreibt er 1846: „Aide-toi, et dieu t'aidera [2]). Ich könnte sagen, ich habe dieses Sprüchlein im Auge gehabt; es ist aber nicht dem also. Ich liebe solch französisches Zeugs nicht, und schickt sich solches auch nicht für einen Deutschen. Ich hatte meine Ehre und die Pflicht im Auge, mit dem zu wuchern, was mir Gott geschenkt." Das war deutsch gedacht und gesprochen [3]). —

Mit der Herausgabe seiner Lebenserinnerungen hatte Bandel Dr. Herm. Uhde betraut. Dieser hatte dem Meister in schweren Zeiten treu zur Seite gestanden und ihm selbstlos seine Feder zur Förderung der Denkmalssache zur Verfügung gestellt. Zwischen beiden Männern hatte sich eine enge Freundschaft entwickelt, die ungetrübt bis an ihr Lebensende andauerte. Wegen seiner Aufzeichnungen hatte Bandel mit seinem Freunde einen ausgedehnten Briefwechsel unterhalten, über Einzelheiten der Geschehnisse, über Art und Weise der Darstellung, über Formgebung des Ganzen. Als er mit der Niederschrift begann, hielt sich Uhde wegen eines Lungenleidens in der Schweiz auf. Dort besuchte ihn Bandel im Frühjahr 1876 auf seiner letzten

[2]) Hilf dir, und Gott wird dir helfen.
[3]) Vgl. auch die höhnische Bemerkung über die „Volontairs" S. 26.

Reise nach Italien in Chillon-Veytaux und hatte mit ihm eingehende Besprechungen über die Veröffentlichung seiner Lebenserinnerungen.

Im Lippischen Staatsarchiv zu Detmold befindet sich eine Lebensbeschreibung Ernst von Bandels, die Uhde zum Verfasser hat. Der erste Teil bis zum Oktober 1825 ist im Unterhaltungsteil der Neuen Hannoverschen Zeitung Nr. 223—248, 23. Sept.—24. Okt. 1876, gedruckt erschienen; er trägt den Titel: „Meine Jugend. Erzählt vom Erbauer des Hermanns-Denkmals. Nach E. J. v. Bandels Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde." Der übrige Teil ist handschriftlich, aber nur in Abschrift vorhanden. Die Darstellung ist bis zum Schluß so gehalten, als ob Bandel selbst seine Erlebnisse in der Ich-Form erzählte, während seine Aufzeichnungen nur bis zum Jahre 1846 reichen. Uhde hat das Werk nicht bis zu Ende führen können; der Tod raffte ihn über der Arbeit hinweg (1879). Der Schluß von 1872—76 stammt von einem Unbekannten, der Uhdes Vorarbeiten benutzt hat.

Der Wunsch, dem Schöpfer des Hermannsdenkmals auch durch Veröffentlichung seiner Lebenserinnerungen ein Denkmal zu setzen, war die Veranlassung, daß die Uhdeschen Ausarbeitungen dem Herausgeber dieses Werkes übergeben wurden, zu dem Zwecke, sie in irgendeiner Form zu veröffentlichen. Eine genauere Prüfung ließ keinen Zweifel, daß Uhde an der Urschrift große Veränderungen vorgenommen hatte; es wurde daher das Verlangen wach, die ursprüngliche Fassung kennenzulernen. Die Urschrift konnte glücklicherweise noch ausfindig gemacht werden; sie befand sich im Besitze eines Nachkommen des Meisters, des Herrn Postbaurats H. v. Bandel in Hamburg. In liebenswürdiger Weise stellte dieser die Handschrift sowie die Briefe seines Ahnen, die noch vorhanden waren, zur Verfügung. Aus diesen Unterlagen unter Mitbenutzung der Akten des Detmolder Staatsarchivs ist das vorliegende Werk entstanden.

Was zunächst Bandels eigene Aufzeichnungen anlangt — sie umfassen die Jahre 1800 bis 1846 —, so sind sie wörtlich in der Bandelschen Fassung wiedergegeben. Uhde hat von dem ihm zugestandenen Rechte, den Text in seinem Sinne zurechtzufeilen, ausgiebig Gebrauch gemacht: Worte und Wendungen sind —

offenbar aus stilistischen Gründen — verändert, oft ohne allen ersichtlichen Grund; Auslassungen und Zusätze finden sich in Hülle und Fülle. Der eigentliche Bandel erscheint in der Bearbeitung stark verwässert. Der Herausgeber glaubte dem Andenken Bandels am besten gerecht zu werden, wenn er ihn ohne alle Änderungen und fremde Zutaten zu Worte kommen ließ. Eine Schwierigkeit allerdings lag in der Handschrift. In ihr ist von fremder Hand mit breiter Feder derartig verbessert und gestrichen worden, daß in vielen Fällen die ursprüngliche Lesart nicht entziffert oder nur vermutet werden konnte. Uhde ist es nicht gewesen, der die Handschrift in dieser Weise entstellt hat. Die Änderungen zeigen nicht Uhdes Schriftzüge, stimmen überdies nicht immer mit seiner Fassung überein[4]). Von dem Herausgeber ist der Text unverändert wiedergegeben, „nichts verlindert, nichts verzierlicht noch verkritzelt". Die bessernde Hand ist mit leichter Schonung ans Werk gegangen und nur in solchen Fällen, wenn es sich um offenbare Versehen bei der Niederschrift handelte oder um unglückliche Wortstellung, wie sie sich beim

---

[4]) Ein Beispiel für viele. Was in Bandels Handschrift durchgestrichen, ist eingeklammert; die Änderungen sind darüber gedruckt.

Bandel:

Im Jahre [...] (1806) kam die Reichsstadt Nürnberg [auch] (an) zu Bayern. Mein Vater wurde beauftragt, [die Rechts... (das Gerichtswesen) durch Streichung unleserlich] dort nach bayrischer Art einzurichten. Wir [zogen] (siedelten also) nach Nürnberg [und] (über und) bezogen dort unterhalb der Burg ein Eckhaus, das im [Verrufe] (Rufe) stund, [daß] Gespenster [darin umgingen] (zu beherbergen). Das war nun wieder [was] (etwas) für meine neugierigen Forschungen. Geister bekam ich aber trotz aller Mühe weder zu hören noch zu sehen.

Uhde:

Mit anderen Umwälzungen jenes Zeitraums war auch die eingetreten, daß 1806 die alte Reichsstadt Nürnberg Bayern mit zugefallen war; mein Vater erhielt den Auftrag, das Gerichtswesen usw. dort auf dem neuen Fuße einzurichten. Wir reisten also nach Nürnberg und bezogen dort unterhalb der Burg ein Eckhaus, das in dem Rufe stand, Gespenster zu beherbergen. Das war etwas für meine neugierigen Forschungen, Geister bekam ich aber trotz aller Mühe weder zu hören noch zu sehen.

schnellen Schreiben leicht einstellt. Gestrichen ist nur weniges: einige unbedeutende Erlebnisse, in denen Bandel nicht die Hauptrolle spielt, und einige von den zahlreichen Naturschilderungen. Ausgemerzt sind einige scharfe Bemerkungen, die verletzend wirken könnten. Bandel war ein Mensch aus einem Guß. Stets auf seine innere Selbstbehauptung bedacht, ging er leicht gegen ihm Wesensfremdes zum Angriff über und bediente sich wenig schonender Ausdrücke, in denen eine Kränkung erblickt werden konnte. Solche Stellen hat der Herausgeber fallen lassen und glaubt damit im Sinne Bandels verfahren zu sein, der Uhde die Anweisung gab: „Ich überlasse es Ihnen, dasjenige zu geben und zu streichen, was, ohne jemand vor den Kopf zu stoßen, gegeben werden darf." — Eine völlige Umwandlung haben sich Rechtschreibung und Satzzeichen gefallen lassen müssen. Bandel schrieb die Worte, wie sie ihm selber in ihrer stark mundartlichen Färbung klangen[5]) und überdies wahllos bald so, bald so; auch in der Zeichensetzung verfuhr er mit der größten Willkür. „Daß der alte Fritz", schreibt er an Uhde in demselben Briefe, in dem er dem französischen „Le style, c'est l'homme" zu Leibe rückt, „auch orthographische Fehler machte, erfreut mich sehr; es ist aber auch ein ekler Hemmschuh, die Orthographie. Meine Kinder lachen mich des ängstlichen Weibes wegen öfter aus, und muß ich mich der alten Hexe wegen schämen." Nun, in der nunmehr gegebenen Form wird sich Bandel hoffentlich vor aller Welt sehen lassen können; die Änderungen betreffen nur eine Äußerlichkeit und dienen zum leichteren Ergreifen des Sinnes. Die Einteilung in Abschnitte rührt ebenfalls vom Herausgeber her.

In den Lebenserinnerungen werden die beiden italienischen Reisen (Winter 1838/39 und Winter 1843/44) nur kurz berührt; Bandel verweist auf seine Briefe. Auf ihnen fußt die gegebene Darstellung; daß Bandels eigene Worte den größten Umfang einnehmen, rechtfertigt sich aus dem Zusammenhang,

---

[5]) Die sonderbarsten Formen sind ihm untergelaufen; so schreibt er z. B. den Lemgoer Schmiedemeister Trebbe — „Dreppe", Dante — „Tante", Garde — „Garte", bekleidet — „begleitet", griechisch — „chrichisch".

in dem die Reisen mit den zeitlich entsprechenden Teilen der Lebenserinnerungen stehen.

Über die zweite Hälfte seines Lebens (1846—76) besitzen wir keine Aufzeichnungen von der Hand Bandels. Es erschien dem Herausgeber aber zweckmäßig, auch diese Jahre kurz mitzubehandeln. Diese Darstellung erhebt nicht den Anspruch einer für sich selbständigen Lebensbeschreibung; sie ist als Ergänzung zu Dr. Herm. Schmidt, Ernst von Bandel. Ein deutscher Mann und Künstler, Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior) 1892, gedacht. Aus unveröffentlichten Akten des Lipp. Staatsarchivs und Briefen ist manche Tatsache berichtet, die zu dem Bilde des Meisters neue Züge hinzuzufügen imstande ist. Außerdem ist Uhdes Lebensbeschreibung benutzt worden.

Der leitende Gesichtspunkt bei der Herausgabe war, überall Bandel selber, so weit wie möglich, zu Worte kommen zu lassen; der Herausgeber trat hinter seiner Aufgabe völlig zurück. Zweckmäßig erschien es ihm, einige erläuternde Anmerkungen beizufügen. Mancher der angeführten Namen ist vielleicht unbekannt, manche Tatsache nicht geläufig, fremdsprachliche Ausdrücke unverständlich. Es stört aber den ruhigen Gang des Lesens, wenn irgendeine Lücke im völligen Erfassen des Sinnes bleibt. Die Anmerkungen sind in knapper Form gehalten und auf das Notwendigste beschränkt; sie dienen lediglich zur Erleichterung des Verständnisses. Es ist daher von vorneherein auf eine Erläuterung von bekannten Bauwerken, z. B. der Glyptothek in München, der Engelsburg in Rom u. ä., verzichtet; für die Nachrichten über die Künstler hat das „Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart" gute Dienste geleistet. Daß die Anmerkungen zahlreicher und ausführlicher werden, wo es sich um lippische Verhältnisse handelt, bedarf keiner näheren Begründung.

Es ist ein umfangreiches Werk geworden, das hiermit den Weg in die Öffentlichkeit antritt. Die Drucklegung ist vor allem behördlicher Unterstützung zu danken: in erster Linie der Landesregierung Lippe, Abteilung III (Lipp. Oberschulbehörde), die in Würdigung der Verdienste Bandels um das Lipperland einen sehr beträchtlichen Zuschuß geleistet, sodann dem Kuratorium der Hermannsdenkmalsstiftung, das, berufen, das Erbe Bandels

zu hüten und zu wahren, einen ansehnlichen Beitrag zugesteuert hat. Ihnen sei hiermit auch öffentlich freudiger Dank ausgesprochen. Aufrichtiger Dank gebührt auch Herrn Postbaurat H. von Bandel in Hamburg, der bereitwilligst die Urschrift der Lebenserinnerungen sowie zahlreiche Briefe seines Ahnen zur Verfügung gestellt hat, und dem Lippischen Landesarchiv zu Detmold, das dem Herausgeber bei Einsicht in die Akten stets hilfreich zur Seite stand.

Bei der Durchsicht der Druckbogen haben die Herren Oberlehrer Wilh. Meyer und Studienrat Dr. Hoffmann wertvolle Hilfe geleistet; Oberlehrer Meyer hat sich außerdem durch die Aufstellung des Personen- und Ortsverzeichnisses besonders verdient gemacht. Auch ihnen herzlichen Dank.

Detmold, Weihnachten 1936.

Dr. Adolf Gregorius,
Oberstudiendirektor i. R.

Das Hermannsdenkmal

Landesbibliothek
Detmold

I. Erste Kindheit

Meine Kindheit verlebte ich in der Zeit, die für Deutschland — Schlag auf Schlag — alle Volksverhältnisse umgestaltende Ereignisse brachte, welche fortgesetzt alle Geister in Aufregung erhielten und selbst die Kinderseelen in ewige Spannung brachten und für bleibende Eindrücke empfänglicher machten, wie es sonst in ruhigen Zeiten der Fall ist. Früh nahmen wir Kinder Anteil am Treiben der Männer, und so kam es, daß auch ich bald zum Bewußtsein des um mich Vorgehenden kam, und gehen meine Erinnerungen deshalb weitest zurück.

Als Markgraf Karl Friedrich Ansbach und Bayreuth am 2. Dezember 1791 der Krone Preußen übermittelt hatte [1]), kam mein Vater unter des Fürsten Hardenbergs [2]) Verwaltung der neuen preußischen Provinz als Regierungs-Direktor nach Ansbach. Mein Vater, Georg Karl Friedrich Bandel [3]), der einzige Sohn des Justizrats Bandel in Stettin, war am 10. Oktober 1746 geboren und war einer der jüngsten Räte, die mit dem ganzen Gerichtshofe wegen des Arnoldschen Prozesses durch

---

[1]) Der kinderlos zu Bordeaux lebende Markgraf Karl Friedrich Alexander von Ansbach-Bayreuth, der der fränkischen Linie des Hohenzollernhauses angehörte, hatte freiwillig noch bei Lebzeiten die beiden Fürstentümer an den König Friedrich Wilhelm II. abgetreten.

[2]) Der bekannte Fürst von Hardenberg. Auf Empfehlung des Königs von Preußen wurde er 1790 von dem Markgrafen von Ansbach und Bayreuth als Minister angestellt, 1791 nach der Übernahme der fränkischen Markgrafschaften durch Preußen in seinem Amte bestätigt, 1798 nach Berlin berufen.

[3]) Er erhielt am 31. Mai 1813 von König Maximilian Josef, in dessen Dienste er später trat, den Zivilverdienstorden und am 18. Juni desselben Jahres das Adelsdiplom, wonach er „für seine Person in die Ritterklasse und mit vorbehaltener Transmission auf einen ehelichen oder adoptierten Sohn in die Adelsklasse" einverleibt wurde (Herm. Schmidt, Ernst von Bandel S. 17). Da der älteste Sohn Karl auf den Adel verzichtete, ging dieser auf den jüngeren Bruder Ernst über. Der ältere erhielt später den württembergischen Ritteradel.

König Friedrichs II. Entscheidung vom Januar 1780 kassiert und festgesetzt worden waren [4]).

Im Jahre 1797 verehelichte sich mein Vater mit Rosina Babette Johanna Schultheis, geb. am 1. April 1782 zu Ansbach, der Tochter eines ehemaligen Markgräflichen Hausbediensteten; am 17. Mai 1800 ward ich ihm, der zweite Sohn, geboren.

Ein Voreltern-Vater meiner Mutter, Hieronymus Schultheis, geb. 1600 den 19. Dezember zu Nürnberg, Sohn des Bildhauers Schultheis zu Nürnberg, war 1629 Diaconus [5]) zu Velden, 1639 Diaconus bei Sct. Sebald zu Nürnberg und 1668 Schaffner zu Sct. Sebald zu Nürnberg; er starb 1669 den 17. Februar (68 Jahr 8 W. 4 Tg. alt), nachdem er 40 Jahre Prediger gewesen war. Meine Mutter war wohl die schönste Frau in Ansbach: groß mit vollen und doch schlanken

---

[4]) Es handelt sich um den bekannten Prozeß des Müllers Arnold, der vom Grafen von Schmettau wegen Zahlung rückständiger Grundrente verklagt war. Der Beklagte wandte ein, daß ihm vom Landrat von Gersdorf durch Anlage eines Karpfenteiches das zum Mühlenbetriebe nötige Wasser entzogen sei. Die Einrede erwies sich als unwahr; das Gericht verurteilte den Müller, ebenso das Berufungsgericht und das Kammergericht zu Berlin. Friedrich der Große, dem der Müller persönlich seine Beschwerde überreichte, ließ die Angelegenheit durch den Obersten von Heuking an Ort und Stelle untersuchen; entgegen dem Urteil sämtlicher Gerichtsinstanzen gab der wenig sachkundige Offizier dem Müller recht. Daraufhin ließ sich der König zu einem Unrecht gegen die Beamten verleiten; er erließ einen Kabinettsbefehl, wonach alle beteiligten Richter — also auch Bandel — kassiert, mit einjähriger Festungshaft belegt und außerdem angehalten seien, den Müller Arnold nach einer gerichtlich aufzunehmenden Taxe für seine Verluste aus ihrem Privatvermögen zu entschädigen. — Friedrichs Nachfolger hob den Machtspruch des großen Königs wieder auf. In einem Berichte des Ministers von Herzberg über den Prozeß heißt es: „Aus diesem Grunde hat der jetzige Monarch die willkürlichen Verfügungen, die der verewigte König in dem berühmten Rechtsstreite des Müllers Arnold getroffen, wieder aufheben lassen und dadurch eine auffallende Ungerechtigkeit wieder ausgeglichen, welche dieser große Mann aus einer Folge von Irrtümern und Übereilungen und eines allzu glühenden Eifers für die Gerechtigkeit begangen hatte.“ Friedrich Wilhelm II. ersetzte den Geschädigten nicht nur die dem Müller ausgezahlten Beträge, sondern stellte es ihnen auch frei, wieder in den Staatsdienst einzutreten. Von diesem Anerbieten machte Bandel Gebrauch und kehrte in eine Beamtenstellung zurück.

[5]) In der lutherischen Kirche führten die neben den Pfarrern angestellten Geistlichen häufig den Titel „Diakon“. In Nürnberg hießen die ältesten Diakone der Hauptkirche „Schaffer“ (Schaffner); sie hatten alle gottesdienstlichen Verrichtungen anzuordnen.

Formen, Farbe wie Milch und Blut, große, blaue, helle Augen, schön geformte Nase und sehr kleiner Mund und merkwürdig kleine Hände und Füße, dunkle Haare, die bis zur Wade herabreichten. Es war eine Eigenheit meines Vaters, daß er die Mutter nur schlicht weiß gekleidet sehen mochte; auch durfte sie nie Schmuck tragen, sie hatte ihn auch nicht nötig.

Mit der liebenden Pflege meiner Eltern vereinigte sich die der Eltern meiner Mutter. Der Großvater war ein stattlicher, großer Mann, der mich zu den Paraden der Preußen auf seinen Armen trug. Da waren Dragoner, die mir besonders gefielen, ganz in gelbem Hirschleder mit roten Aufschlägen gekleidet, mit großen, hohen Stiefeln, über die weiße Strümpfe weit schenkelaufwärts reichten; auf dem mit gepudertem Zopf und gewichstem Schnurrbart gezierten Haupte einen hohen, gewaltigen Dreimaster mit breiter, weißer Borte und einen steifen, kurzen, weiß und schwarzen Federbusch. Der große Pallasch sowie Patrontasche und Karabiner wurden von breiten, wohl mit Schnallen und sonstigen Metallzeugs reichlichst versehenen Lederzeuge getragen. Sie waren schön anzusehen, diese Krieger, wenn sie mit gemessenen Schritten einherwankten. Da waren noch Musketenträger, blaue und grüne mit roten Aufschlägen, knappen Uniformen; die Offiziere trugen Spieße, mit denen sie gar zierliche Bewegungen machten. Aus den Heerhaufen ragten hohe, schöne Fahnen. Reiterei gab es auch, schwarze Husaren mit Totenköpfen auf den lang bezipfelten Mützen, gelbe Husaren, mit denen oft ein wunderschönes Weib, die Frau des Kommandierenden, ritt, halb in Husarenuniform gekleidet[6]). Mir Bürschchen machten diese Schauspiele, die mir eine unüberwindliche Macht vorstellten, die höchste Freude.

Da sammelte sich eines Tages die ganze Soldatenmasse Ansbachs, und ich hörte zum ersten Male das Wort „Franzosen" bedeutsam aussprechen, was mich aufs äußerste erregte[7]). Als

---

[6]) Randbemerkung Bandels: Fürstin Solms, Schwester der Königin Luise von Preußen, später Königin von Hannover, die Husaren-Schönheit.

[7]) Es war die Zeit des 3. Koalitionskrieges 1805. England, Österreich, Rußland und Schweden hatten sich gegen Napoleon verbündet, während die süddeutschen Staaten auf französischer Seite standen. Preußen verhielt sich neutral. Der General Mack wurde von Napoleon

Landesbibliothek Detmold

es Nacht geworden, führte uns der Vater auf den Hausboden und zeigte uns in der Ferne Feuer bemerkend: „Dort sind Franzosen, die hereinkommen wollen!“ Zum ersten Male hörte ich von Friedensbruch, von Krieg und Frieden. Anordnungen des Vaters machten mich stutzend; die Nacht kam ich nicht zum Schlaf vor Erwartung, was die schönen Preußen tun würden. Der Morgen kam, Stille überall: die Preußen waren abgezogen. Gen Mittag kam dem Garten, in dem ich mit meinem Bruder unter einer Magd Aufsicht der Dinge, die da kommen würden, harrte, ein Lärm fremder Töne, der immer stärker wurde, näher und näher und ein Haufen auf allerhand Art Bewaffneter in den mannigfaltigsten Anzügen. „Da sind die Franzosen!“ rief es von allen Seiten. Als der Schwall in meiner Nähe war, sagte ich laut: „Das ist ja Gesindel!“, und sogleich hatte ich kleines Kind von einem großen Kerl eine so gewaltige Ohrfeige, daß ich in den Garten zurückflog [8]). Ich wußte und hörte aus den fremden Worten, daß die Franzosen kein Deutsch verstehen, und schloß sogleich, daß der Kerl, der mich doch verstanden, ein Deutscher sein müsse, und zuerst in meinem jungen Leben erwuchs in mir der Haß gegen ungetreue Deutsche, die sich unseren Feinden angeschlossen.

Nun kamen auch geordnete französische Truppen, die mir aber alle doch auch in ihrem leichten Benehmen so vorkamen, als könnten solche unseren strammen Preußen nichts anhaben; unbegreiflich blieb mir damals das Verschwinden der letzteren. Endlich kam auch der Anführer der Fremden, ein hoher, stattlicher Mann mit kleinem Kopf, feurigen Augen über einer großen Adlernase, umgeben von vielen Reitern, alle in glänzenden Uniformen: es war Bernadotte.

Alles wurde anders: auf gesetzte Ruhe, auf friedliches Waffenspiel kam wildes Durcheinander und oft wildes Lärmen.

---

in Ulm eingeschlossen und mit seiner Armee zur Übergabe gezwungen. Dieser Erfolg war vor allem dadurch erreicht worden, daß der Kommandierende in dem von den Franzosen besetzten Hannover, der Marschall Bernadotte, ohne Preußens Neutralität zu achten, durch Ansbach marschiert war.

[8]) Der Vorfall hat sich fest in seine Seele eingeprägt. Die Ohrfeige habe er nie vergessen, erzählte er im hohen Alter einem Besucher, und auf das Hermannsdenkmal zeigend, fügte er hinzu, dort oben auf dem Berge stehe sein Rächer.

Wir Kinder wurden mehr gehütet, und es wurde mir oft schwer gemacht, das neue Treiben in der Nähe schauen zu können. Durch das immer frecher werdende Eingreifen der Franzosen in die deutschen Verhältnisse wurde mein guter Vater immer ernster; er gab sich weniger wie früher mit uns ab, und seine Erzählungen, mit denen er immer Lehren verknüpfte, wurden immer ernster und führten uns Großtaten unserer deutschen Vorfahren vor. Der Großvater wurde blind, und als wir zwei Buben am Scharlach krank lagen, war der Großvater stets bei uns. Als wir uns besserten, brachte er uns Kindergewehre. Mein 2 Jahre älterer Bruder Karl zeigte sich den Neuerungen nicht abhold; er war Franzose, ich Deutscher, und es wurde Krieg gespielt, ohne daß wir wußten, wie ernst der Krieg draußen entbrannt war. Der Großvater wurde, 79 Jahre alt, uns entrückt; seine Frau folgte ihm bald darauf, 84 Jahre alt.

Einstmals bekamen wir Einquartierung. Ein hoher Militärbeamter wohnte im Gartenzimmer, in das ihm viele Waffen gebracht wurden. Ich sah dieses, und als ich durchs offene Fenster den Mann schlafend auf seinem Bette liegen sah, stieg ich durchs Fenster, holte ein Gewehr nach dem andern mühsam heraus und verbarg es im Garten in einer Grotte, die zur Aufbewahrung von Arbeitsgerät diente. Ich war bald mit meinem Ausräumen fertig, da ward ich von einem langen Diener des Mannes, einem Deutschen, ergriffen und festgehalten. Der Herr, der mich beobachtet hatte, erhob sich und trat vor mich hin und ließ mich vom Deutschen fragen. Meine Antworten mußten ihm gefallen haben, denn er wurde immer freundlicher und entließ mich, meine Wangen streichelnd, was mich aber so wenig wie seine späteren Liebkosungen zu seinem Freunde machte. Außer dem langen Schlingel, der, während sein Herr sich mir freundlich zeigte, mich deutsch schimpfte, diente demselben Herrn noch ein Deutscher, ein gutmütig aussehender, dicker Bursche. Mit dem dicken Bedienten durfte ich ausreiten, was ihm unsere Freundschaft befestigte. Der Lange spielte den Franzosen und schimpfte beständig auf alles Deutsche; der Dicke jammerte, daß er den Franzosen folgen müsse. Ersterer ward dadurch mein Feind, letzterer mein Freund, und es entwickelte sich eine ununterbrochene Neckerei zwischen dem Langen und mir, die

damit einen üblen Ausgang nahm, daß ich, während er ein Pferd putzte, dasselbe zupfte, so daß es aus- und dem Armen ein Bein so zerschlug, daß er 6 Wochen im Bette ausharren mußte. Auf seinem ersten Gange im Hofe sah er mich in einer Bodenluke; er holte ein Gewehr, schlug auf mich an. Ein Stein, von mir geworfen, traf ihn, sein Schuß mich aber nicht. Nun kamen schlimme Tage für mich: ich ward in der Wohnung strenge bewacht. Zu meinem Glücke zogen die Franzosen bald ab.

Wir wohnten in der Neustadt in Hofrat Kramers Hause, dessen Hauptseite in den Garten an der Promenade, der Hof in die Straße ging. Der Hof war geräumig, hatte Ställe und ward viel von den Franzosen in Gebrauch genommen, eine Zeitlang auch als Schlächterei, und wir hatten lange das schlechte Vergnügen, die Metzeleien mit all dem Ungemache, das damit verbunden, aushalten zu müssen. Das Gittertor war stets vom armen Volke bedrängt, dem Knochen und sonstige Abfälle hinausgeworfen wurden. Eines Tages entstund in der Wohnung des Hofrats gewaltiger Lärmen[9]). Der Vater zog schnell seine Uniform an, schnallte seinen friedlichen Degen um, eilte hinunter, ich verstohlen nach. Welch ein Schauspiel für mein Kinderherz mußte ich erblicken! Die beiden lieben Leute, Mann und Frau, beide Greise, wurden von einer Rotte Soldaten an ihren weißen Haaren auf dem Boden herumgezerrt. Der Bediente brachte bald Gendarmen, mit deren Hilfe mein Vater Ruhe herstellte und die Verbrecher gefangen setzte. 45 Mann waren unvermutet in Kramers Gute ½ St. von Ansbach einquartiert worden, und da nicht sogleich für sie nach ihren Ansprüchen gesorgt werden konnte, rückten sie in die Stadt, um solch kannibalische Lust zu üben. Durch solche Auftritte, die überallher berichtet wurden, erwuchs in mir eine grenzenlose Verachtung und Haß gegen die fremden Eindringlinge.

Eines Tages kam ein großer Trupp — ein paar hundert Mann — Östreicher verschiedener Waffengattungen in größter Eile an und lagerten sich in den Gärten an der Promenade. Sehr viele waren verwundet, blutbefleckt waren die weißen Uniformen; sie halfen sich wechselseitig ihre Wunden zu verbinden. Ich war bald unter ihnen, schleppte ihnen Lebensmittel zu,

[9]) Bandel hat meist die ältere Form „Lärmen“ statt „Lärm“.

manche aus der Mutter Speisekammer von mir gemauste mit, und ward so mit den Leuten, die alle bewaffnet waren, was mir besonders gefiel, bald bekannt; besonders mit einem großen, schönen Mann, der ganz in Grün gekleidet und einen großen dreieckten Hut, mit goldener Borte besetzt, aufhatte. Die anderen aller Gattungen folgten seinen Befehlen. Als sie wieder aufbrachen, gen Kloster Heilbronn wallend, zeigte ich ihnen den Weg. Der Grüne führte mich an der Hand und nahm mich abwechselnd auf seine Achseln; er erzählte mir, sie kämen von Ulm, das ein Schurke den Franzosen übergeben; sie aber mit Tausenden von Kameraden hätten sich unter Erzherzog Karl [10]) durch die Franzosen durchgehauen, gingen zu ihrer östreichischen Armee und würden bald wiederkommen. Als ich so ein paar Stunden mitgezogen war und mit meinem Kindergeschnack die tapferen Kerle oft bis zur lauten Lache belustigt hatte, schickten sie mich zurück und machten aus mir einen östreichischen Soldaten, wie sie sagten, indem einer, der wegen einer Kopfwunde seinen Helm am Arme trug, den mir aufsetzte und ein Kroat mir einen von seinen 2 Säbeln umhing. Es war ein Prachtstück, nicht lang, aber oben breit, mit schwarzem Heft, das mit silbernen Knöpfen und solcher Hiebstange und dicker Kette versehen war. Die Scheide von grünem Saffianleder war reich mit silbernen Beschlägen verziert, und eine dicke Seidenschnur diente als Koppel. Bei einbrechender Nacht kam ich zurück. Meine schöne Mutter empfing ihren stolz einherschreitenden Sohn, den kühnen östreichischen Krieger, indem sie mit ihren kleinen Händchen mich auf meine Wangen zum Ritter schlug, wofür ich sie küßte. Eiligst wurde der Helm beseitigt und mein Haupthaar untersucht. So Mama nach überstandener Sorge; der Vater ließ mich ruhig berichten, ließ mir die schöne Waffe, drückte mir die Hand und küßte mich. — Meine Östreicher Freunde kamen nicht wieder.

[Hier hat Bandel eine Lücke in seiner Niederschrift gelassen, offenbar zu dem Zwecke, später noch einige Ausführungen über

[10]) Erzherzog Karl leitete 1805 den Feldzug in Italien. Von der Armee, die um Ulm stand, retteten sich nur wenig über 2000 Mann, die Erzherzog Ferdinand in atemlosen Märschen, obwohl hitzig verfolgt, doch glücklich nach Eger brachte. Zu diesen wird die Abteilung gehört haben, von der Bandel erzählt.

den Übergang Ansbachs an Bayern einzufügen; die Stelle ist unbeschrieben geblieben. Ansbach wurde 1805 infolge des Schönbrunner Vertrages von Preußen an Napoleon und von diesem 1806 an Bayern abgetreten.]

Meines Vaters Freunde Altenstein, Schuckmann, Nagler[11]) und andere kehrten nach Berlin zurück; mein Vater blieb auf den Wunsch des Königs Maximilian Josef, der ihn auf einer Reise nach Bayreuth — glaube ich — kennen gelernt. Ansbach wurde der Krone Bayern durch Napoleon zugeteilt, und alle Verhältnisse änderten sich. Uns Jungen war es nun anstößig, daß die französische Sprache sich immer mehr verbreitete, und bald war jeder, der französisch sprach, unser „Feind", jedes Haus, in dem die verhaßte Sprache gesprochen wurde, wurde aller möglichen Neckereien Zielscheibe.

Im Jahre 1806 kam die Reichsstadt Nürnberg auch zu Bayern. Mein Vater wurde beauftragt, das Gerichtswesen dort nach bayrischer Art einzurichten. Wir zogen nach Nürnberg und bezogen dort unterhalb der Burg ein Eckhaus, das im Verrufe stund, daß Gespenster darin umgingen. Das war nun wieder was für meine neugierigen Forschungen; Geister bekam ich aber trotz aller Mühe weder zu hören noch zu sehen. Der Vater mußte viel Aufwand machen, „Etwas repräsentieren" nennt man das; 2 Bediente mußten mit Fackeln vom Theater nach Hause voranleuchten; fast täglich waren Gäste zu Tisch, was von all den Neuerungen mir das Liebste war. Viel Spaß machte mir der letzte Rest der Reichsstadtherrlichkeit, die „Armada Nürnbergs". Die Kerle marschierten in dunkelblauer Uniform, das Gewehr schräg über dem Bauche, in Zwischenräumen von 1 Schritt mit auseinandergespreizten Beinen ganz gravitätisch einher, und ich begriff da schon, daß solch Puppenwesen dem flinken Franzosen nicht gewachsen war. In kurzer Zeit entstund auch in Nürnberg eine neue Bürgerwehr unter dem deutschen Namen „Volontairs".

---

[11]) Frh. von Altenstein, Frh. von Schuckmann, von Nagler waren an der Regierung zu Ansbach tätig und haben später sämtlich als Minister in Berlin eine große Rolle gespielt. von Nagler war es, der als preußischer Generalpostmeister dem Detmolder Verein zur Errichtung des Hermannsdenkmals Portofreiheit für Preußen gewährte.

Mein Vater stellte junge Kräfte in die Gerichte, von denen viele durch ihre Tätigkeiten bezeugten, welch richtigen Blick und welch tiefe Menschenkenntnis der damals schon „alte Bandel" hatte. Der berühmt gewordene Rechtsgelehrte Puchta erzählt in seiner Lebensgeschichte[12]), wie mein Vater ihm die erste Anstellung gab. Puchta hatte seine Doktorwürde errungen, und mein Vater hatte dessen Schrift gelesen. Puchta schreibt: „Ein kleiner, alter Herr trat bei ihm ein und fragte: „Haben Sie das geschrieben?" — „Ja." — „Gut! wollen Sie die Stelle?" — „Sie irren sich wohl; Sie suchen wohl meinen Herrn Onkel." — „Nein, ich suche den, der dieses geschrieben, und da Sie das

[12]) Wolfgang Heinr. Puchta, Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, Nördlingen 1842. Er hat sich durch eine ausgedehnte Schriftstellerei auf juristischem Gebiete einen angesehenen Namen erworben. Die Unterhaltung zwischen Bandel und Puchta vollzog sich natürlich nicht in der kurzen Form, wie wir sie oben finden. Puchta erzählt: „Im Nov. 1795 sei ein Mann in schlichtem Anzuge in sein Stübchen getreten, der sich als Regierungs-Direktor Bandel angekündigt und die Frage gestellt habe, ob Herr Advokat Puchta — damals noch ein blutjunger Anfänger — das Amt eines Criminalrats übernehmen wolle. Daß ich erst kurz Advokat sei, mache kein Hindernis, sei vielmehr ein Grund mehr für die Annahme meiner Befähigung. Es handle sich hier um ein Richteramt, und eine längere Sachwalterpraxis gewöhne nur zu leicht an Einseitigkeit. — Bandel, wie ich ihn auch später kennen lernte, war überhaupt einer von den Menschen, denen nichts mehr zuwider ist als Schwierigkeiten da zu begegnen, wo sie alles plan und einfach vor sich zu sehen glauben; darum oder auch vielleicht, weil er gerade in meiner Erklärung eine Vertrauen erweckende Bescheidenheit erkannte, wußte er mich in seiner gewohnten Leichtigkeit, die Dinge von der rechten Seite aufzufassen, bald zu beruhigen." Puchta hat dem Manne, der ihn „entdeckte", das wärmste Andenken bewahrt; Bandels Wesen schildert er: „Begabt mit einem ungemein klaren Verstande, verband er gründliches Wesen mit seltener Lebenserfahrung und praktischer Gewandtheit. Mit dem gefälligen Äußern eines Mannes von Welt, der aller Pedanterie, in welcher Form sie sich auch zeigte, abhold war, stand eine Leichtigkeit in der Auffassung kritischer Verhältnisse in der schönsten Harmonie und erregte oft Bewunderung. So war es denn zu erwarten, daß er bald ein neues, reges Leben nicht nur in dem von ihm mitdirigierten Gerichtshof, sondern überhaupt in die Rechtspflege der ganzen Provinz brachte. Man darf sagen, er war gleichsam der belebende Odem seines Kollegiums, das vorzugsweise ihm die Verbannung des Geistes pedantischer Mikrologie, schwerfälliger Bedenklichkeit und vorurteiligen Klebens an veralteten Formen und damit sein jugendliches Aufblühen verdankte." Nach Hermann Uhde, Meine Jugend, erzählt von dem Erbauer des Hermanns-Denkmal, veröffentlicht im Unterhaltungsteil der „Neuen Hannoverschen Zeitung" Jahrgang 1876.

sind, so biete ich Ihnen die Stelle an." Puchta erhielt sie durch den alten Bandel.

Mir erregten die vielen Beweise von Verehrung und Freundlichkeit, die meinem Vater dargebracht wurden, stolze Achtung vor meinem immer strengen und immer freundlichen, fröhlichen Vater. Es fällt mir ein Erlebnis im Jahre 1825 ein, das bezeugt, wie sehr meines Vaters Tätigkeit und freudiges Mitleben ihn in Achtung gebracht. Ich war kurz vor meiner Reise nach Italien als Bräutigam mit meinem künftigen Schwiegervater, dem Landrichter von Kohlhagen, in Fürth 1 Std. v. Nürnberg bei einer Gastung in einem Gasthof und war auf meinen Wunsch den Gästen nicht vorgestellt. Es ging lustig her, und am Schlusse der Tafelfreuden stieg ein Herr auf den Tisch rufend: „Trinken Sie mit mir auf Erinnerung an die Bandelsche Zeit!" Mit allgemeinem Jubel ward angestoßen, und meines seligen Vaters Rechtlichkeit, Freundlichkeit und leutselige Fröhlichkeit wurde lobend erwähnt. Von Gefühlen überwältigt, ging ich ins Freie.

Als Nürnberg an Bayern übergeben wurde, ordneten die Verwaltungsbeamten auf die schändlichste Art auch Verkäufe an, und wurde durch sie das berühmte Erzgitter, das quer durch den Rathaussaal stund und von Peter Vischer gegossen war, als altes Messing verkauft. Leider kam mein Vater zu spät nach Nürnberg; es war schon abgeschickt. Mein Vater ordnete eine Nachschickung an, um es um jeden Preis wiederzugewinnen; es ward bis Lyon verfolgt. Dort verschwand es der Nachforschung, und es ist verschwunden geblieben. Das Gitter hatte ich wenige Monate, bevor es verkauft wurde, noch gesehen; es ist mir wegen seiner Schöne im Gedächtnis geblieben. Es war so lang, wie der Rathaussaal breit ist, und hatte eine Höhe von wenigstens 15 Fuß; es war durch reich verzierte Säulen in — ich irre wohl nicht — 7 Fächer geteilt. Das mittlere Fach bildete den Türeingang. Die Fächer waren reich verziertes Gitterwerk mit großen Blumen; in ihnen und um die Säulen waren Figuren angebracht, und das Ganze war viel vergoldet[13]).

---

[13]) Dies Prachtgitter war im Jahre 1513 von den Fuggers bestellt worden; die Fuggerschen Erben weigerten sich aber, das Gitter abzunehmen. Daher wurde es 1530 vom Nürnberger Rat angekauft, der es

Da fällt mir vom Nürnberger Leben noch ein Geschichtchen ein. Zu einer Neujahrsfeier, die im roten Rossessaal gefeiert wurde, wurden mein Bruder, der 2 Jahre älter war, und ich von den Eltern mitgenommen. Es ging hoch her, und war auch die preußische Fürstin, die zu Erlangen residierte[14]), mit da. Es war eine sehr alte Dame, die eine Unmasse funkelnder Edelsteine an sich hatte. Ich staunte sie an und ward von ihr zu sich gerufen. Sie frug mich: „Gefalle ich dir so sehr?" Worauf ich: „Du nicht, aber die Steine." Sie frug weiter: „Welche ist hier die schönste Dame, die dir am besten gefällt? Zeige sie mir und küsse sie!" Da lief ich wilder Bengel auf meine spätere Frau Schwiegermutter zu, umarmte und küßte sie zur allgemeinsten Belustigung und Gutheißung meines Geschmackes, denn sie war wirklich ein sehr schönes, junges Weibchen. Die Männer jubelten darüber, stellten mich auf den Tisch, und mußte ich in Champagner die Gesundheit der Schönen trinken. Mein Vater machte der für mich gefährlichen Geschichte ein Ende, indem er mich durch unsern Bedienten nach Hause tragen und ins Bette legen ließ.

Nach Rückkehr von Nürnberg wohnten wir in Ansbach in einem uns gehörigen Hause am Husarenplatz, dem Eckhaus der katholischen Kirche, die nun Salzmagazin geworden, gegenüber. Wir waren schon 4 Geschwister: 2 Buben, ein Mädchen und

---

1540 am westlichen Ende des großen Rathaussaales aufstellen ließ. „Leider wußte die Nachwelt das wundervolle Kunstwerk nicht zu schätzen. Im Jahre 1806 wurde das Gitter unter Aufsicht des Architekten Haller abgebrochen und als altes Metall versteigert. Für 12 057 fl. kam es an den Kaufmann Fränkel in Fürth, der es mit einem Gewinn von 1000 fl. sofort dem Kaufmann Schnell in Nürnberg überließ. Man sagt, dieser habe es nach Lyon verkauft, wo die Spur dieser ersten architektonischen Renaissanceleistung in Deutschland, die in der deutschen Baukunst die gleichbedeutende Stellung einnimmt wie das Sebaldusgrab in der deutschen Skulptur, verloren ist. Nur moderne Zeichnungen nach dem 10 m langen und 3,5 m hohen Gitter geben uns von der schönen harmonischen Wirkung, die durch die proportionierte Gliederung der einzelnen Teile hervorgerufen wurde, und von der Feinheit der Ausführung eine Vorstellung." Berthold Daun, P. Vischer und A. Krafft, Bielefeld u. Leipzig 1905, S. 51.

[14]) Nach Uhde, Meine Jugend, war die Fürstin die letzte Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth Sophie Karoline Marie, die Nichte Friedrichs des Großen, die zu Erfurt residierte. — Der Saal, in dem die Feier stattfand, war der Saal im Gasthof zum „Roten Roß".

mein jüngster Bruder, der leider durch einen Fall von einem Tische sich so verletzt hatte, daß sein Rückgrat zu einem Höcker auswuchs; er war aber, der jüngste, doch der klügste und in der Schule weit vor. Er war mein Liebling, und wenn er sich schwach fühlte, trug ich ihn huckepack in die Schule. Wehe den Jungen, die ihn seines Unglücks wegen verspotteten; die wurden von mir gehörig durchgewalkt. Der Arme mußte viel leiden; der Knochenfraß griff immer weiter um sich, und als es in seinem 10. Jahre zum Sterben ging, schickte er unter allerhand Vorwänden Vater, Mutter, alle fort; nur ich durfte bei ihm bleiben. Er nahm meine Hände in die seinen und entschlief so betend.

Ein Mansardenzimemr war uns zwei ältesten Kindern zur Wohnung eingeräumt. Wir hatten die Aussicht über einen Teil der Stadt auf die nächsten Höhen, wo uns der stetige erbauliche Anblick auf den Rabenstein, auf dem auf einem hohen Pfahle die Fetzen eines Leichnams, auf ein Rad geflochten, des Mörders Klaus, herabhingen. Unser Zimmer hatte ich mit Chodowieckis Bildern aus dem 7jährigen Kriege ausgeschmückt. Meine liebsten Bücher waren die über deutsche Geschichte. Ich war im Gymnasium aufgenommen, und mußten wir Brüder unsere Aufgaben in des Vaters Arbeitszimmer ausarbeiten. Der Griechen und Römer Taten gefielen mir sehr, ihre Sprache verfluchte ich aber tausendmal; denn ich konnte mich nicht mit ihnen befreunden. Meinen Bruder Karl hielt der Vater strenge ans Arbeiten; mir ließ er auffallend viel Freiheit, die ich denn auch gehörig benutzte. Meine geregelten Freistunden und die, die ich mir möglichst oft machte, verlebte ich im nahen Walde. Dort hatte ich Hütten, sogar eine in einem Tannenbaume, gebaut; in ihnen lernte ich meine Aufgaben. Gelegentlich fing ich auch mit Leimruten Vögel, nicht um sie zu töten, nur um sie näher betrachten zu können. Mit vieler Mühe und Sorgfalt reinigte ich die gefangenen vom Vogelleim und ließ sie wieder fliegen. Trotz aller Faulheit, wie es die Leute nannten, glaubte ich immer Neues gelernt zu haben und war immer einer der ersten in meiner Klasse. Der Mutter Sorge wegen meines freien Lebens, als ich einst vom Baden ohne Hemd und Strümpfe, die mir gestohlen waren, nach Hause kam: „Was

soll aus dem Buben werden, der nichts lernen will?" beschwichtigte der Vater: „Laß es gut sein, Kind" — so nannte er die viel jüngere Mutter — „der steigt noch allen Leuten in die Tasche."

Die Nachrichten der fortlaufenden Kriegsereignisse weckten in uns Buben die Lust zu Kampf- und Waffenspiel. Ich hatte unter mir eine stattliche Bubenarmee; wir waren die Söhne deutschgesinnter Familien und lieferten auf den nahen alten Schwedenschanzen manche nicht unblutige Schlacht den französisch gesinnten Bubenhorden. Mit dem Blasrohr konnte ich Sperlinge vom Dache herabschießen; mit Pistole und Vogelflinte schoß ich Eichhörnchen und Vögel. Auch im Fechten übte ich mich schon als Kind. Abhärten wollte ich mich möglichst; meine guten Federbetten warf ich jeden Abend von mir und schlief auf dem Strohsack. Eines Nachts kam die Mutter noch in die Kammer und sah diese ihr Greuelgeschichte. Ich wurde deshalb beim Vater verklagt und — bekam eine so eng abgenähte Roßhaarmatratze, gegen die der Strohsack ein Daunenfederbett war. Mir aber war das lieb, und habe ich nur dieses Bett bis zu meiner Abreise nach Italien 1825 gehabt. — In meinem 11. Jahre bekam ich Unterricht im Reiten durch einen Reiter-Wachtmeister. Meinen ersten Ausritt ins Freie machte ich an unserm Hause vorbei; stolz saß ich im Sattel und grüßte nach Reiterart die auf ihr Söhnchen herabschauende Mutter. Weiter ging's langsamen Schritt den steilen Neuenweg hinauf. Ein Bekannter hielt meinen Rittmeister auf; ich ritt langsam vor. In einem scharfen Winkel biegt die steile Straße in die Waldebene oben ab. Mein Pferd, des langen Steigens müde, sprang mit seiner leichten Last im Galopp an und jagte mit mir in den Wald. Ein Sprung über einen Graben, und ich hing mit dem Knie im Sattel. Zum Glück kam mein Begleiter und rettete mich vor dem Zerschellen an den Baumstämmen. Dies hat mich für alle Zeit zum vorsichtigen Reiter gemacht.

Einer meiner frühesten Unterrichte war im Tanzen. Wir 2 Jungen wurden mit 2 gleichaltrigen Töchtern einer uns sehr befreundeten Familie von Kracker, eines französischen Ausgewanderten, zur graziösen Ausbildung und zur Kunstübung

im Tanzen übergeben. Es waren 2 liebliche, lustige Kinder und der Lehrer eine gutmütige Seele; das machte mir diese Stunden zu den angenehmsten, an die ich noch mit Freuden zurückdenke. Monsieur Du Petit war ein kleines, elegantes Männchen im grauen, breitschößigen Frack, der groß genug, um die kleine Violine in einer der Taschen aufzunehmen. Gepudertes Zöpfchen, kurze Beinkleider, Seidenstrümpfe und die möglichsten Schnallen fehlten nicht. Tadellos waren alle seine Bewegungen. Endlich hatten wir es zur Ausführung der graziösesten Menuette gebracht zur großen Freude der zuschauenden Eltern, deren Gesichtsausdruck mir bei ihrem Lobe doch ein komisches Lächeln nicht ganz unterdrücken zu können schien. Das gute Franzmännchen war durch nichts in seiner freundlichen Langmut zu stören, und gar manche Schelmenstreiche gingen an ihm ohne Wirkung ab. Nach den Stunden, die bei unsern Freunden in einem hellen Gartensaale abgehalten wurden, geleitete unser Meister uns nach Hause, damit wir auch auf der Straße anständig gehen lernen sollten. In der Mitte zwischen uns beiden Buben ging Meister Du Petit, möglichst die Fußspitzen auswärts, die Arme ruhig an den Seiten, die Hände auswärts gestreckt, Daumen und dritten Finger zu einem Ring zusammengefügt, die anderen Finger gestreckt. So ihm nachahmend, schritten wir mit möglichst ernsten Gesichtern anständigst einher, zum Erstaunen und Belustigung der uns begegnenden Menschen. So ging's bis an unsere Hofpforte. Da mußten wir vor ihm Front machen und unser gut einstudiertes Kompliment, das er jedesmal ohne Fehl uns vormachte: 20 Sekunden herabbeugen, 20 Sekunden wieder aufwärts. Da kam es denn manchmal zur Belustigung der zuschauenden Nachbarn vor, daß Herr Du Petit mich, seinen zweiten Schüler, beim Aufschwung nicht mehr erblickte, was ihn jedoch nie zu unanständigem Unwillen brachte. — Meinem älteren Bruder machten diese Übungen wenig Freude; desto mehr belustigten sie mich, und betrieb ich sie so mit Leichtigkeit und guter Laune, daß ich es so zur Fertigkeit im Menuettanzen brachte, daß ich von meiner Mutter auf einen Kasinoball mitgenommen wurde, um dort mit ihr zu tanzen; das war mir nun gar ein wahres Gaudium. Im veilchenblauen Frack mit Emaille-Knöpfen, buntgestickter Weste

mit durchbrochenen goldenen Knöpfen, hellgrauen kurzen Beinkleidern mit goldenen Schnallen, seidenen Pfeffer- und Salz-Strümpfen, feinen Schuhen mit großen Schnallen, einer stattlichen seidenen Schleife unterm Knie über einen weit vorragenden Busenstreifen, die Haare à la Kakadu leicht gepudert und einen kleinen, dreieckigen Klapphut in den fein weißbelederten Handschuhen, brachte ich mein erstes Tanzauftreten zur meiner Mutter und aller Anwesenden hohen Befriedigung bestens fertig. Ich war so entzückt und über mein langes gutes Benehmen so vor Freude außer mir, daß ich nicht anders konnte: ich mußte in die freie Nachtluft hinaus, und weil die Laterne am Hauseingange gar zu langweilig dahing, so mußte ich sie zu lautem Geklimper bringen. Sie fiel, und war mir ihr Wehgeschrei doch zu arg, und rettete ich mich davor in einen weiten Kamin, aus dem ich nach kurzem Aufenthalt schwarz gefleckt mich wieder im Freien fand. Das Ballvergnügen war durch mein Bubenvergnügen zu Ende gekommen, und suchte ich nach Hause schleichend meine Ruhestätte.

Später tanzten wir unter Anleitung deutscher Tanzmeister russische, polnische, ungarische, etc.-ische Tänze, wenig deutsche: das Volk war ja gewöhnt worden, nach fremden Pfeifen zu tanzen. Nach Napoleons Pfeife tanzte alles; Deutsches gab es nicht mehr öffentlich. Die Alten waren vernarrt ins Franzosentum: sie waren entzückt über der Franzosen feine Lasterhaftigkeit. Mit dem größten Teile des deutschen Nachwuchses war es anders; der wunderte sich über das Benehmen der Alten und maßte sich sogar an, auf seine Art das Nichtdeutsche zu strafen. Ein hoher Beamter, der täglich an unserm Hause vorbeiritt auf einem stattlichen Schimmel, war mir verhaßt, weil er und seine 2 Töchter nur noch französisch sprachen. Sonderbar war es, daß sein Roß immer an unserm Hause unruhige Sprünge machte und eines Tages, sich hoch bäumend, seinen Reiter so abwarf, daß der einen Armbruch erlitt. Es soll sich in den Nüstern eine Tonkugel gefunden haben, und ein junger Schlingel soll sogar hinter den Läden gelacht haben.

Der Vater war Königl. Beaufsichtigungs-Kommissär der Bank in Nürnberg und einst dort, als Östreicher in die Stadt

eindrangen[15]). Der Vater kam in einem mit 4 Pferden bespannten Wagen in Ansbach mit der geretteten Bankkasse an. Das anwesende Franzosenvolk kam durch die Nähe der Östreicher in höchste Aufregung: es sollte die steinerne Schloßbrücke, die die Vorstadt mit der Stadt verbindet, gesprengt werden, und wurde schon Anstalt dazu gemacht, da ersah ich es, rief ein Bubenkorps zusammen und marschierte mit Hallo durch die seichte Rezat[16]), zum Beweise, daß die Sprengung nichts nützen würde, und die Brücke blieb stehen. Die Furcht der Franzosen belustigte uns Jungen und brachte uns auf den Einfall, Kosaken erscheinen zu lassen. Aus dem Dorfe Eib ½ Std. v. Ansbach erschienen solche; es waren Buben und Mühlknechte aus der Weidenmühle mit langen Stangen, die auf Eseln und kleinen Pferden ritten und bald wieder verschwanden. Das gab einen herrlichen Spaß.

Mein Vater war wie auch der Jurist Feuerbach und andere mehr nach München zu einer Gesetzgebungs-Kommission befohlen (1810 wohl) und war mit der Mutter und den 2 jüngsten Kindern hingereist. Mein älterer Bruder Karl und ich wurden zu einem Beamten, der 4 Söhne hatte, die uns Altersgenossen sein konnten, unter Aufsicht gegeben. Die Eltern waren liebe Menschen; die Mutter verhätschelte uns wohl zuviel. Die Söhne waren fleißig und, was mir gefiel, sehr kräftige, entschlossene Bursche. Es wurde wacker gelernt, und ich machte nebenbei Burgen von Lehm und Ritter von Pappe, sogar solche, die beweglich waren; meine neuen Kameraden halfen mit. Wir machten oft weite Ausflüge in die Umgegend Ansbachs, auf denen besonders Mühlen und Eisenhämmer meine Aufmerksamkeit anregten. Und als nach bald Jahresfrist die Eltern mit einem neuen lieblichen Schwesterchen zurückkamen und das frühere Familienleben wieder im alten Geleise war, da baute ich eine große Mühle. Ich zimmerte regelrecht Fachwerk und Dach eines wohl 5 F. langen Hauses. Dann knetete und brannte ich Backsteine, wobei ich in ewigem Streit mit unserer Köchin lag,

---

[15]) Der Vorfall muß sich 1809 abgespielt haben, als die Östreicher sich gegen Napoleon erhoben. Der Krieg endete für sie unglücklich mit der Schlacht bei Wagram. Bayern als zum Rheinbund gehörig stand auf seiten Napoleons.

[16]) Der Fluß, an dem Ansbach liegt.

die mir am Herd und Backofen keinen Raum gönnte. Dann wurde mit Kalk gemauert. Nun aber bekam ich auch Schelte von der Mutter, und nur des Vaters Schutz half mir mein Vorhaben durchführen. In das Haus ordnete ich nun eine Bretterfäge und einen Eisenhammer an. Die nötige Welle drechselte ich bei meinem Freunde, Meister Drechsler, selbst; die Säge feilte ich mir beim Schmied auch selbst zurecht, und die Hämmer und Ambosse goß ich aus Blei. Viele Mühe machte mir das oberschlächtige Wasserrad. Vor der Stadt arbeitete ein Mühlenbauer; den belästigte ich mit meinem Zu- und Absehen so, daß er mich ein paarmal davonjagte. Endlich waren alle Teile fertig und, nachdem die Zusammenstellung auch vollendet, ward das große Werk unter großem Kindergefolge zum Röhrenbrunnen im Hofe gebracht, die Wasserrinne gehörig gestellt, und ein nicht endenwollendes Jubeln und Wundern erscholl, als die Hämmer klapperten und die Säge schnitt. Mama und Köchin waren froh, von dem halsstarrigen Störer endlich befreit zu sein; sie freuten sich aber doch mit, und Papa belobte mich sogar sehr[17]).

In München mußte mein Vater jeden Morgen zum König Max Josef, und erst als es schon zu spät war, verbot die Majestät dem schon alten Vater, immer in kurzen Hosen und seidenen Strümpfen zu kommen. Die Beine waren durch Erkältung mit Ausschlag befallen. Nach Ansbach zurückgekommen, wollte mein Vater dieses Übel beseitigt haben; sein Arzt wollte keine schnellen Mittel dagegen gebrauchen. Da, nach Jahr und Tag, nahm der Vater einen andern Arzt, der unvorsichtigerweise den Ausschlag vertrieb, woraufhin sich in den Augen des Vaters der graue Star bildete. Nach Monaten wurde in Nürnberg die

[17]) Schon in diesem kindlichen Spiel offenbart sich eine außergewöhnliche Begabung, die Bandel später bei der Herstellung des Hermannsdenkmals sehr zustatten kam. In dem erhaltenen Bruchstück eines kurzen Lebenslaufes schreibt er: „In Lust und Freude unter gebildeten Menschen wuchs ich auf. Von klein an war mir aber ein Fürst nicht lieber wie der geringste Handwerker und Bauer, von dem ich lernen konnte. Als 9jähriger Bube kannte ich alle Hantierungen, alles Gewerbe meiner Vaterstadt, konnte aber weder lesen noch schreiben. Es war mit mir nichts anzufangen, wozu ich nicht Freude hatte, und Freude hatte ich nur an Beschäftigungen, bei denen ich unmittelbaren Erfolg der Mühen sah.“

Staroperation vorgenommen, leider erfolglos. In der Zeit[18]), wo die Deutschen wieder voll freudigen Hoffens die Freiheitssonne aufsteigen sahen, verdunkelten sich eines der besten Deutschen leibliche Augen. Desto heller blickte sein Geist in die große Völkerbewegung und in die Zukunft; immer heiterer und freudiger wurde er. Ich wurde sein liebster Geleiter auf seinen täglichen Spaziergängen, und wenn an Sonntagen meine Kameraden Ausflüge machten, dann führte ich zuerst meinen Vater und durfte nachher meinen Freunden nachreiten. Eines Sonntagnachmittags gingen wir im Hofgarten; am Orangeriehause war Musik und eine große Menge Volks. Als wir dazu hinkamen, wurde eben ein meinem Vater beliebter Walzer gespielt. „Tanze mit mir die Reihe hinunter!", und schon schwang er sich mit mir fort. Alle Anwesenden freuten sich über des alten Bandels[19]) Frohsinn; niemand lachte. — Man sollte dem Vater seine Blindheit nicht ansehen, und er verrichtete genau wie ein Sehender alle Tagesgeschäfte in rüstiger Bewegung ohne alle Hilfe im Hause. Seinen Arbeiten als Appellationsgerichts-Direktor konnte er blind nicht mehr vorstehen; die Stelle als Königl. Kommissär der Bank in Nürnberg behielt er aber bei und arbeitete täglich darin mit einem Bankbeamten, wobei ihm sein oft unbegreiflich gutes Gedächtnis gut zustatten kam. Wir alle im Hause mußten ihm aus verschiedenen Büchern vorlesen, beim Aufhören ihm die Seitenzahl sagen, und wenn auch Wochen vergingen bis zur Wiederaufnahme des Lesens, so fehlte er nie in Nennung der Seitenzahl. Geometrische und auch andere Figuren legte er, wenn er mich belehrte, mit langen Hölzchen, und ich mußte sie auf Papier nachzeichnen. Dann benannte er Linien und Winkel mit Buchstaben, Längen mit Zahlen und lehrte dann, ohne je in den Bezeichnungen zu fehlen. Bei solchem Lehren war Unaufmerksamkeit unmöglich.

Eine gar eigene Art, mich Wildfang zu leiten, hatte mein Vater. Vorlesen wollte mir lange nicht geläufig gehen. Da beauftragte er mich eines Tages, die uns befreundete, sehr schöne

---

[18]) Die Zeit der Befreiungskriege. Randbemerkung Bandels: „Mein Vater erhielt 19. Mai 1813 den Civil-Verdienstorden und unterm 18. Juni 1813 den Adel." Vgl. S. 19 Anm. 3.

[19]) Randbemerkung: „den alle Ansbacher lieb hatten, weil er, wo er konnte, mit Rat und Tat half."

Frau General-Kreiskommissärin Freifr. v. Dörnberg, die krank lag, um ihr Befinden zu befragen. Als ich bei ihr, sagte sie: „Ei, das ist schön, daß du Windbeutel — das war der Ehrentitel, den sie mir immer gab — kommst; ich habe Langeweile. Setze dich und lese mir vor!" Das war für mich ein großer Schrecken. Ausweichen konnte ich nicht und mußte meine Schwäche nun an den Tag bringen. Die Dame neckte mich deshalb. Von da an übte ich mich, und bald war der Fehler gehoben. Da ward ich wieder zur selben Dame mit einem Auftrag geschickt, wieder zum Vorlesen aufgefordert, und der liebe Windbeutel erhielt für befriedigende Vorlesung einen Kuß, und unter Scherzen und Auslachen ward mir die vom Vater eingeleitete Zwangsgeschichte geoffenbart.

Einst führte ich meinen Vater in der großen Lindenallee des Schloßgartens in der Blütenzeit. Da kam uns in der Baumstämmelinie ein Mann laut schnackend entgegen; die Stammlinie ließ ihn uns nicht sehen. Da hörten wir ihn sagen: „Bin ich's, oder bin ich's nicht?" Da sagte mein Vater in seiner Laune: „Du Ochs!" In dem Moment trat der erste Pastor Ansbachs hinter den Bäumen ans Licht. Ich gab meinem Vater das Zeichen zum Grußerwidern. Die Geschichte brachte uns noch oft zum Lachen; der ehrwürdige Herr wird wohl bei künftigem Lautphilosophieren achtsamer geworden sein. —

Vor Ansbach auf dem Wege nach dem Dorfe Eib hatte der Töpfermeister Feilner, dessen Sohn später in Berlin sich als Ofenfabrikant sehr ausgezeichnet, sein Haus und Werkstatt. Bei meinen öfteren Gängen nach Eib zu dem ersten Bauernhof links, in dem ich sehr bekannt war und wo ich im Garten einen Zwetschgenbaum pflanzte und pflegte, der ein stattlicher Baum geworden, sah ich, vor der Werkstatt Feilners vorbeigehend, Bären als Tintenfässer, die mir so gefielen, daß ich Bekanntschaft mit dem später berühmt gewordenen Sohne, dem Verfertiger der Bären, machte und mir die Erlaubnis erwarb, den Bärenpelz mit einer Spritze auf die glatten Bären auftragen zu dürfen. Das waren meine ersten plastischen Arbeiten. —

An einem Napoleonstage [20]), der gefeiert werden mußte, nahm

[20]) 2. Dezember, Tag der Kaiserkrönung 1804 und der Schlacht bei Austerlitz 1805.

man den Bürgern Ansbachs tausende Gulden ab, wofür ein erbärmliches Feuerwerk abgebrannt und ein Ball im Schloß gehalten wurde. Zum Ball wurden die Frauen und Jungfrauen zum Tanz kommandiert; meine Mutter, wohl die schönste in Ansbach, ging nicht hin. Die galanten Herren Franzosen waren so frech, tags darauf zu uns ins Haus zu kommen und dem Vater Vorwürfe zu machen darüber, daß er seine junge Frau zurückgehalten. Mein Vater, der, wenn es sein mußte, sehr gut französisch sprach, komplimentierte die Frechen zum Hause hinaus. — Großes Laufen und Unruhe aller Art brachten Kommissäre, die unverhofft alle Kaufläden nach englischen Waren durchstöberten und alle gefundenen auf Haufen warfen und verbrannten [21]). Die Franzosen regierten, alles Deutsche hatte keine Gewalt mehr. — Einmal kamen 2 Regimenter französische Jäger mit hohen, grün-rot-gelben Federbüschen. Die Anführer befahlen, in wenig Tagen die Truppen mit neuen Federbüschen zu versorgen. Da wurde alles Federvieh geschlachtet, um dem Befehle nachzukommen.

Immer mehr steigerten sich die Gewaltbefehle, und Durchzüge von Truppen aller Nationen leiteten den großen Zug nach Rußland (1812) ein. Da kamen braungekleidete Spanier und Portugiesen, rote Schweizer, weiße Römer und blaue Italiener; sogar gelbe schwedische Husaren hatten sich zu uns verirrt. Der Völkerschub wurde zu einem Menschenstrom, der fast bis zur Neige alles verzehrte, wo er floß. Da wettete ich mit einem Bedienten, der uns verließ, um zur Errichtung des geträumten Weltreiches mitzuhelfen, daß dieser Zug der Franzosen Macht brechen würde. Er kam nicht wieder, um die verlorene Wette zu bezahlen.

Stille und stiller ward es; ängstliche Spannung, die durch die ankommenden Nachrichten immer größer wurde, löste sich nach und nach in immer kühner werdendes Hoffen auf, und lange nachher, wie das große Heer schon so gut wie vernichtet war, kamen Nachrichten, die eine baldige Befreiung wahrscheinlich machten. Deutsche Männer, die unterm Joche sich nicht mehr

---

[21]) Folge der Festlandsperre, die Napoleon 1806 gegen England verfügte, um dieses an seiner verwundbarsten Stelle, dem Handel, zu treffen. Alle englischen Waren wurden mit Beschlag belegt.

rühren konnten, wagten sich wieder hervor, und wir Jungen jubelten ohne Rückhalt. Ich kaufte eine Gipsbüste Napoleons und steinigte sie vor unserem Hause, zum Schrecken meiner Eltern; denn noch war für solche Tat die höchste Strafe möglich.

Was noch zu den Fahnen herangezogen werden konnte, ward aufs neue für Napoleon zusammengesucht; doch die Soldaten waren andern Sinnes geworden. So wie sie früher in ihrer Verblendung für Napoleons Ruhm, als sei es ihrer, mit auszogen, so mußten sie nun durch Gewalt getrieben werden. Neues junges Franzosenvolk kam und zog gen Norden weiter. Diese jungen Gardesoldaten waren so ängstlich, daß man sie nur truppweise sah. Auf dem Husarenplatz vor unserm Hause war ein Sammelplatz, und machte ich mir einmal den Spaß und stellte in einem Eckhof des Platzes Dielen eines Tischlers auf kurze Stäbe, an die ich Schnüre gebunden hatte, und als eine Truppe in Reih und Glied stund, zog ich die Stäbchen ab, was einen schußähnlichen Knall gab. Das gab einen Schrecken und Wirrwarr unter den Helden! Sogar ein Gewehr entlud sich. Eine Untersuchung ward eingeleitet, aber keiner wurde gefunden.

Auch 4 Regimenter Neapolitaner kamen mit vielen Kanonen; sie blieben einige Tage und wurden im Feuer exerziert. Ein Kommandeur, der bei uns im Quartier lag, kam dreimal mit gebrochenem Degen, den er an seinen Leuten abgeschlagen hatte, heim. Er schenkte mir eine italienisch-französische Grammatik mit seinem Namen „Pigal"; er hinterließ ein Paket bei uns mit der Bitte, wenn er fallen sollte, es seinen Verwandten nach Mailand zu schicken. Sein Diener kam später mit der Nachricht seines Todes und nahm es mit. Als die Regimenter abgezogen, waren über 400 Mann zurückgeblieben; das Reithaus war voll von zurückgelassenen Waffen und Tornistern. Die Kerle wurden von den Bauern genährt und gen Süden durchgelassen; in Tirol wurden sie aufgefangen und heimspediert.

Schlachtenberichte folgten sich. Meist wußten sie noch von französischen Siegen zu rühmen, bis endlich die Schlacht bei Leipzig geschlagen war und helle Klarheit wurde. Welch Jubel erhob sich nun! Wie verkrochen sich die Deutsch-Franzosen! Das Kriegsvolk bekam ein anderes Aussehen; man sah nur noch

Deutsche. Da kamen eines Tages die steile Landstraße, die von Süden nach Ansbach führt, in geschlossenen Haufen, die eine Halbseite weiß, die andere hellblau [22]), Kriegsvolk 32 000 Mann und zogen im Eilmarsch gen Würzburg.

Wir bekamen nun ins Haus uns liebe Gäste, den General Fürsten Löwenstein-Wertheim, einen gewaltig großen, starken Herrn mit 4 Adjutanten, die Grafen Seefeld, Taufkirchen und zwei, deren Namen mir entfallen. Fürst Löwenstein saß neben meiner Mutter, und ward auch über die Gefahren des Krieges gesprochen. Löwenstein sagte, alle Wunden seien nicht so gefährlich, wie sie schienen, nahm der Mutter kleine Hand und drückte einen ihrer Finger dicht über seine linke Augenbraue in ein gut mit Haut zugewachsenes Büchsenkugelloch, wohin ihm ein Tiroler sein Blei geschickt. Die Kugel lag noch auf dem Gaumenknochen. Meine Mutter wäre fast vor Schreck in Ohnmacht gefallen. Ich stund nebenan und hatte jetzt den Fürsten erst recht lieb: er mußte ja dicht im Feuer gewesen sein. An der Abendtafel ging es froh und zuversichtlich der kommenden Dinge her; da schallten Kolbenschläge an die Haustür. Ein österreichisches Regiment hatte auf dem Straßenpflaster Quartier genommen. Fürst Löwenstein stellte sich an die Türe, Diener mit Lichtern neben ihn. Die Türe wurde geöffnet, und die guten „Holters“ [23]) prallten zurück. In der Küche war ein großer Kessel mit Nahrung für die neuen Ankömmlinge auf dem Feuer. Die Straße war gar lustig anzusehen: Strohsäcke, Decken, Bänke und Tische waren aus den Häusern geliefert; Hunderte von Lichtern beleuchteten die mannigfaltigen Gruppen, in denen Gewehrpyramiden funkelten. Das müde Volk war, gesättigt, bald im ruhigen Schlaf, und als ich am frühen Morgen unter sie mich mischen wollte, war keiner mehr zu sehen. Unsere Gäste zogen auch frühest ab, uns in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, zurücklassend.

---

[22]) Bayrische Truppen (weiß-blau). Der König von Bayern war schon vor der Leipziger Schlacht zu den Verbündeten übergegangen. Ein bayrisch-östreichisches Heer suchte Napoleon den Rückzug abzuschneiden, wurde aber bei Hanau zurückgeschlagen.

[23]) Spitzname für die Östreicher; sie gebrauchen mit Vorliebe das Beteuerungswort „holter“ für das sonst übliche „halt“.

Ein paar Tage später verkündete ferner Kanonendonner den Zusammenstoß bei Würzburg. Die Franzosen mußten die Stadt verlassen und zogen sich auf die Festung Marienburg [24]) zurück. Die Deutschen zogen gen Hanau und verbissen sich dort mit den von Leipzig kommenden 84 000 Mann Franzosen. —

II. Schulzeit in Ansbach und Nürnberg

Ich war früh im Gymnasium [1]) aufgenommen worden und hatte bis zum Progymnasium immer als einer der ersten den Schulgang mitdurchgemacht. Ich hatte immer gute und meistens Lehrer, die sich die Liebe der Schüler erhielten; nur ein Klassenlehrer, namens Schüler, machte darin eine Ausnahme. Eine rohere Art, seiner Lehre Eingang zu verschaffen, konnte es nicht geben; die meiste Zeit wurde mit Prügeln verloren, und tat er das Möglichste, um sich seiner Schüler Verachtung zu erwerben. Einer unter uns, der viel zeichnete — ich mochte nicht — mußte einen großen Esel zeichnen und anmalen, und als er damit fertig war, mußte er selbst ihn zuerst für einen geringen Fehler, eine Stunde lang an der Wand stehend, vor der Brust tragen. Er

---

[24]) Die Zitadelle von Würzburg.

[1]) Über das damalige Schulwesen in Bayern gibt das „Normativ der Einrichtung der öffentlichen Lehranstalten" vom Jahre 1808 Aufschluß. Dieses sieht eine Trennung des mittleren Unterrichts in einen Gymnasial- und einen Realkursus vor. Beide sollen sich auf einen gemeinsamen Elementarkursus vom 8. bis zum 12. Lebensjahr aufbauen, der auch die Einübung der lateinischen Grammatik einschließt. Der nun folgende Gymnasialkursus zerfällt in 2 Abteilungen: in 2 Progymnasialklassen (12.—14. Jahr), als deren Hauptaufgabe die Einübung der griechischen Grammatik bezeichnet wird, und in 4 eigentliche Gymnasialklassen (14.—18. Jahr). Das Gymnasium sollte auf Grund eingehender Beschäftigung mit den alten Sprachen vorzugsweise auf die gelehrten Berufe vorbereiten. Im entsprechenden Realinstitut trat das Sprachstudium zugunsten des Unterrichts in den Sachwissenschaften zurück (vgl. Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, Berlin und Leipzig 1921, II. 422). In seinem Lebenslauf schreibt Bandel: „So ward ich 13 Jahre, da erklärte ich rund heraus, ich möchte kein Gelehrter werden, wolle mich mit Sprachen nicht weiter quälen, sondern wolle Sichtbares schaffen und alles lernen, was dazu gehöre. Ich kam in eine Realschule ..." Über den eigentlichen Grund des Schulwechsels (Ansbach — Nürnberg) spricht Bandel sich nicht aus.

zwang die einen, einen andern über die Bank zu legen, damit er bequemer prügeln konnte. Da wendete sich das Blatt. Als er einem meiner Freunde — wir hatten Rache verabredet — auf die Hand Hiebe geben wollte, fing dieser den ersten Hieb auf, riß das Rohr dem Zuchtknecht aus der Hand und schlug dem Menschen einen so gewaltigen Hieb ins Gesicht, daß die Strieme auflief. Wir halfen unserem Kameraden zur Flucht. Wütender wurde unser Tyrann, und als er bald darauf wegen eines Fehlers — habst statt habest — auf mich, schlagen wollend, losging, sprang ich durchs Fenster — es war zu ebener Erde — riß einen Fensterflügel mit, daß er in Scherben mir nachstürzte, und klagte meinem Vater die Geschichte und erklärte, daß ich nicht mehr in solche Behandlung mich fügen möge. Der Herr Professor wurde eines besseren Benehmens belehrt und versetzt.

Vom Progymnasium kam ich in die Realschule. Der Hauptlehrer Brunner war ein lieber Mann, eifrig und nachsichtig; ich habe ihm viel zu danken. Er lehrte klar und mit unverdrossener Geduld, und mag es immer keine Kleinigkeit gewesen sein, uns Buben, die wir alle durch die sich immer neu drängenden Weltereignisse aufgeregt und tatkräftiger, wie sonst Knaben in unserm Alter, waren, in Ruhe und Lust zum Lernen zu erhalten.

Den Unterricht im Zeichnen gab der Lehrer Kleinknecht; wir mußten nach Vorlagen abzeichnen, was mir sehr langweilig vorkam. Nun wurde aber nur auf genaue Nachstrichelung gesehen, und eben das behagte mir nicht. Ich hielt die Größe der Vorlagen nie ein; Rotes zeichnete ich schwarz, Schwarzes rot, und so erhielt ich stets Tadel, nie Lob; und endlich mußte ich wohl als einer der Schlechtesten gegolten haben, da ich keinen Zeichnenpreis[2]) aufzuweisen habe.

Wie ein elektrischer Funke wirkte die Leipziger Schlacht im deutschen Volke. „Zu den Waffen!" rief alt und jung. Auch wir Gymnasiasten und Realschüler ordneten uns zu Haufen; die Stärkeren bekamen Gewehre und Patrontaschen, das Kleinzeug Stöcke. Zu den letzteren wollte ich durchaus nicht. So wurde ich als „letzter Mann" den Großen zugeteilt, und bekam ich eine alte östreichische, 13 Pfund schwere Muskete. Wenn ich mich

[2]) Bandel gebraucht in Zusammensetzungen stets die Form Zeichnen statt Zeichen.

streckte, konnte mein Auge in den Lauf meines neben mir stehenden Mordgewehrs sehen. Wir wurden in Rotten geteilt, unser Heer hatte Grenadiere, Musketiere und Jäger mit entsprechenden Abzeichen auf den Wachstuch-Tschakos und Patrontaschen. Alle trugen wir blaue Röcke und gelbe Beinkleider. Da entfaltete sich nun ein neues Leben. Die Waffen blieben im Gymnasialgebäude; Mittwochs und Sonnabends früh wurden sie nach 10 hervorgeholt und für das Nachmittagsexerzieren hergerichtet. Die 2 Höfe verwandelten sich in Kasernenhöfe. Nachmittags ging's dann hinaus ins Freie. Zuerst kamen die Marschierübungen, die die Kleinen mitmachten, dann die Waffenübungen und so fort bis zum Imfeuerexerzieren. Wir hatten für die Rotten unsere eigenen Anführer und fürs Ganze Offiziere der Bürgergarde. Das war ein ernstfröhliches Treiben, bei dem es manchmal auch streng und gefährlich, sogar blutig herging. Als einstmal der Sturmmarsch mit gefälltem Bajonett geübt wurde, fiel es dem ersten Zuge der Grenadiere ein, uns, den letzten Zug der Jägerleins, schrecken und davonjagen zu wollen. Sie stürmten auf uns ein, schwenkten nicht, und wir wichen nicht und rannten durcheinander. Zum Glücke gab's bei den Grenadieren nur 3 leichte Wunden; wir kamen heil davon. — Auf dem Exerzierplatze war stets das munterste Getreibe. Wurde zur Ruhe befohlen, dann eilten alle, um die Bäume, die den Platz umstunden, zu erklettern. Die Patrontaschen, die auch Würste etc. enthielten, wurden geöffnet und manch Fläschchen Wein in luftiger Höhe zu deutschem Sang geleert. Als wir schon rüstige Krieger abgaben, ward immer mit Musik heimmarschiert, die uns am Fuße des Hügels, der zum Gymnasium führt, vor dem Tore erwartete. Unser alter Bürgerhauptmann zog ungern den Umweg durch die Stadt, wir desto lieber, und als er eines Tages hinter den schlagenden Tambourn rechts ab den Hügel hinaufzog, marschierten wir ins Stadttor ein, der Musik folgend. Das Männlein donnerte uns an, unsere Paukenschläger übertönten ihn, und strammen Schritts ging's durch die ganze Stadt. Damals strafte man nicht gern, und unser Übermut ward weidlich belacht.

Nun waren wir andere Menschen geworden, und bei all dem aufregenden neuen Treiben wurde gleichmäßig fortgelernt; nur

beanspruchten wir achtungsvolle Behandlung, und ereignete sich eines Tages eine ernst-komische Geschichte mit unserem Schreiblehrer. Der war so unvorsichtig, unserem größten und ältesten Mitschüler St. mit einer Ohrfeige zu drohen. Da machte der das hinter ihm gelegene Fenster auf und sagte ruhig: „Wenn Sie nur die Hand gegen mich aufheben, werde ich Sie da hinauswerfen.“ Da rannte der Lehrer zum Direktor, und wir zogen nach. Ich war vor Freude meinem kühnen Freunde auf die Schulter gesprungen, auf der er mich festhielt; und so führten wir den Zug an, ordneten uns vor des Direktors Tür, und als der Schreiblehrer heraustrat, traten wir ein und erklärten, diesen Herrn nicht mehr in unsere Klasse eintreten zu lassen. Dabei blieb es auch; es kam ein anderer Lehrer. St. zog nächstes Frühjahr mit vielen anderen Kameraden aus zu ernstem Kampf und fiel bei Brienne. Ich war zu klein, zu schwach noch, und obgleich ich schon ein guter Büchsenschütze war, durfte ich doch nicht mitziehen.

Bayern hatte damals in 8 Kreisen 3½ Millionen Seelen. Das Männervolk war durch die vielen Kriege entsetzlich gelichtet; in Rußland blieben allein 32 000 Mann tot. Zur Sicherstellung Deutschlands mußte unser Erbfeind aber gänzlich bezwungen werden. Deutsches Volk wollte auch selbst Rache nehmen, und die Süddeutschen wollten um jeden Preis zeigen, daß sie Deutsche, und wollten das Unrecht, zum Feinde gehalten zu haben, wieder gut machen. Im Jahre 1814 zogen Alte und Junge, in Reih und Glied nebeneinanderstehend, viele meiner Freunde und Schulkameraden, oft alle männlichen Glieder einer Familie, so ein Freund unseres Hauses mit 6 Söhnen, nach Frankreich hinein. Traurig machte mich mein Bleibenmüssen, und um im schlimmsten Falle später noch unter die Vaterlandsverteidiger eingereiht werden zu können, bat ich, mich ins Kadettenhaus aufnehmen zu lassen. Da kam auf Ferien der junge Graf Platen[3]), der spätere Dichter, auf Besuch zu seinen Eltern nach Ansbach aus dem Kadettenhause in München; es kam auch der Kommandeur der Kadetten zu gleicher Zeit nach

[3]) Der Dichter Graf August von Platen-Hallermund war am 24. Okt. 1796 als Sohn eines Oberforstmeisters in Ansbach geboren; über Bandels Zusammentreffen mit Platen in Italien vgl. S. 188 f.

Ansbach. Ich wurde dem vorgestellt, bestund ein vorläufiges Examen glänzend, und auf die Eingabe ward meine Aufnahme ins Kadettenkorps bewilligt. Meine Mutter stattete mich nun, nach Platens Uniformstücken sich richtend, aus. Der kleine Soldat war bis auf neue Waffen fertig, und der Tag der Abreise war festgesetzt. Unterdessen waren vom Kriegsschauplatze gute Nachrichten eingelaufen. Da rief mich mein Vater am Abend vor dem festgesetzten Abmarschtag allein in sein Zimmer. „Daß du für dein Vaterland zu kämpfen, wenn es nötig werden sollte, dich bereiten willst, freut mich. Doch da Frieden kommen wird, langer Frieden, und ich nicht wünsche, einen Sohn als Soldaten in Friedenszeiten zu haben, so mußt du dir einen andern Stand wählen. Du hast volle Freiheit zu wählen, und wähle, wenn du es willst, einen solchen, von dem du leicht in deutsches Heer eintreten kannst, wenn dies nötig sein sollte, was Gott verhüte.“ Damit war ich auf einmal auf anderes Denken angewiesen. Meines guten Vaters Wünsche waren mir stets unumstößliche Befehle; ich zog meine blau und rote Jacke weinend aus, wachte die ganze Nacht. Des erfahrenen Vaters Wille und die Erwägung, in einem andern Berufe doch freier handeln zu können als in der Militärschule, brachten mich endlich zu ruhiger Überlegung, und am Morgen bat ich den sorgsamen Vater, mich Forstmann werden zu lassen[4]). Wenige Tage darauf reiste ich nach Nürnberg in die höhere Realschule, von der ich später auf eine Forstakademie kommen sollte.

Ein bedeutender Abschnitt in meinem Leben war angebrochen: das Spielen, das Sichhingeben an alle äußeren Eindrücke, das

---

[4]) Dieser Entschluß wurde wohl durch sein stark entwickeltes Naturgefühl geweckt. In dem kurzen Lebenslauf heißt es: „Neun Jahre war ich alt, da ging meine Jammerzeit an. Ich mußte Latein lernen, doch war ich immer unter den ersten, obgleich ich, anstatt zu lernen hinterm Tische, lieber jede freie Stunde benutzte, um in Wald und Busch Wild und Vögel zu belauschen. Vor schön beleuchteten Bäumen in ihrer Kronenpracht konnte ich stundenlang liegen und an einem Baume den andern bewundern; oft sah ich auf den höchsten Tannen die Sonne untergehen... Soldat oder Jäger zu werden galt mir nun alles.“ Die Freude an der Natur ist ihm zeitlebens treu geblieben. Naturschilderungen nehmen einen breiten Raum in seinen Lebenserinnerungen und in seinen Briefen ein, so daß ihm seine Frau einmal den Wunsch äußert: „Schreibe weniger von Gegenden, denn das kann man sich doch nicht versinnlichen.“

Naschen von allem, was sich mir darbot, war zu Ende. Die sorgsame Pflege der liebevollen Mutter hörte auf; nur des guten, ernsten Vaters Rat und unmerkliche Leitung meiner Schritte und Bemühungen blieben mir auch in der Ferne. Ich sah bald in meiner neuen Lage, daß ich mich nun selbständig halten und in die Ferne zu weiterem Vorwärtskommen schauen und für Erringen einer Lebensstellung mich ernstlichst bestreben müsse. Ich war ein in ausgelassenster Fröhlichkeit aufgewachsener Bube, als mich der Tod meines geliebten Bruders Fritz zuerst zu ernstem Nachdenken führte. Aufs äußerste rüttelte mich bald nachher ein schauderhaftes Ereignis auf. Ich ging eines Sonntags in die Kirche zur Kinderlehre, die wir jeden Sonntag von 12 bis 1 besuchen mußten, mit meinem nächsten Schulkameraden namens Raabe. Wir arbeiteten unsere Aufgaben meist zusammen und hatten uns lieb. Da erscholl vom Kirchturm das Feuerzeichen. Wir brachten unsere Bücher in ein benachbartes Haus und eilten in der Richtung der Feuerfahne zum Tore hinaus. Es brannte in der Nähe des Dorfes Neuseß, wo wir ein kleines Landgut, nur eine starke halbe Stunde von Ansbach, und als wir dort ankamen, stund schon ein großer Bauernhof in Flammen. Das Wohnhaus war bis aufs Erdgeschoß im Feuer und dieses von den Rettern schon verlassen. Da sahen wir durchs Fenster eine Taschenuhr an einem Stubenpfeiler hängen und stürzten hinein, um die zu retten. Raabe war schneller und fand sie festgebunden, weshalb sie noch nicht gerettet; er machte sich ans Losmachen. Derweilen packte ich ein liegengebliebenes Bündel und eilte wieder hinaus. Ein paar Schritte nach mir kam Raabe, jubelnd die Uhr hoch haltend. Da, als wir die Hausschwelle überschritten hatten, stürzte mit entsetzlichem Geprassel der Hausgiebel auf uns herunter. Ich war schon weit genug entfernt; als ich aber aus dem Rauch und Staub zurücksehen konnte, sah ich meinen Freund unter glühendem Schutte begraben. Alles eilte, den Armen frei zu machen; er ward in ein nahes Haus getragen, auf ein Bett gelegt, und es zeigte sich, daß seine Brust ganz platt geschlagen und er überall am Körper von der Glut versengt war. Er lebte noch; was sich in seinen Augenbewegungen aussprach, war herzzerreißend. Ein Wagen eilte sogleich zur Stadt, um Arzt und

Eltern zu holen. Bald kam seine Mutter, die noch des Sohnes letzten Blick erhielt. Mein lieber Kamerad hatte ausgelitten. Ein erstes Dankgebet zum Allmächtigen erfüllte meine Seele und machte einen neuen Menschen aus mir. Träumend schlich ich heimwärts. An unserm Gütchen angekommen fuhr eben meine Mutter vor, die mich sehend aus der Chaise sprang und mich mit lautem Freudenschrei in ihre Arme schloß. Sie hatte erfahren, daß ein Junge beim Feuer umgekommen. Ich war von der Kirche nicht heimgekehrt, und da sie wußte, daß ich überall, wo es toll herging, dabei sein mußte, so kam ihr der Gedanke, ich könnte der Verunglückte sein, und war in ihrer ängstlichen Sorge hinaus zur Brandstätte geeilt. —

In Nürnberg war ich 1814 in die Familie eines Seminardirektors Buchner gegeben worden. 3 Söhne, wovon schon 2 Lehrer waren, gaben sich mit mir und noch 2 anderen jungen Pflegebefohlenen soviel wie nicht ab; der jüngste Sohn war unser stiller Aufseher. Die Frau Direktorin gab uns, was sie nach Übereinkunft mußte, und hatte ihre Katzen lieber als uns. Mein älterer Bruder hatte mich begleitet, damit ich kein Heimweh bekäme; vor mir in der Reisechaise stund mein Eichhörnchen im Blechhaus und ein großer Kuchen. Das arme Tierchen wurde bald vergiftet. Nachdem mein Bruder nach wenig Tagen wieder abgereist, sagte meine neue Pflegemutter zu mir: „So wie bis jetzt, geht es nicht fort.“ Bald wußte ich, was diese Worte bedeuteten. Am Mittag nach des Bruders Abreise spazierte die Lieblingskatze auf dem Mittagstische herum und holte sich die besten Bissen aus den Tellern. Als das Vieh solches auch bei mir probierte, schlug ich es mit der umgekehrten Gabel so auf den Schädel, daß sie maunzend abzog. Damit hatte ich es aber mit der Hausfrau verdorben. Viertausend Bleisoldaten, die mich begleitet hatten, übergab ich gleich in den ersten Tagen dem 3. Sohn, meinem weiteren Aufseher. Obgleich ich im Elternhause alles, was gut fürs Leben, hatte und wohl eben deshalb, konnte ich mich doch bald in die weniger üppige, ja höchst einfache Lebensweise fügen. Ich hatte auch bald keine Zeit mehr, andere Wünsche zu haben als nur die, die mir eine gute Stellung unter meinen neuen Genossen bringen konnten.

Ich war in die viertunterste Klasse des Realinstituts aufgenommen worden und war darin der jüngste Schüler unter 15 jungen Leuten, von denen ein paar 2 Jahre älter als ich waren. Das Institut war im ehemaligen Zwölfbrüder-Kloster am Lauferschlagturm in geräumigen Zimmern mit Vorplätzen und einem hellen Hof, auch einem kleinen Garten, auf den Zellen ihre Fenster öffneten. Unsere Lehrer hielten sich nicht ängstlich an Schulplan und Zwang; frei lehrten sie, und es kam oft vor, daß Lehrer und Schüler aller Klassen physikalische oder chemische Experimente zusammen ausführten und beobachteten. Da galt es, durch Studieren sich Erkenntnis zu verschaffen. In dieser Lehranstalt wurde nicht der Dummen und Faulen wegen der Lehrgang hingeschleppt, um solche mitzuziehen, und so kam es, daß während des Schuljahres viele, die nicht mitkonnten, austraten.

Mein Glücksstern hatte mich in die beste Lage gebracht, die meinem Sinn und Streben passend war. Der Knabe streifte sich ab, und mit solchem Eifer warf ich mich aufs Erlernen, daß mir meiner Gesundheit wegen Mäßigung geboten wurde. Die Namen Schubert, Schweigger, Pfaff, Kanne, Erhart zeigen genugsam, in welch gute Hände ich gekommen war. Unsere Lehrer waren unsere väterlichen Freunde, die sich auch freuten, wenn jugendlicher Übermut sich austobte. In den Ruhezeiten stürzte die ganze Jugend auf den großen Vorplatz, und Stoß- und Hiebfechten erscholl in den klösterlichen Hallen, das mit dem Glockenschlag schnellst endigte.

Schubert, später Hofrat und Professor an der Hochschule in München, Direktor des Instituts, lehrte Naturgeschichte. Seine Steine, getrockneten Fische und Pflanzen machten mir wenig Freude; die große lebende Natur, nicht die zerknickte, tote sprach mich an. Unser gütiger Lehrer wußte uns aber auch von seinen Totenkästen in die große, herrliche Schöpfung zu führen, und geleitete er uns jedes Jahr auf wochenlanger Fußwanderung hinein. An einem schönen Frühherbsttage 1815 vor Sonnenaufgang kamen vor dem Lauferturm in Nürnberg an 40 junge, frische Bursche, Schüler des Realinstituts, zusammen, mit Ränzchen und Botanisierbüchsen behangen. Mit dem festgesetzten Glockenschlag kam unser geliebter Lehrer Dr. Schubert mit

einem ihm befreundeten Kaufmann. Jubelnd ward er empfangen. Nach herzlichem Morgengruß setzte sich die Schar, von ihm geführt, in Marsch: es ging auf die Fränkische Schweiz, das sogenannte Muggendorfer Gebirge auf Umweg über Feucht (?) zu. Unterwegs wurden Pflanzen und Steine gesucht, viel merkwürdige Sachen gefunden, und war die Reise ein fortgehender Unterricht. Eine Woche lang durchstreiften wir das romantische Berg-, eigentlich Talland, wo man auf den nicht sehr hohen Talwänden überall eine öde Hochebene überschaut, durchfurcht von meist engen, von Flüßchen ausgewaschenen Tälern. Gleich am ersten Abend, an dem uns Regenschauer überfielen, mußten wir uns in Pottenstein unser Nachtquartier fast mit Gewalt nehmen; die Bande beschmutzter junger Bursche mußten den Bewohnern des ärmlichen Ortes nicht geheuer vorgekommen sein, und unsere Wirtsleute bekamen erst, nachdem sie Geld gesehen, Vertrauen. Wir waren im hochgelegenen Gößweinstein, in dem wir noch alte Mönche trafen, die gutes Bier zu brauen wohl nur allein für christliche Übung hielten. In einem großen Raum waren lebensgroße, weiße Apostelstatuen wohl nur dazu da, den Namen darauf zu schreiben. Wir schrieben in ein offenes Buch, das der eine hielt, unsere Namen. Die mehr und weniger erhaltenen Burgen Rabeneck, Rabenstein, Gailenreuth, die Burg des in der Nürnberger Sagengeschichte berühmten Raubritters Eppele von Gailingen wurden besucht, bei letzterer die Höhle, die auf dem Boden und in den Wänden eine große Menge versteinerter Skelette des Höhlenbären enthält. — Beim Klettern in einer Felsrinne nach einer schönen Pflanze kam ich ins Rutschen und Rollen und wäre unfehlbar in die Wiesent schließlich gestürzt, wenn mich Direktor Schubert, der glücklicherweise unten in der Rinne war, nicht aufgefangen hätte. Am Beginn des Ahorntales fanden wir bei strömendem Regen noch glücklich Schutz in dem Kuhloch einer großen Felsenhöhle, die hoch gewölbt ein paar weite Bogenausgänge hat; dem einen Ausgang gegenüber auf steiler Höhe steht die kleine Klausstein-Kapelle. Als der Regen noch im stärksten Falle herniederprasselte, da mit einem Male strahlte die Sonne mit hellem Schein zwischen die fallenden Wasserstrahlen, die dadurch, aus unserm dunklen Hinterhalt gesehen, wie Goldfäden

erschienen; und in demselben Momente erscholl zu uns herein ein herrlicher lutherischer Choral: „Nun danket alle Gott!“ Der Moment war so überraschend ergreifend, daß sogleich die ganze junge Schar singend einfiel. Das war ein Gottesdienst, der aus den Seelen kam. Ein paar von uns hatten den Kapellenberg erstiegen, die Kapelle offen gefunden und waren durch den Durchbruch der Sonne zum Orgelspiel bewegt worden und hatten dadurch unsere Seelen vom Mißmut über den Regen zu Gottes Lob geführt. Die meiste Zeit verweilten wir im lieblichen Muggendorf, um dort die merkwürdigen Tropfsteinhöhlen zu besuchen. Vor Sonnenaufgang war da immer der große Brunnen am Platz von dem sich waschenden und zu den weiteren Fahrten sich rüstenden Völkchen umlagert; überall war Jugendlust, die unser geliebter Lehrer in gutem Halt zu halten wußte. Den Rückweg machten wir durch das Wiesenttal, zwischen den Burgruinen Neudeck und Streitberg, nach Nürnberg, in das wir am späten Abend wieder einrückten, ich weit vorne der erste. Wegen meines immer Vorlaufens erhielt ich den Titel „Leithammel“, wollte deshalb auch zuletzt noch der erste sein. —

Professor Schweigger, später Professor in Halle, lehrte Physik und Chemie, und da ich anstellig war, so wurde ich bald sein Famulus, half die Experimente ordnen, und manche Zeichnung solcher Anordnung von mir ist gestochen in seinen Werken erschienen. — Prof. Pfaff, der Mathematiker, war mir Hauptlehrer; für meine späteren Studien habe ich am meisten von ihm gelernt. War ein schöner Tag, dann rief er ins Zimmer herein: „Wer wird bei solch herrlichem Wetter in dumpfer Luft bleiben? Kommt heraus!“ Und nun ging's ins Freie. Folgte noch eine andere Lehrstunde, dann ging öfters der Lehrer dieser auch mit. Unter einer Baumgruppe oder — was öfters geschah — in einem schattigen Wirtsgarten wurde nun nicht eine Stunde, sondern stundenlang gelehrt und gelernt, und wenn dann der Himmel sich dunkelte und die Sterne erschienen, kamen noch Astronomie-Vorlesungen dazu. — Der ernsteste der Professoren war Kanne. Dieser kam mit dem Stundenschlag mit dem offenen Geschichtsbuch ins Zimmer und begann sogleich zu lehren. Er verlangte, daß wir ihm schriftlich folgen sollten, und dabei sprach

er so schnell, daß wir, wenn er mit dem Glockenschlage wieder verschwand, vom Nachschreiben alle zusammenbrachen. Selten, aber streng examinierte er und zwang uns dadurch, zu Hause das Gehörte und Nachgeschriebene zu ordnen und zu studieren. Unbemerkt beobachtete er jeden und krittelte und änderte an uns außer der Lehrzeit. Unter uns jungen Leuten war die alberne Mode nachgeäfft, die Haupthaare auf der Rückseite des Kopfes aufwärtsstehend zu streichen. Da forderte einstmals Kanne mich auf, zu ihm zu kommen. Bei ihm frug er mich: „Wachsen dem Menschen am Kopfe die Haare auf- oder abwärts?" Ich: „Ich verstehe" und empfahl mich. Auf der Treppe schon strich ich die Haare herunter. — Der Lehrer Penzenkofer lehrte italienische Sprache; es war ein kleines Herrchen mit kleinen Stiefelchen, und da er der einzige unserer Lehrer war, der unfreundlich und oft sogar boshaft war, so waren wir auch nicht so, wie wir unsern andern Lehrern gegenüber uns benahmen. Er erhielt den Namen „Kaligula". Als ich einst ihn in Lebensgröße auf die dunkle Wand mit weißer Kreide gezeichnet und er unverhofft hereinkam und sich erkannte, da ward er möglichst wütend, und sogleich den Sünder in mir vermutend, ging er auf mich los. Seiner Begegnung wich ich eiligst aus, kam nicht mehr in seine Stunden und nahm Privatstunden im Italienischen.

Der Zeichenlehrer, Kupferstecher Reindel, genügte mir nicht; er ließ auch nur nachzeichnen nach seinen Kupferstichen. Da erbat ich mir eine Zelle, kaufte Gipsabgüsse und fing an, selbständig nach dem Runden [5]) zu zeichnen. Zu gleicher Zeit zeichnete ich kleine, meist sehr ähnliche Porträts mit Bleistift. Durch die Lehrart, der viele Schüler nicht folgen konnten und weil keine nahe Anknüpfung in ihr ans praktische Leben enthalten, war der Zeichnenunterricht höchst mangelhaft. Linearzeichnen wurde gar nicht gelehrt. Die Modellsammlung, die von der aufgehobenen Universität Altdorf herstammte, wurde sehr wenig, fast nur allein durch mich in Anspruch genommen. In dieser Zeit modellierte ich auch kleine Porträt-Reliefköpfe in rotem

[5]) Rund werden in der bildenden Kunst die Figuren genannt, die von allen Seiten gesehen werden können, die von allen Seiten plastisch hervortreten, im Gegensatz zur platten Fläche, zum Relief und zur Zeichnung.

Wachs und schnitt in Alabaster halblebensgroße Hände nach der Natur. — Die Bibliothek wurde wenig benutzt. Nach all dem kam es, daß in den Jahren 1814—1816 die Durchschnittszahl der Schüler in 4 Klassen 40 bei einem Direktor, 4 Professoren und 3 Lehrern war. Im Herbst wurde das Institut aufgehoben, und die Schüler zerstreuten sich. Die meisten studierten noch alte Sprachen, bezogen Universitäten. Das höhere Realinstitut hatte ausgezeichnete Juristen, Theologen, Mediziner und nur 2 Techniker, den Baumeister Keim und meine Wenigkeit, gebildet.

Während dieses zweijährigen Aufenthaltes hatte ich nur in 2 Familien festen, freundschaftlichen Anhalt. Die Familie v. Kracker, die uns in Ansbach schon nahe befreundet war und in der wir Kinder mit den beiden gleichaltrigen Töchtern unsere ersten Tanzstunden gehabt hatten, war nach Nürnberg gekommen, wo der Vater General-Stadtkommissär geworden war. Ich ward in ihr freundschaftlichst als alter Freund aufgenommen. Es ward für immer bestimmt, alle Sonntage, die einzigen ganz freien Tage, die ich hatte, in ihr zu leben. Es war das mit eine geheime Anordnung meines Vaters, um mich so unter gebildeter Aufsicht an meinen Freitagen zu halten. Die Frau war mir eine zweite Mutter, die mich streng in Ordnung zu halten wußte. Nach der Kirche kam ich und wurde regelmäßig gefragt, über was und wie gepredigt worden war. Bei Tisch und besonders, wenn Besuch war und kam, mußte ich mich wie im Elternhause anständigst benehmen und immer mit den Töchtern an diesen Tagen zusammensein. Da aber, im Umgange mit diesen, war eine sehr große Veränderung gegen früher vorgegangen. Die lieblichen, natürlich frohen Kinder, das jüngste 2 Jahre jünger wie ich, waren liebenswürdige, schöne Jungfrauen geworden, und ich war noch derselbe frische, wilde Bursche, der nur zur Erkenntnis gekommen, daß er noch gar nichts sei und nur durch viele Mühe es zu etwas bringen könne. Meiner Kindheit Gespielinnen waren dagegen viel beachtete, gefeierte Dämchen in frischester Blüte. Ich hatte sie lieb und sah und fühlte, daß man gütig mit mir war. Oft machte mich unser Zusammensein traurig; oft bäumte sich in mir ein Stolz, den ich früher nicht empfand. Der Vater gab sich mit mir sehr wenig

ab. Er, ein sehr reicher Mann, hatte auch ganz die Art reicher Emporkömmlinge, sich ein wenig höher wie andere Menschen zu stellen. Dabei war er „sehr beschäftigt" und hatte stets das Aussehen, als trüge er schwer an seinen Arbeiten.

Sonntags nach Tische fuhren wir meistens spazieren. Einstmals kamen wir so langsam um das Chor der Sct. Sebaldus-Kirche. Da bemerkte ich hinter einem engen Drahtgitter, das den Raum zwischen 2 der niedlichen Pfeiler abschloß, über der die bedeutende Höhe des Gitters ausfüllenden Straßenkehrichtmasse ein paar Köpfe. Wir fuhren näher, und ich erkannte solche als Teile eines Reliefs. Tags darauf wurden Leute zum Ausräumen des hier wohl durch Straßenkehrer seit vielen Jahrzehnten übergeworfenen Mistes bestellt. Zuerst kam eine sehr schöne gotische Laterne von Erz zum Vorschein, hinter ihr wohl das schönste, alte plastische Kunstwerk in Nürnberg, eine Grablegung Christi von Adam Krafft[6]) und unten ein reicher Grabdeckel. Diese Mistdeckung hat das Relief bestens erhalten, was aber sicher nicht von denen beabsichtigt worden, die es in ihrer Gleichgiltigkeit für Kunstschätze mit Straßenkot ungeehrt bedecken ließen[7]). —

In Nürnberg ward mir (1816 Ostern) durch den Pastor Seiler an der Ägidienkirche die Vorbereitung zum ersten Abendmahl. Diese heilige Handlung ward mir durch den Kirchendiener aufs gründlichste verdorben. Tags vorher hatte der Pastor mir, dem Ältesten der Kinderschar, die zum erstenmal an den Tisch

[6]) Dies herrliche Kunstwerk ist bekannt als „Sebald Schreyers Begräbnis"; es befindet sich an der Nordostecke der Sebalduskirche. Hier war im Mittelalter ein Kirchhof, wo die Familie Schreyer eine Familiengruft besaß. Über dieser hatte der Großvater Sebald Schreyers ein ewiges Licht gestiftet — wohl die oben genannte Laterne —, damit die Vorübergehenden dort beten könnten. Sebald selber, der bekannte Förderer von Kunst und Wissenschaft, hatte mit seinem Verwandten Mathias Landauer durch Adam Krafft den Reliefschmuck anbringen lassen.

[7]) Bandel spricht oben S. 52 von 2 Familien, in denen er freundschaftliche Aufnahme gefunden habe. Welches die zweite Familie gewesen ist, erfahren wir aus den Lebenserinnerungen selber nicht. Dagegen in den „Anlagen" dazu heißt es: „In Nürnberg war ich noch in ein paar Familien freundlichst aufgenommen; in der Familie des Stadtgerichtsrates Zehler fand ich in den Söhnen Freunde, sowie auch in der Familie des Stadtgerichtsrates Korte. In letzter Familie war ich schließlich wie im elterlichen Hause aufgenommen."

des Herrn treten sollte, gesagt und gezeigt, wie ich die jungen Gemeindeglieder anführen solle. Da fiel es dem Kirchendiener, als wir zum Altar schritten, ein, mich am Rock zu packen und mich wie ein kleines Kind vorangehend nach sich zu ziehen. Auf meine Bitte, mich gehen zu lassen, brummte der dumme Mensch mich an, und beim Umgang hinterm Altar ward er, als ich mich frei machen wollte, sogar ungezogen. Dahin war meine fromme Stimmung, und ward ich erst wieder ruhig, als ich bei meiner frommen Frau v. K....., deren jüngste Tochter am selbigen Tage, aber in einer anderen Kirche, konfirmiert worden war, in die Heiligkeit der erlebten Handlung durch christliche Worte zurückgeführt wurde. Ich war meinem Schöpfer schon durch seine Fügungen nahe gestellt, und konnte das gestörte Gefühl keinen weiteren Einfluß auf mich üben. —

Im letzten Frühsommer meines Aufenthaltes in Nürnberg (1815) zogen große preußische Heerhaufen durch Nürnberg, eines Tages 84 000 Mann aller Waffengattungen: die Gardereiter, Küraßreiter mit schwarzen Harnischen, auf denen große Sterne prangten; donische Kosaken in roten Jacken, weiten, blauen Hosen, hohen Pelzmützen, mit langen Speeren, auf kleinen Pferden reitend, alles kräftige, große Männer; schmucke Husaren. Dieses eine Regiment mußte lange auf dem Platze am Lauferschlagturm, am Institut, halten. Da ließen sie ihre Pferde allerhand Kunstreiterstückchen machen, wodurch viel, besonders viel Weibervolks angezogen wurde. Da mit einem Male schmetterten die Trompeten eine wilde Tanzweise, und im Nu waren die Weiber und Mädchen von den rüstigen Reitern gehascht, und war der Platz in einen Tanzsaal verwandelt. Niemand war darüber entrüstet; unter Lachen und Jubeln tanzte endlich alles mit, bis ein Trompeter das Signal zum Aufsitzen blies, und ebenso schnell war wieder ernste Ordnung hergestellt, und unter freundlicher Begrüßung zog die lustige Schar ab. — Infanterie zog den ganzen Tag durch die Stadt, ihre eigentümliche Musik voran: Hörner jedes nur mit einem Ton, die Musik orgeltonartig. Artillerie und Kosaken- und Baschkirenhaufen mußten um die Stadt ziehen. —

Die baldige Auflösung des Realinstituts blieb uns nicht verborgen, und es trat an uns Schüler die Frage heran: „Was

nun weiter beginnen?" In der Zeit kam mein Freund, der Sohn des Baurats Keim, von einer Reise nach München zurück. Seine Erzählungen der dort gesehenen Kunstherrlichkeiten erweckten in mir den Wunsch, sie auch zu sehen und unter ihnen leben zu können. Meine Bitte, nach München reisen zu dürfen, ward mir vom Vater gewährt und die Ausführung nach Aufhebung des Instituts festgesetzt. Im Frühsommer 1816 kam der Tag, wo wir alle untereinander befreundeten Jünglinge nach allen Winden auseinander abzogen, ich zu meinen Eltern nach Ansbach. Dort blieb ich nur ein paar Wochen und zog dann zu Fuße nach München ab.

In Ansbach ward ich in der Zeit mit dem Freunde meines Vaters, dem Minister Frh. von Gemmingen, näher bekannt, und ließ dieser mich freundlich Einsicht in seine kleine Kunstsammlung nehmen, die er sich auf Reisen in Italien erworben hatte. Da sah ich zuerst die besten plastischen Kunstwerke des Altertums in sehr schönen Sepiazeichnungen; sie erweckten in mir eine wahre Sehnsucht, einst diese Werke zu sehen und sie näher studieren zu können. — In dieser Zeit lernte ich auch den Hofmaler Naumann kennen, der im Schlosse wohnte und darin auch seine Malerstube hatte. Ich mußte ihm meine Zeichnungen vorlegen, die er lobend und gütig beurteilte, wobei er mir den ersten hilfreichen Rat für weiteres Kunstüben erteilte. Der liebe, fleißige Künstler erschoß sich leider, über 70 Jahre alt, weil er wegen Schwachheit seiner Augen nicht mehr malen konnte.

Endlich kam die Zeit der Trennung: die Mutter rüstete mich aus, der Vater hielt mich mehr wie früher um sich, um mir für das Leben in der Fremde Verhaltungsmaßregeln und Ermahnungen zu geben und mir begreiflich zu machen, daß ich in der nun kommenden Zeit mir mit ernstem und strengem Leben mein weiteres Geschick anbahnen müsse. Er setzte mir Jahresfrist, ehe ich auf Besuch ins elterliche Haus zurückkehren dürfe. Der Morgen des Abmarsches kam, und ich ging mit dem Tornister auf dem Rücken und meinem Kroatensäbel unterm Reiserocke nach kurzem, herzlichem Abschied fröhlichen Herzens und rüstig im 17. Jahre einem neuen Lebensabschnitt entgegen.

Diese meine erste größere Wanderung sollte mir allerhand Abenteuer bringen. Auf früheren Ausflügen hatte ich mich im

Wandern und im Benehmen mit fremden Menschen schon bestens geübt. Das Gehen ward mir leicht, und marschierte ich rüstig vorwärts in der Gegend von Ellingen. Nachdem ich ein paar Stunden mit einem gar guten und frommen Landmann gewandert war und dieser seitab bog, gesellten sich 2 stämmige Handwerksbursche zu mir, mich in die Mitte nehmend. Die Kerle sprachen wohl plattdeutsch, denn ich konnte nur einzelne Worte verstehen, wenn sie unter sich redeten. Da sah ich, daß schon weit im Felde mein erster Reisegefährte mir winkte und auf seinen Rücken deutete. Zugleich bemerkte ich ein Zupfen an meinem Ränzchen. Da fiel mir meine neue, schöne, mit breiter Goldborte umschlungene Mütze ein, die ich da leicht aufgeschnallt hatte, da ich sie beim Eintritt in große Orte aufsetzen wollte. Ich sprang vor, herum und riß im selben Moment meinen Kroaten heraus, und als ich meine Mütze auf den Boden fallen sah, gab ich dem nächsten der Kerle einen flachen Hieb, mit der Drohung, scharf zu hauen, wenn einer sich mir oder meiner Mütze nahen würde. Das hatten die Lümmel von dem feinen Bürschchen nicht erwartet. Es hätte mir aber doch schlecht ergehen können, wenn nicht der Zufall einen reitenden Gendarmen auf das Blitzen meines Kroaten aufmerksam gemacht und ihn zum Heransprengen bewogen hätte. Die 2 Strolche, ihn sehend, flohen in die Felder; dem Reiter berichtete ich schnell das Vorgefallene; er wies mich an, ihn in Ellingen im Wirtshause zu erwarten, und suchte die Flüchtlinge zu erreichen, was fruchtlos blieb, wie ich später erfuhr. Die erste Nacht ruhte ich in der Stadt Weißenburg. Am 2. Tag marschierte ich in der Feste Wilsburg aufwärts und auf der steilen Hochebene an den Solenhofener Steinbrüchen, die die Lithographiesteine liefern, vorbei gen Eichstädt. Das Land wurde fruchtbarer, und mit einem Male lag die Willibaldsburg auf gleicher Höhe vor mir und darunter Eichstädt, ein herrliches Bild. Hier legte ich mich zur Ruhe, packte meinen Mundvorrat aus und tat mir bene. Eintöniges Geplärre weckte mich aus meiner beschaulichen Ruhe. Ein bunter Haufen von Landleuten rückte näher, laut: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns!" rufend. Das war mir neu; ich kam aus meiner Heimat, wo alle Menschen ihrem Herrgott vertrauend so nahe stehen, daß sie keinen zu einem „Bitte

für uns!" anzuflehen brauchen. Ich selbst hatte meinen allgütigen Vater schon so kennengelernt, daß mir das Angstgeschrei unbegreiflich und in der Seele wehe tat. Ich war froh, als dieses immer wiederkehrende Geplärre an mir vorbei und in der Ferne verschwunden war. Nun fühlte ich zuerst, daß es in eine Fremde vor mir ginge, und obgleich das keineswegs mich entmutigte, so fing ich doch an, ernstlicher an die Zukunft zu denken. Daß nun ein ernster Abschnitt für mein Leben gekommen, ward mir klar. Lange weilte ich, doch sprang ich lebensfroh und mutig der Zukunft entgegen. Mit den Lehren meiner Heimat fühlte ich mich genugsam gewaffnet gegen alle Hindernisse, die sich meinem Aufstreben in den Weg stellten, und gegen die Anfechtungen der Fremde [8]).

An diesem zweiten Tage meiner Wanderung nach München erlebte ich in Ingolstadt, wo ich spät am Abend ankam, noch ein Abenteuer, das gefährlich hätte werden können. In Ingolstadt hatte die Garnison, die tags darauf durch andere Truppen abgelöst werden sollte, Freinacht. Überall war Musik, Tanz und Gelage, und konnte ich deshalb nur in einem untergeordneten Wirtshause Unterkunft finden. Das große, reinliche Gastzimmer war gedrückt voll Gäste, meist Landleute. Am Tische, an dem ich Platz fand, saß mir gegenüber ein schöner, junger, kräftiger Mann und ihm zur Seite einer der, wenn nicht in Zucht gehalten, höchst bissigen, sogenannten bayerschen Landsknechtshunde, eine schöne, sehr kräftige, mittelgroße Hunderasse. Der Mann liebäugelte mit einem breiten Hackebeil, wie es die Fleischer dort gebrauchen, und probierte auf allerhand Art die Schärfe desselben. Dabei verschwand ein Maßl Bier nach dem andern unter seinem Schnurrbart; sein Reden ward endlich zum Lallen, und den Tischgefährten war es zu danken, daß, ehe der schneidige Bursche zu Händeln kam, er glücklich entschlief. Es ward mir ein sehr großes Zimmer und darin ein großes Vor-

---

[8]) Dies Erlebnis vor Eichstädt muß in Bandels Innern eine außerordentliche Wirkung hervorgerufen haben. Er betrachtete es als den Abschluß seines ersten Lebensabschnittes, seiner Kinderzeit, die da reichte, „bis ich in meinem 16. Jahre allein in die Welt hinausmarschierte und vor Eichstädt zuerst katholisches Wesen schaute und dadurch daran erinnert wurde, daß nun Neues, Fremdes mir kommen werde". (Brief vom 15. 1. 1875.)

hängebett, das dicht an der Türe stand, als Nachtquartier angewiesen. Das Türschloß war verdorben, und ließ ich die Türe arglos ohne weitere Versorgung. Der Vollmond schien aufs Bett; ich zog nur Stiefel und Rock aus, legte mein Ränzchen neben das Kopfkissen und war bald eingeschlafen. Da mit einem Male weckten mich 2 Schläge auf die Brust, und ich schaute in die rollenden Augen des unten gesehenen Hundes, dessen breite Pfoten auf mir lagen. Hinter ihm stand sein betrunkener Herr mit dem blinkenden, scharfen Beile. „Dös is mein Bett; wollt's raus!" brüllte der Kerl. Ein Sprung über das Fußende des Bettes, ein zweiter durch die zum Glücke offene Türe, die ich, besonnen genug, hinter mir zuschlug, brachten mich hinaus; der Hund drückte die Türe, mir nachspringend, noch fester zu. Die Treppe hinabeilend, rief ich den Wirt, den das Brüllen des Betrunkenen schon aufmerksam gemacht; mehrere Männer kamen zur Hilfe. Das tat not, da der Hund eben zur Tür herauskam. Der Hund und sein Herr wurden in einem anderen Zimmer untergebracht und bald eingeschlossen, wobei der Wirt die Vorsicht gebrauchte, das Beil zu entfernen. Ich bezog mein Bett wieder; nachdem ich mit Tisch und Stühlen die Türe verrammelt hatte, schlief ich ein und bis Sonnenaufgang einen mich zur weiteren Reise stärkenden Schlaf.

Am dritten Tag kam ich ungefährdet bis Pfaffenhofen; am vierten gegen Abend, doch noch bei hellem und schönem Herbsttage, traf ich endlich vor München ein. Damals war die Stadt noch mit Wall und Mauer umgeben. Dicht an der Theatinerkirche stund ein dicker Torturm, dessen Seitenmauern bis zum Residenzschloß reichten. Am ersten Giebelhaus sah mir ein großes Madonnenbild entgegen. Durch die Wallwinkel und den dunklen Toreingang betrat ich arglos die Stadt. Kaum 10 Schritte darin, ward ich bei meinem Tornisterchen gepackt und in die Wachtstube, eben nicht sanft, gezogen. „Paß her!" Zum Glücke war mein Paß gut und ich bald wieder entlassen. Geradeaus kam ich auf den Hauptplatz, damals Schrannenplatz benamst, und fand auch leicht auf dem Rindermarkt in das Apothekerhaus, in dem 2 Treppen hoch Herr Appellationsgerichtsdirektor v. Popp, meiner Eltern Freund, wohnte, dem ich als Pflegeempfohlener übergeben war.

Auf der Treppe traf mich der älteste Sohn, der mich laut ankündigte und zum Vater führte. Ich muß stattlich ausgesehen haben mit meinem Ränzchen und dem Kroatensäbel, den ich nun an der Seite sehen ließ. Denn der alte Herr, eine lange, knochige, hagere Gestalt mit seinem ernsten Gesichte lächelte, mich aufmerksam musternd. Ich mußte mich zu ihm aufs Sofa setzen, über allerhand berichten und zugleich ein kleines Examen bestehen. Rechts dicht an mir war eine Türe; sie öffnete sich, und ein schönes, höchst freundliches Mädchengesicht mit dunklen Augen, mehrere Jahre älter als ich, begrüßte mich: „Grüß Gott, Ernst!" und verschwand schnell lachend. Gleich darauf kam ein jüngeres, ebenso freundliches, aber schon fast hell lachend, sich schnell wieder entfernend. Da stutzte ich; die lieben Gesichter waren mir schon recht, ihr Lachen ärgerte mich aber. Da kam ein drittes, sehr schönes Gesichtchen eines viel jüngeren Kindes und konnte vor Lachen sich kaum halten. Da mochte ich meinen Ärger wohl gezeigt haben; denn nun sagte Papa: „Wollen Sie sich's nicht bequem machen?" Nun bemerkte ich erst, daß ich mit Sack und Pack, wie ich gekommen war, saß. „Es sind meine Töchter", und rief sie herein. Schnell hatte ich mich meiner Last entledigt; und bald war die Verlegenheit beiderseits verschwunden und ich als neues Familienglied herzlichst bewillkommnet. Mama war ausgegangen und kam nun auch, eine nicht große, runde Frau, hoch in den 50, mit einem lieben, gutmütigen Gesicht. Sie nahm mich sogleich bei der Hand und führte mich in mein Zimmer. Als wir allein waren, fing sie zu weinen an und sagte kurz: „Vor wenig Monaten habe ich meinen braven Sohn verloren; werde so brav, wie er war, und ersetze mir seinen Verlust!" Sie küßte mich und ließ mich allein.

Nach dem Abschied vom Elternhause, in dem ich mit allem verwachsen war, eine frohe, frische Jugend hinter mir, in der mich Liebe von allen Seiten stützte und schirmte, nach einem viertägigen Wandern in herrlicher, freier Natur mit kühnen, hoffenden Gedanken für mein weiteres Leben stand ich allein zwischen 4 Wänden, nachdem ich die Personen, mit denen ich zunächst weiter leben sollte, flüchtigst kennengelernt, und alle romantischen Ideen, die in meinen letzten Tagen des Alleinwanderns als luftige Bilder mir vorschwebten, verschwanden

vor der Wirklichkeit. Der mir so freundlichst gewordene Empfang hatte mich festen Fuß fassen lassen: ich war wieder wie zu Hause, und ich war es schnell wirklich.

Nachdem ich ein Jahr in München verlebt, reiste ich (1817) wieder zu Fuß ins Elternhaus, zeichnete da meine Geschwister — lebensgroße Kopfbilder — und ging zu Fuß über Regensburg zurück. In Nürnberg fand ich meine Freunde mir in Liebe noch geneigt und traf meinen Bruder in Erlangen; er studierte dort. Auf dem Wege nach Neumarkt schloß sich mir ein junger Husar, Sohn einer hochgestellten Familie in Passau, der aus Frankreich heimkehrte, an. In Neumarkt war Markttag und alle Wirtshäuser überfüllt. Wir mußten mit vielen in einem großen Zimmer schlafen. Mitten in der Nacht wurden alle durch ungeheuerliches Schnarchen geweckt; es kam aus einem Bette, das in der Mitte des Zimmers stund. Alles Rufen half da nicht. Da ward beschlossen, das Bett mit seinem schnarchenden Insassen zur Türe hinauszutragen. Gesagt — getan, und zur allgemeinen Belustigung zeigte es sich, vor der Türe angekommen, daß eine alte Frau uns den Schlaf geraubt hatte. Wir kamen anderntags nur noch ein paar Stunden vor Regensburg nach Daßwang und mußten dort mit vielen auf Stroh schlafen. Mitten in der Nacht verließ ein Fuhrmann sein Lager, um nach seinen Pferden zu sehen. Ein eben angekommener Postknecht nahm den leeren Platz ein und warf sich auf den Arm des Nachbarn, den dieser herübergelegt hatte. Dadurch erweckt schlug dieser sogleich den neuen Ankömmling, und die Paukerei ging los. Der erste Platzbesitzer kam auch und schlug auch, und zu meinem und meines Reisegefährten Ergötzen — wir hatten einen sicheren Platz — entspann sich bei Laternenbeleuchtung, die der Hausknecht hochhielt, ein wahrer Teufelsprügelspuk. Schlafen konnten wir nicht mehr, und da die Fuhrleute mit leeren Wagen abfuhren, so entschlossen wir uns — es war sehr kalt — in Stroh gesteckt mitzufahren. So kamen wir bei Sonnenaufgang oberhalb Regensburg aus den Bergen. Welch herrliches Bild ward uns da! Unter uns lag Regensburg an der Donau, die sich an den an ihrem linken Ufer liegenden Bergen gen Straubing hinzieht. Am rechten Ufer gen Süden eine weite, leicht hügelige Ebene, zunächst bei Regensburg oberhalb Stauf

die große Ruine Donaustauf. Uns zugewandt die Schattenseiten der Berge, deren Umrisse im Strahlenlichte der aufgehenden Sonne erglänzten, dazwischen die Sonne, sich im breiten Donaustrom spiegelnd. Der Fuhrmann hielt an, bis die Sonne in voller Pracht das großartige Bild im hellen Glanze verschmolzen hatte, und tüchtig durchfroren kamen wir endlich in der alten Regensburg an, wo ich frühere Jugendfreunde fand.

III. Lehrjahre

Ich hatte in München ein paar Besuche bei Freunden meiner Eltern zu machen, wovon mir nur der bei der Witwe des Appellationsrats v. Scheden Freude machte und für mein Leben von entscheidenden Folgen ward. Ich traf dort einen Maler namens Delot, der es übernahm, mir Münchens Kunstschätze zu zeigen und belehrend mich in sie einzuführen. Er hatte freundlichst mir schon einige Tage geopfert, da führte er mich auch zum Baukünstler, Professor der Akademie Karl v. Fischer, mit dem er Geschäfte hatte. Wir trafen v. F. in seinem Arbeitszimmer, und ich sah mich zum ersten Male in der Werkstatt eines Künstlergeistes. Da hingen und lagen Baupläne überall, Schnitzereien und Gipsabgüsse allerhand. Ich frug v. F.: „Ist das alles von Ihnen?“ Diese Frage machte den kränklich aussehenden Mann auf mich aufmerksam. In Mitte des Zimmers stund ein großes korinthisches Kapitäl von Gips, nebenan ein kleines, in Holz geschnittenes. Ich hatte solche noch nie gesehen, beschaute sie lange aufmerksam und sagte laut: „Das kleine ist doch besser; ich möchte so etwas machen können.“ Meine Äußerung, so frei gegeben, mußte wohl gefallen haben. v. Fischer trat zu mir und frug mich, was ich wäre, und als ich ihm sagte, ich wisse noch nicht, was ich ernstlich betreiben solle, ich möchte aber wohl gerne lernen, solche Sachen, wie hier um mich wären, auch machen zu können, da sagte er: „Alles, was hier, ist von mir, und wenn Sie ernstlich Lust hätten, so will ich Ihr Lehrer werden.“ Ich war voll Freude darüber, und schon tags darauf erwartete ich F. in der Akademie der bildenden Künste im Architektursaal. Ich

hatte schon alle Pläne, Abgüsse antiker Reliefs, kurz alles, was zu sehen war, überschaut, war schon durch meine Fragen an die Schüler mit diesen bekannt geworden, als der Meister endlich erschien. Auf seine Fragen berichtete ich ihm, was ich im Zeichnen und Mathematik schon geleistet, und ward von ihm dem ältesten Schüler, Thürmer, als Zeichnentischgenosse, Lehrbube, zugeteilt, der mich bald lieb gewann, weil ich ihm rüstig und mit Geschick bei Ausführung seiner großen Entwürfe half. Ich hatte mehr Geschick, als ich gedachte, und fand bald den Mut zu festem Vorschreiten. Als unser Lehrer sah, daß ich wie keiner seiner Schüler Fertigkeit im Zeichnen nach dem Runden hatte, nahm er mich zu Hilfe bei großen Sepiazeichnungen nach antiken Ornamentreliefs, die er zu Vorlagen für seine Schüler ausführte; sie werden noch als solche in der Bauschule benutzt. Dadurch bekam ich schnell große Fertigkeit in diesen Arbeiten und arbeitete mich schnell in den Sinn und die Art meines Lehrers ein [1]).

Nun ging's an ein Arbeiten und Schaffen, und wurde ich einer der fleißigsten Schüler, und bald hatte ich meinen eigenen Arbeitstisch und bekam sogar auch bald einen Arbeitsgefährten, dem ich Helfer sein mußte; es war das ein sehr talentvoller, ein Jahr älterer junger Mann, der leider bald an der Schwindsucht starb.

---

[1]) Randbemerkung Bandels: „Professor Karl von Fischer, ein Östreicher von Geburt, war mit einer gewesenen Schauspielerin, einer schönen und braven Frau, verheiratet; es war ein hagerer, stiller Mann. Wenn er sprach, war jedes Wort eine Lehre. Er starb bald nach Vollendung des Hoftheaters, vor dem Abbrennen desselben. Leider ist das Theater nicht ganz nach Fischers großartigem Plan, nach dem ein großartiger Konzertsaal damit verbunden werden sollte, ausgeführt worden. Bei dem großen Baue ist kein Menschenleben verlorengegangen, und sind nur unbedeutende Verletzungen vorgekommen. Nach dem Brande sind beim Wiederaufbau etliche Mann zu Tode gekommen durch schlechte Gerüstungen." Karl v. Fischer — Bandel schreibt stets Vischer, wie auch z. B. Vlottwell — war 1782 in Mannheim geboren und von Wien nach München gekommen. Daher rührt wohl Bandels Annahme, daß er Österreicher gewesen sei. Er war der bedeutendste Baukünstler in München zur Zeit des Königs Max Josef; gestorben 1820. Sein Hauptwerk war das von 1811—1818 erbaute Hoftheater. Sein vornehmes, freundliches Wesen gewann ihm von Anfang an die Zuneigung Bandels, der seinem Lehrer in unverbrüchlicher Treue anhing.

Professor v. F. baute damals das große Hoftheater, und nach einem Jahre durfte ich am Baue mitwirken, bald darauf sogar als besoldeter Kgl. Hofbauzeichner. Es war die Ordnung getroffen, daß wir jungen Leute, 4 bis 6 oft, darunter Ziebland der älteste und erste, abwechselnd je in 14 Tagen die verschiedenen Handwerkszweige beaufsichtigen mußten. Wir wurden zu den verschiedenen Ausführungen unter steten Berichten an v. F. beauftragt, wodurch wir stets die Hände unseres Meisters und dadurch immer unter seiner strengen Lehre blieben. Auch die Anlagen der Gerüste mußten wir streng beaufsichtigen, und durfte vor unserer Erlaubnis keines als fertig erachtet benutzt werden. Durch diese Ordnung sind die Arbeiter vor Unglück bewahrt worden. Einstmals hätte mein lieber Meister selbst verunglücken können. Es wurden am Proszenium große Marmorblöcke aufgezogen; deshalb war vor dem obersten Logenrang das Gerüst verändert worden. Es geschah in meiner Aufsichtswoche, da kam Fischer in seinem Eifer angelaufen. Vor vielem Arbeitslärmen hörte er mein Rufen nicht, und konnte ich nachlaufend ihn eben noch am Rocke packen und niedersetzen, als er die gefährliche Stelle erreicht hatte. Er war doch schon so weit vorgetreten, daß dadurch ein Balken ins Fallen kam. Dieser stürzte dicht neben der Spindel, um die viele Arbeiter beschäftigt waren, und blieb zum Glück aufrecht stehen. Die Arbeiter hatten Geistesgegenwart genug, an ihren Plätzen zu bleiben und dadurch den schwebenden Marmorblock nicht zum Fallen zu bringen. Der Meister drückte mir die Hand und ging still davon.

Den alten Gesellen gefiel das Kommando der jungen Schüler nicht, und durften wir stets auf der Hut sein vor böswilligen Handlungen dieser Leute. Ich hatte unter dem hinteren Giebel Sparrenköpfe zu versetzen, zeichnete auf langer Latte dazu die genauen Maße auf und bezeichnete die Punkte der Versetzungen an die Mauer. Der größte Teil der Sparrenköpfe war einstweilen leicht angeheftet. Da ging ich hinunter, um von unten zu schauen, ob sie auch richtig säßen. Da — beim ersten Blick stutzend, sah ich Fehler. Mit v. F., dem ich Anzeige machte, ging ich wieder hinauf, und es zeigte sich, daß die Schlingel, während ich von einer Seite zur andern aufzeichnend ging, die lange Meßstange hin- und zurückgeschoben hatten, wodurch die Maße

immer um ein paar Zoll falsch wurden. Sie hatten es so anzufangen gewußt, daß, am Ende angekommen, die Maße stimmten; die Bursche wurden vom Baue gejagt.

Die Lehrbuben hatten große Furcht vor unseren Maßstöcken, und es ereignete sich der merkwürdige Fall: ich ging die steinerne Wendeltreppe hinauf und sah in der Türe, die zum 4. Rang führt, einen solchen Faullenzer kauern. Er ersah mich und verschwand durch die Türe. Hinter ihr war aber kein Boden. Ich lief zu, um nach dem Jungen zu sehen. Unten aber in einer Tiefe von wohl 80 Fuß war nichts zu sehen. Ich machte Meldung; kein Bursche war zu finden. Es wurde zusammengeläutet und den Leuten gesagt, es handle sich nicht um Bestrafung, es solle im Gegenteil geholfen werden, wenn der Bursche Schaden gelitten: keiner meldete sich.

Es kam die Zeit der Ausschmückung des Baues heran, und mußte ich nun unter den Augen meines Lehrers alle Verzierungen in der richtigen Größe zur endlichen Ausführung zeichnen. Ich durfte sogar manche erfinden; das war mir eine große Lust, und weiter bekam ich die Leitung über die, die plastisch ausgeführt wurden. Eine der größten unter diesen Arbeiten war die Ausschmückung des Königssaales 44 F. im Quadrat. Hierzu zeichnete ich ein sehr reiches Gesimse, das in Gips ausgeführt, und die reich verzierte Decke, die grau in grau gemalt wurde. Die Verzierungen an der Königsloge wurden in Eichenholz geschnitten und vergoldet. Die Logenbrüstungen malte Professor Seidler wie vergoldete Bronze.

Die Königsloge war innen von einem württembergischen Bauinspektor gemalt; mit schönen, zierlichen, von ihm erfundenen Verzierungen war sie ein wahres Kunstwerk geworden. Dieser Künstler war in Stuttgart angestellt gewesen und hatte Kränklichkeit halber auf ärztliche Anordnung täglich eine Stunde reiten müssen. Er begegnete dabei unglücklicherweise öfters dem Könige Wilhelm und erhielt eines Tags seinen Abschied mit dem Bescheid: Majestät könne keinen Baubeamten gebrauchen, der soviel reite. Alle Erklärungen halfen nichts; die Absetzung blieb, und der Künstler war zeitweilig brotlos.

Als im Königssaal der Fries ins Gesimse eingesetzt wurde, sollte ich dabei bleiben. Es waren mir 40 Arbeiter untergeben.

Diese Leute mit ihren Leimkesseln verursachten nie Gipsstaub, aber einen solch bestialischen Gestank, daß ich es nicht aushalten konnte und diese Arbeit verlassen mußte. Am Bau war ich nicht mehr nötig, und sollte ich als Bauzeichner anderweitig verwendet werden.

In dieser Zeit traf mich der härteste Schlag meines Lebens: der Tod meines guten Vaters (am 18. Juli 1818). Ich war mit einem Male auf meine Kräfte fast ganz allein angewiesen. Jetzt war der Aufenthalt in der Familie v. Popp zweifelhaft geworden; ein unbeschränkter Kredit bei einem Bankhaus in München, den ich aber nie benützt hatte, hörte auf, wie auch ein reichliches Monatsgeld. Ich hatte nur noch eine geringe Staatspension; ich mußte also bald mir Mittel zu erwerben suchen. Es waren 2 Häuser nach meinen Plänen von anderen aufgeführt, und sollte ich beim Hofbaue weiter beschäftigt werden und ward deshalb in ein Baubureau beschieden, in einen Saal voller Fächer, in denen in großen Schubfächern Baupläne lagen. Ein Fach zog der Baubeamte auf, nahm einen alten Plan eines Schlosses heraus, brachte dazu einzelne Zeichnungen über neue Veränderungen an diesem Schlosse mit Beschreibungen und beauftragte mich, einen neuen Schloßplan nach diesen Veränderungen zu entwerfen. Das Erstaunen des Beamten war groß, als ich erklärte, ich würde solche Arbeit, bei der ich nichts lernen könne, nicht machen. „Dann verlieren Sie Ihre Stellung." — „Das sehe ich ganz gut ein, ich muß aber schneller vorwärtskommen, als wie es auf diesem Wege möglich. Ich werde erwarten, was da kommen wird." Ich ward entlassen. Zu gleicher Zeit ward ich von Ansbach aus an des Kronprinzen Baumeister Herrn Leo v. Klenze, der die Glyptothek baute, empfohlen, der ein Feind und Widersacher meines Lehrers war. Ich erklärte, meinem Lehrer treu zu bleiben.

König Maximilian Josef hatte erfahren, daß von meinem Vater, den er lieb hatte, ein Sohn in München sei, und schickte seinen Oberststallmeister Herrn von Keßling zu meinem Pflegevater v. Popp mit des Königs Befehle, mich andern Tags nach Nymphenburg[2]), wo der König im Sommer residierte, zu

[2]) Schloß in der Nähe von München.

bringen. Herr von Popp fuhr mit mir zur bestimmten Zeit zur Vorstellung, vergaß bei seiner Ankunft, mich mitanzumelden, und als er vorgerufen wurde, trat ich mit in den Audienzsaal, an dessen entferntester Seite der König saß, umgeben von mehreren Herren in glänzenden Uniformen. v. Popp trat auf den König zu, der ihn mit freundlicher Handbewegung empfing. Da sah der König mich stehen, sprang auf und rief mit seiner kräftigen Stimme: „Wer ist der schwarze Kerl dort?“ Wie ein Donnerschlag traf das mich, der ich noch nie vor einem Könige gestanden und nur Freudiges erwartete. Ich muß ein Jammerbild gewesen sein, denn da v. Popp eiligst seinen Fehler erkannt und mich vorgestellt hatte, kam der schöne, große, kräftige Mann auf mich zu, reichte mir die Hand, die ich küßte, und klopfte mich auf die Wange mit den Worten: „Erschrecke nur nicht; es ist nicht böse gemeint.“ Er stellte mich den Herren vor als den Sohn eines seiner besten Diener und konnte kein Ende finden im Loben meines sel. Vaters. Er schloß mit den Worten: „Ich will nun dein Vater sein; wende dich an mich, wenn nötig, und werde gut, wie dein Vater war.“ Zu den Herren gewendet, empfahl er mich diesen. Auf der Heimfahrt meinte v. Popp, nun wäre mein Glück gemacht, was ich nicht recht begreifen konnte. Des Königs Lob meines Vaters, seine Worte: „Werde gut wie dein Vater“, das war, was sich mir ins Herz geschrieben hatte, und für mich der Gewinn dieser Zusammenkunft mit dem Könige, von dem unser Vater so oft mit höchster Verehrung gesprochen hatte. Nach einigen Tagen wurde mir mitgeteilt, daß Majestät meinem Bruder und mir jedem monatlich 11 Gulden gnädigst bei seiner Schatullkasse angewiesen habe. Zur selben Zeit hörte ich, daß zwei Söhnen eines noch lebenden, hochbesoldeten Staatsdieners, der sich nach des Vaters Tode übereifrigst unserer Angelegenheiten angenommen hatte, jedem derselben für ihre Studienzeit aus derselben Kasse das Fünffache angewiesen worden sei. Das kümmerte mich wenig; ich wußte mich kräftig genug, mich fest auf eigene Füße zu stellen; ich mußte aber dafür handeln.

Bald erfuhr ich, daß der König meiner gedenke. Mein Lehrer v. Fischer teilte mir mit, daß derselbe sich auf das genaueste nach mir erkundigt habe. Nach einigen Wochen kam der König mit

der Königin ins bald fertige Theater, um es zu besichtigen. Das Arbeiterpersonal mußte sich aufstellen. Ich bemerkte, daß der König mit v. Fischer über mich sprach; selbst die Königin sah auf mich. Da trat der König auf mich zu, mich aus der Reihe winkend, und es sah mir das so sehr liebe Gesicht der Majestät, die böse aussehen wollte, fast komisch aus. Als ich angeschnauzt wurde: „Schöne Geschichten muß ich von dir hören", erwiderte ich frisch darauf: „Bin mir nichts Unrechtes bewußt." Die Heiterkeit kam sogleich auf das runde Gesicht des Herrn zurück und: „Es freut mich, daß du fleißig und brav; bleibe so!" Ich durfte die Hand küssen und mußte den Majestäten den Weg zum Belvedere hinauf zeigen.

Nach meines Vaters Heimgang wurde ich von Freunden an hochgestellte Personen empfohlen. Überall mußte ich Lehren über Unterwürfigkeit, Sichschicken in höhere Anweisungen hören. Eine Dame meinte: „Mit dem Hut in der Hand kommt man durchs ganze Land." Kurz, man traute mir wohl viel Übermut zu, weil alle mich klein machen wollten, um mich zu sicherem Glücke zu bringen. Ein Herr Professor, der aber seine Schuldigkeit als Lehrer nicht erfüllte, gab mir sogar genau an, wie ich mich demütig benehmen müsse, um andere zu täuschen und zu hintergehen. Das war mir alles gegen meine Natur, und ich merkte mir diese Lehren genau, um das gerade Gegenteil zu üben. Ein alter, sehr hochgestellter Herr wollte mir begreiflich machen, daß niemand etwas tue ohne Interesse, und er lachte mich aus, als ich sagte: „so wolle ich einer werden, der nur Interesse darin fände, zu lernen und Erlerntes für gute Zwecke zu verwenden, ohne auf Belohnung zu rechnen, was letzteres er doch nur unter Interesse bezeichnet hätte."

Bald darauf 1820 starb mein lieber Lehrer; ich sollte nun doch Schüler, das heißt Arbeiter für Herrn von Klenze werden. Da erklärte ich dem Direktor der Akademie v. Langer, ich wolle die Architektur einstweilen als meine Lebensbeschäftigung aufgeben und von nun an Malerei studieren [3]). „Sind Sie toll? So weit

[3]) Leo v. Klenze (1784—1864) war als genialer Architekt v. Fischer ebenbürtig. Seine Bauwerke sind im griechischen Stil errichtet; mit tiefster Verachtung sah er auf „die wüste architektonische Barbarei des Mittelalters" herab. Er war es, der als Hofbauintendant den groß-

auf gutem Wege und den verlassen?" Ich sagte ihm meine Gründe: erstens weil mir von Klenzes Richtung nicht gefalle, der deutsche Baukunst verachte, und zweitens, weil ich eine freie Laufbahn einschlagen müsse, um mir bald einen Lebensunterhalt durch eigene Kraft erringen zu können. Da wurde ich wieder angedonnert: „Was! sind Sie mit 800 Gulden, die der König

---

artigen Plänen des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Ludwigs I., die künstlerische Gestaltung gab. Die Glyptothek, die alte Pinakothek, die Walhalla, die Ruhmeshalle und viele andere Bauten zeugen noch jetzt von einer seltenen Schaffenskraft. Er war gewandter Hofmann und suchte v. Fischer in der Gunst des Kronprinzen den Rang abzulaufen. Daher die Spannung zwischen den beiden Künstlern, daher wiederum die Abneigung Bandels, die allerdings auch durch Klenzes klassizistische Richtung geweckt wurde. —

Peter v. Langer (1756—1824), Maler, war von Düsseldorf 1806 als Direktor der neugegründeten Akademie nach München berufen worden. Seine Bedeutung lag weniger in seinem künstlerischen Schaffen als in seiner Wirksamkeit als Lehrer, indem er mit Ernst und Liebe seine Schüler zu sorgfältigstem Arbeiten und fleißigem Studium anhielt.

In den „Anlagen" schreibt Bandel unter der Bemerkung: „Zum Übertritt vom Studium der Architektur zur Malerei": „Die Eindrücke, die die herrlichen deutschen Kunstwerke Nürnbergs in mir zurückgelassen, konnten durch das Studium griechischer und römischer Kunst nicht verwischt werden, und je mehr letztere mir bekannt wurden, desto mehr erkannte ich, deren Schönheit nicht verkennend, daß sie meinem Gefühl und Denken immer fremder wurden. In dieser Zeit lernte ich aus den damals erscheinenden Werken über deutsche Baukunst unsere mir bis dahin unbekannt gebliebenen Bauten außerhalb Nürnbergs und meiner Vaterstadt kennen. Die vielen Nachahmungen griechischer Kunstwerke, die, auf deutschem Boden errichtet, mich immer kalt ließen, veranlaßten in mir nicht die geringste Lust, mich unter die Nachäffer zu stellen. Dazu kam noch, daß die Nachahmung griechischer Bauten sich für unser Klima an der Glyptothek augenfällig als unpassend erwies. Das Dach dieses Werkes wurde drei- oder viermal mit verschiedenem Material gedeckt, bis endlich ein Doppeldach genügte. Zur Erwärmung der inneren Räumlichkeiten wollte keine Heizart genügen; es war sogar weitere Rauchfänge in den Mauern zu brechen nötig geworden. In dieser Zeit erwachte unter den jungen Baukünstlern der Trieb, ihre Kunst aus ihren deutschen Seelen frei auswachsen zu lassen. Ich lernte Ohlmüller kennen und schloß mich denen meiner Jugendgenossen an, die deutsch dachten. Heideloff in Nürnberg, der mit Gewalt sich an die Spitze dieses Wiedererwachens deutscher Baukunst zu stellen trachtete, war mir auch bekannt und lieb, solange, bis er endlich den Brunnen auf dem Maximiliansplatz in Nürnberg in einem römischen Salz- und Pfefferbüchsen-Stil baute und sogar auf Abtragung von Nürnbergs reinstem deutschem Kunstwerk, dem 68 F. hohen Brunnen am Markte, weil er baufällig war,

Ihnen jährlich gibt, nicht zufrieden?" Und als ich ihm den wahren Verhalt erklärte, sagte er rund heraus: „Unglaublich. Wenn es wahr ist, sind Sie betrogen." Es war mir gleich, und ich forschte dem Grunde seiner Rede nicht nach; ich fing aber an,

---

antrug und einen neuen Brunnen nach seinem am Maxplatz gezeigten Baustil aufbauen zu dürfen sich bestrebte." —

Für Bandel war also die Gotik der echte deutsche Stil; aus ihrem Sinn und Wesen mußte nach seiner Ansicht die Neugeburt der deutschen Kunst erfolgen. „Zu keiner Zeit", sagt Daun, Adam Krafft, S. 80, „war die Kunst enger mit dem Volke verbunden als in der Gotik, und zu keiner Zeit war sie so sehr aus dem innersten Herzen des Volkes entsprossen. Die gesamte Kunsttätigkeit der Gotik bis zum Ende des 15. Jahrhunderts war eine unmittelbare Äußerung der damaligen Ideen, der religiösen Begeisterung, des Gefühls des ganzen Volkes." Ein von Bandel verfaßter Aufsatz „Über deutsche Art und Kunst", abgedruckt bei Herm. Schmidt, S. 43 f., wendet sich scharf gegen die Nachahmung griechisch-römischer Kunst; Bandel vermißt darin jede Spur von Volkstümlichkeit. „Sollte unser deutsches Volk wirklich so wenig künstlerischen Sinn haben, daß es keinen eigenen Baustil mehr gebären könnte? Möchten wir doch bald im alten treuen deutschen Sinne wieder erstarken", schließt der Aufsatz. Ohlmüller baute die Marienhilfkirche in der Au, einer Vorstadt Münchens, im gotischen Stile; Bandel selbst hat in der Säulenarchitektur seines Denkmals spätgotische Formen verwandt. Heideloff war Konservator der städtischen Kunstdenkmäler und Lehrer an der polytechnischen Schule in Nürnberg. Warm für die alte deutsche Kunst beseelt, hat er vieles vorm Untergange bewahrt und das allgemeine Interesse für das Alte geweckt, ohne jedoch tiefer in das Wesen des gotischen und romanischen Stils einzudringen. Bandels Ablehnung bezieht sich auf den Albrecht-Dürer-Brunnen, der nach Heideloffs Angaben 1821 errichtet wurde. Es ist ein abgestumpfter Obelisk, der die Medaillonbilder Dürers und Willibald Pirkheimers in Bronze trägt; er erinnert an römisches Vorbild. Der Ausdruck „Salz- und Pfefferbüchsenstil" ist wohl der Ähnlichkeit der Form entnommen. — Ein Wort über deutsche Baukunst findet sich auch in einem Briefe Bandels an Borts in Hamburg, „einen Freund aus gar glücklicher Jugendzeit", vom Jahre 1849; Bandel hoffte, zur künstlerischen Ausschmückung der im Bau begriffenen St. Nicolaikirche, eines gotischen Baues, herangezogen zu werden und teilt daher dem Freunde mit, „wie ich glaube, daß die Bildhauerarbeiten eingeleitet und durchgeführt werden müßten. In der deutschen Baukunst bildet bei einer Harmonie im Ganzen die größte Mannigfaltigkeit der Einzelgruppen und Teile ein original Schönes, das den Beschauer so anzieht und unterhält, ein sinniges Leben, das uns unsern Verkehr heimisch befreundet, dem Fremden unsere Kunst als so absonderlich hinstellt und als etwas von ihm selten Begriffenes auffallend macht und zur Bewunderung erregt. Also muß ein Hauptplan Grundlage sein, der durch sicher sich aussprechenden Stil Rundung und durch sinnige Bearbeitung der Gruppen und Einzelbilder die Mannigfaltigkeit erhält."

aufs eifrigste mich im Zeichnen nach den Antiken zu üben, durfte in wenig Wochen nach der Natur mitzeichnen. Nebenbei zeichnete ich mit Schwarz- und Farbstiften Bildnisse, die mir Geld einbrachten. Je mehr ich arbeitete, je mehr kostete Papier und anderes Material, und so kam es oft, daß Schmalhans mein Koch war und ich vor Einlauf neuer Gelder für die dazwischen liegenden Tage die Kreuzer für jeden zurecht legte. Denn ich war auch nicht mehr in der v. Poppschen Familie. Bald nach des Vaters Tode mußte ich mich allein versorgen. Doch dies war mir auch gleichgültig; ich war an strenges Arbeiten gewöhnt, und es war meine einzige Freude geworden.

Das Zusammenleben der Schüler der Akademie war damals ein sehr freundschaftliches und nie getrübtes; wir arbeiteten mit dem höchsten Eifer, und war durch viele ältere, die durch Mitmachen der Feldzüge gegen Frankreich viel nachzuholen hatten, ein ernster Halt gekommen. Direktor Peter v. Langer, ein behäbiger, gegen uns stets freundlicher und nachsichtiger Herr, gab uns die ganze Anstalt zu vollem Gebrauche; alle Begünstigungen, die nur möglich waren, wurden uns zuteil. Nur ein Zimmer für die Verwaltung, ein nicht großes für den ersten Professor, seinen Sohn Robert v. Langer, und eins für den zweiten Professor und Inspektor Kellerhoven, Porträtmaler, waren nicht in unserm unmittelbaren Gebrauche. Außer diesen Lehrern waren noch für uns tätig die Historienmaler Professor Hauber und Seidl, der Landschaftsmaler Prof. v. Kobell und der Kupferstecher Heß. Die beiden letzteren kamen selten in die Akademie, und der Bildhauer Professor Eberhard lebte in Rom. Es ist nicht mein Wille, über die Kunstleistungen dieser von mir verehrten Männer, denen ich so unendlich viel zu danken, ein Urteil mir anzumaßen; alle ihre Schüler können sich nur glücklich schätzen, solche gewissenhafte und eifrige Lehrer gehabt zu haben. Die Seele des ganzen Kunstlebens der Akademie waren die Langers, Vater und Sohn; sie waren immer bestrebt, uns für freies, selbständiges Schaffen eine feste Grundlage zu verschaffen. Wir wurden zu strengem, korrektem Zeichnen nach der Antike und der Natur angehalten, und sobald der Schüler darin fest wurde, konnte er ungehindert seiner originellen Art in Auffassung und Wiedergebung folgen. Bei Unbefähigteren, die nicht

Eigentümlichkeit zeigten, hielten sie strenge an einer praktischen Ausbildung, die auch diesen eine gemeinnützliche Tätigkeit für ihr weiteres Leben sicherte. Diese beiden Lehrer waren beständig unter uns, trotzdem daß sie eine gute Stunde weit entfernt wohnten. Denen ihrer Schüler, die sich selbständiger zeigten, wurden sie Freunde, und manche lehr- und genußreiche Stunde durften solche an Feiertagen in der Villa Langer in Haidhausen verleben.

Neben den Studien in der Akademie kopierte ich auch an Sommertagen in der großen Gemäldegalerie, in der ein paar Freunde von mir, Rugendas, Hegele u. a. arbeiteten, mehrere Köpfe nach Rubens, van Dyck; Porträts in Wasserfarbe und mit Pastellstift hatte ich viele gemacht, letztere alle lebensgroß. In Öl malte ich nur einen Kopf, den eines schönen Gassenbuben. — Einstmals wollte ich eine Menge Zeichnungen, meist Studienköpfe, die ich in der Akademie gezeichnet — ich wußte nicht, wohin damit — verbrennen. Da bat mich die Frau des Miniaturmalers Restalino, der im Damenstift auf dem Anger Zeichnenunterricht gab, sie ihr zu schenken. Sie erhielt sie gerne, und erfuhr ich später, daß die jungen Damen nach den besten zeichneten.

In der Akademie zeichneten und malten auch Damen mit, denen wir jungen Künstler nicht sehr gewogen waren, da wir ihnen überall die besten Plätze überlassen mußten. Unter ihnen waren nur ein paar, denen wir gerne diesen Vorzug gönnten, weil sie bei regem Eifer auch Bedeutendes leisteten. Vor allen diesen Damen zeichnete sich Fräulein Ellenrieder aus durch stillen Fleiß und auffallenden Fortschritt und Originalität in ihrer Kunstübung, was wir Künstler unter uns am meisten schätzten. Sie war stets freundlich und teilnehmend. — Kurze Zeit war auch Frl. Seidler aus Weimar unter uns; sie arbeitete einen absonderlichen Wischnu[4]) mit vielem Fleiße, aber wie es schien, ohne viel Freude. Wir jungen Leute waren ihr wohl nicht gelehrt genug und hatten deshalb wenig Wechselverkehr

[4]) Indischer Gott. „Eine Bestellung des wunderlichen Herzogs Emil August von Sachsen-Gotha und Altenburg. Vergleiche ‚Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler', zweite Auflage, Berlin 1875, worin die zweite Hälfte des ersten Abschnittes den Aufenthalt der Künstlerin zu München schildert." Uhde, Meine Jugend.

mit ihr. — Ein älteres Fräulein, namens Wolf, nahm sich der Besseren unter uns mit vieler Freundlichkeit an, und hatten wir ihr viel dafür zu danken, daß sie in ihrem Atelier in ihrem Hause die schönsten Kopfmodelle, die sie aufzufinden sich Mühe gab, uns mitzeichnen ließ. Sie hatte auch richtigen Blick, und wir hörten gerne ihr Urteil über unsere Arbeiten. — Auch Elektrina Stuntz, uns später als Freifrau v. Freiberg sehr befreundet, eine in jeder Hinsicht liebenswürdige und ausgezeichnete Künstlerin, zeichnete, bewacht von ihrem Herrn Papa, eine kurze Zeit unter uns. Den Bewachenden mochten wohl lose Bursche geneckt haben, und entzog uns dieser die Freude an der Mitschülerin. — Eine liebliche Jungfrau war das Fräulein Beck, Tochter eines Landrichters; sie war unverdrossen fleißig, hatte aber wenig Talent. Sie zeichnete und malte fast nur Engel. Durch ihre Lieblichkeit und Freundlichkeit war sie der Liebling aller, Lehrer wie Schüler, die sich überboten, ihr dienstfertig zu sein. Ihre Arbeitsanstalten und Materialien waren stets in bester Ordnung; sie brauchte als Herrscherin nur zu wünschen. Sie war aber dagegen auch die Gefälligkeit selbst. Ihre herrlichen langen, blonden Haare, in die nötige Form gelegt, ließ sie gerne zu Bildern abzeichnen und malen, und wenn am Abend die Arbeit nicht mehr recht vorangehen wollte, spielte und sang sie zur Gitarre, auf der sie eine große Meisterin war. Sie verheiratete sich an einen reichen Kaufmann und starb sehr jung. —

Zum Geburtstagsgeschenk für den König (1821) ließ die Königin ein großes Album anfertigen, in dem die Schlösser und Wohnräume, die die Königl. Familie bleibend bewohnte, in großen Bildern in Wasserfarbe enthalten waren. Die Quaglio's[5]) lieferten die äußeren Ansichten und Schüler der Bauakademie die Aufnahmen der inneren Räume. Rehlen, Ziebland, Hoffmann und ich arbeiteten daran, und ich erhielt zur gänzlichen Ausführung im Münchner Schloß das Arbeitszimmer des Königs mit dem Vorzimmer, in dem die Bilder aller nächsten Familienglieder, dann das Spielzimmer der Prinzessinnen und in Nymphenburg das Toilettezimmer der Königin. Die Aufgabe war sehr schwer, aber auch ebenso angenehm. Die Verhält-

[5]) Eine aus Laino am Comersee stammende Malerfamilie, Vater und drei Söhne.

nisse, unter denen wir unsere Aufnahmen machen mußten, hielten uns dabei aber in fortgesetzter Spannung. Es ging durch die Schlösser der Befehl Ihrer Majestät der Königin, uns alle Erleichterungen zu verschaffen, bei Ungnade der Majestät aber unser Wirken dem Könige nicht zu verraten. Nun mußten wir jeden Augenblick bereit stehen, auf Befehl ins Schloß zu kommen zur Arbeit während zeitweiliger Abwesenheit des Königs. Kam nun die Zeit der Rückkunft des Königs heran, dann stunden Königin und Prinzessinnen auf der Lauer, und kam der König, dann wurden wir förmlich fortgejagt. Hatten wir auf längere Dauer Ruhe zur Arbeit, dann wurde auch manch Kurzweil getrieben. Es trieben sich in den Zimmern schöne kleine Wachtelhündchen herum; die machten sich um mich zu tun, da sie merkten, daß ich sie gerne litt, und ich ließ sie mit den Stöcken des Königs aufwarten und Schildwache stehen. Und als ich einst das kleine Hundeheer in Reih und Glied an der Wand stehen hatte, wurde es unruhig, und hinter mir kicherte es: die wunderschönen Prinzessinnen hatten meine Einübung belauscht und halfen nun selbst mit zum Einexerzieren. Während der Tafelzeit mußten wir gewöhnlich arbeiten, und hatte Rehlen den Thronsaal der Königin, der nahe dem Speisesaal gelegen, zu zeichnen. Eines Mittags saß er auf dem Thron, eben als der König von der Tafel aufstund, um durch ein paar Zimmer zu gehen, was er manchesmal zu tun pflegte, und in dieses Zimmer eintrat. „Was will er hier?“ ward Rehlen angerufen, und rettete ihn die Königin aus der peinlichen Verlegenheit. Sie war dem Könige nachgeeilt; wußte sie doch, daß Rehlen in dem Zimmer arbeitete, und bedeutete dem Könige, der Mann solle eine Veränderung hier vornehmen. Das war der Majestät doch nicht recht geheuer vorgekommen, und eine alte Hofdame konnte das Mündchen nicht halten, und nun ging durchs Schloß die Weisung, es solle bei Allerhöchster Ungnade sich niemand unterstehen, Ihrer Maj. der Königin zu verraten, daß Se. Maj. der König von unserer Tätigkeit unterrichtet sei. — Im Spielzimmer der Prinzessinnen stund ein großes Haus, in dem die Dämchen sich aufhielten, und gruppierten sie sich vor der kleinen Haustüre. An des Zimmers Rückseite öffneten sie die Mitteltüre. Da saß, mit dem Rücken gegen die Tür, eine Dame am Schreibtische, und wurde mir

bedeutet, diese mit aufzuzeichnen, was denn zur Belustigung der Prinzessinnen von mir auch zur Zufriedenheit geschah. Das Toilettezimmer in Nymphenburg machte mir am meisten zu schaffen. Das Zimmer war mit weißem Atlas, auf dem Stiefmütterchen gestickt waren, tapeziert; die Fenstervorhänge waren nur weiß mit Spitzen; die Sofas und Stühle waren weiß Atlas, mit reichen Blumen gestickt, ein weißer Teppich über dem Tisch, auch gestickt, unterm Tisch, das einzig Farbige, ein mennigroter Teppich, auch reich gestickt, ein großer, reichgestickter Ofenschirm und ein ganz mit Spitzen überdeckter Toilettetisch mit goldenem Allerlei bedeckt. Es sollte jede Blume zu erkennen sein, und mußte doch malerische Wirkung hineinkommen; es war eine fürchterliche Arbeit. Die Frau Königin, die mit Hilfe ihres Lehrers recht schön zeichnete, wollte auch ein Zimmer ins Album malen; es wollte aber nicht gelingen. —

Es hatte sich durch gleichen Eifer im Lernen und durch das nötige Zusammenhalten untereinander eine feste Zeiteinteilung gebildet, die lange Jahre unverändert blieb. Mit Tagesanbruch, im Sommer schon oft von 5 an, ging die Arbeit in den Antikensälen bis 10. Da stürzten alle in das der Akademie gegenüberliegende Bräuhaus zum Wagner zum 2. Frühstück. Wenige Minuten darauf ging's wieder an die Arbeit. Um 12 aßen wir stets in großen Gesellschaften zusammen in verschiedenen Gasthäusern [6]). Von 2 waren wieder alle Säle voll fleißiger Arbeiter bis gen Abend. Dann ging's in hellen Haufen vor die Stadt auf unseren Turnplatz zu turnen, fechten und Pistolen schießen, und war dann die Nacht hereingebrochen, dann zogen wir oft 60 und 70 Mann mit Sing und Sang, Gitarren voraus, durch die Stadt in ein bestimmtes Kaffeehaus zum Abendessen und geselliger Unterhaltung. Wir jungen Künstler waren damals die einzigen jungen Studierenden in München [7]), und ward uns

[6]) Randbemerkung: „Eine Zeitlang aß ich in der Sendlinger Straße der kleinen Johanniskirche gegenüber. An heißen Sommertagen trat ich in die kühle Kirche, die stets um die Mittagszeit leer war, und setzte mich in einen bequemen Betstuhl, vor dem auf Pappe geklebt ein Gebet befestigt war. Darunter stund, daß der, der dieses Gebet andächtiglich durchliest, jedesmal auf 80 000 Jahre Ablaß sich erwerbe. Gewissenhaft und andächtigst habe ich es manch Sommertag durchlesen."

[7]) Die Universität wurde erst 1826 von Landshut nach München verlegt.

manches nachgesehen, zumal wir zu Lust und Freude der Stadt viel beitrugen. Unser froher Abendsang mußte aber doch Grämliche geniert haben, und es wurde uns polizeilich bedeutet, wir möchten das Singen unterlassen. Das wurde schnellst bekannt, und es erweckte große Heiterkeit, als wir nun künstlichst pfeifend einzogen. Nach einigen Tagen ward uns auch das als nicht passend bemerkt. Da zogen wir gar schön brummend ein. Darin wurden wir nicht gemaßregelt, und nach einigen Tagen verging uns die Brummlust, und wir sangen wieder, bis der Winter der Lust im Freien ein Ende machte. Im Winter mußten wir in der Akademie noch am Abend von 5—7 nach ganzer, lebender Figur zeichnen; nachher zogen wir noch oft über 30 Mann bei jedem Wetter durch den Englischen Garten zum sogenannten Milchhäuschen, noch weit hinterm See; da wurde Milch, Butterbrot, Kartoffel etc. schnabuliert und dabei nach Herzenslust jubiliert. Ein paar Jahre gingen so froh und harmlos um. Da kam eine Künstlerschar mit Cornelius nach München und störte, uns anfeindend, die Geselligkeit.

Es waren unter uns auch manche fidele Käuze. Eines Tages kam im luftigen Sommerröckchen und Tanzschuhen, anstatt des Ranzens eine Gitarre auf dem Rücken, ein schlanker, langbehaarter Jüngling mit Samtbarett und Feder auf dem Kopfe anmarschiert [8]) und mit ihm zum Halt ein stattlicher, sehr schöner junger Mann (Maler Leskow). Letzterer hatte den Befreiungskrieg unter dem Hamburger Freikorps mitgemacht, und als bei der Heimkehr Hamburgs Jungfrauen ihnen eine Fahne entgegenschickten, mit dem Wunsche, daß solche der Tapferste tragen solle, haben die Krieger Leskow einstimmig zum Träger erkoren. Bald waren wir mit den neuen Ankömmlingen bekannt. Ein paar Tage nach ihnen kamen große Kisten mit Theaterkleidern, und nun ging's ans Auspacken in Flors Wohnung in der Sendlinger Gasse, in der sich bald eine große Menschenmenge vor dem Hause sammelte, um die aus den Fenstern herausrauchenden Türken zu bewundern. Unermüdlich war unser neuer Freund in Veranstaltung von allerhand Lust. Da wurden lebende Bilder gestellt, Konzerte veranstaltet, Maskentänze, Antiken-Erklärun-

[8]) Der weiter unten genannte Flor; vergl. auch S. 181.

gen (wir mußten in weiße Tücher gehüllt bestimmte Antiken in ihren Stellungen nachmachen) und dabei die launigsten Erklärungen gegeben. Theater wurde gespielt. Es wurde fast zuviel der Scherze. Flor war reich, verlor, während er in München lebte, in Nürnberg sein ganzes Vermögen, was seiner Laune aber nicht viel Abbruch tat. —

In den Jahren 1819—1825 hatten aus allen Teilen Deutschlands junge Künstler sich zusammengefunden zu einem ungebundenen, freien Studienleben, und regte ich zuerst die Idee an, alljährlich ein frohes Künstlerfest feiern zu wollen, und machte mich auch sogleich daran, das erste einzuleiten. Mit einem paar meiner besten Freunde gingen wir an die Ausführung. Ein großer Saal wurde im Adler-Hotel in der Kaufinger Straße gemietet. Gegenbauer und Riedel malten ein Transparentbild, eine überlebensgroße Gruppe der Künste. Es wurde ein schönes Kunstwerk; mit ihm und anderen kleinen Kunstwerken und Laubwerk ward der Saal dekoriert. Es wurden Volksgesänge aus allen Ecken Deutschlands und endlich auch viele deutsche Volkstänze eingeübt mit Jungfrauen, und mußte jeder von uns wenigstens eine Schönheit mit zum Feste bringen. Über 2 Wochen, in denen täglich gearbeitet und eingeübt wurde, brachten wir München dadurch in Aufregung, und wurde schließlich das Fest ein Glanzpunkt in unserem freundschaftlichen Zusammenleben.

Um unser geselliges Leben besser zu ordnen, gemeinnützlicher zu machen und schädliche Persönlichkeiten ferne halten zu können, wollten wir einen Künstlerverein errichten und wählten zur Aufstellung von Vorschlägen zu endlicher Annahme fester Statuten 12, die zur Beratung deshalb in dem Saale eines nahen Gasthauses eines Abends zusammenkamen. Ich war mitgewählt. Der Wirt hatte uns den Saal eingeräumt, bemerkend, daß wir darin ungestört bleiben würden. Kaum hatten wir uns zusammengesetzt, als schon einige junge Leute kamen und sich festsetzten; nach und nach kamen immer mehr, und schließlich waren es über 60. Wir wollten uns eben ein anderes Zimmer ausbitten, als eine Tiroler Sängerin mit Zither kam, der wir noch zuhören wollten, ehe wir das Zimmer räumten. Das Mädchen sang gut, und einer unter uns, der sehr gut jodeln konnte, be-

gleitete nach jedem Verse ihr Jodeln. Da mit einem Male flog ihm ein gläsernes Salzfaß mit dem Schrei: „Halt's Maul!" an den Kopf, daß sogleich das Blut aus einer Wunde floß. Im Nu waren alle hoch; der Getroffene sprang auf den Werfer los und zerschlug einen Halbemaßdeckelkrug in dessen Gesicht. Es gab nun eine Keilerei, in der wir 12 — unter uns hatte die Mehrzahl die vergangenen Feldzüge mitgemacht — die 60 zum Saale hinaustrieben. Schließlich kam eine Militärpatrouille, die die Bursche auch vom Hause vertrieb. Die Beratung war vorbei, und wir hatten darauf zu denken, gut nach Hause zu kommen. Dieser Anfang eines Stückes Münchener Lebens war nicht zu Ende und spielte fast ein Jahr durch unser harmloses Leben fort. Zwei Tage nacheinander wurde unser Sänger beim Nachhausegehen in der Nacht überfallen und konnte sich nur mit Not durchhauen. Einer von uns (Weber aus Mannheim) wurde noch bei hellem Tage am Anfange der Sendlinger Straße von 2 Kerlen von vorne gepackt, ein dritter stieß ihm über die Achsel ein zweischneidiges Messer in die rechte Brustseite; einen zweiten Stich hielt er mit der Hand auf, und zerschnitt der ihm die Innenhand. So verwundet schleuderte er einen der Angreifer an die weiße Mauer, daß auch da Blutflecken blieben. Als Leute zusprangen, flüchteten die Strolche. Mit der blutenden Hand die Brustwunde deckend, ging Weber in ein Kaffeehaus, trank noch eine Tasse Kaffee, und nach Hause gekommen nähte er, nachdem er die Handwunde verpflastert hatte, die Brustwunde selbst zu. Tags darauf kam er bleich wie gewöhnlich zur Arbeit und wollte nichts von einem besseren Verbande wissen. Ich wohnte weit vorm Tore im letzten Haus am Marsfeld. Am Abend gingen mehrere Freunde und Weber mit mir, um in meinem Garten den schönen Sommerabend zu genießen. Da beim Heimweg fiel Weber zusammen. Wir brachten ihn schnell zurück auf mein Bett, wo er im starken Wundfieber fast bewußtlos lag. Verwundungen gab's manchmal unter uns, und hatten wir genug Geschick, die Wunden besser zu verbinden. Der Stich war mit breiter Klinge so gestoßen, daß 2 Rippen ihn nicht sehr tief eindringen ließen. Wir pflegten bei mir unsern Freund; ein paar Wochen währte es, bis er wieder geheilt war. — Die kurzen Tage waren gekommen; ich wohnte im ersten Stock des Hauses,

an dessen Seite ein Weingeländer bis zu meinen 3 Fenstern heraufragte. Die Fenster deckten weiße Rolltücher; denen gegenüber stund mein Licht, so daß mein Schatten, während ich auf- und abging, an den Fenstern sichtbar wurde. Da knallte ein Schuß, und ich hörte die Kugel an einem Fensterkreuz festschlagen. Schnell löschte ich das Licht und zog meinen Kroaten blank; ich fürchtete einen Sturm am Weingeländer herauf. Deutlich sah ich ein paar Kerle sich entfernen. Als ich ein paar Tage darauf mehrere Knittel an meinem Wege versteckt fand, zog ich doch lieber in die Stadt, als daß ich gezwungen würde, auf Angreifer mein Doppelterzerol, das ich am Abend immer geladen bei mir trug, abfeuern zu müssen. In der Karnevalszeit sah Weber einem Tanz in einem meiner Wohnung nahen Gasthause zu; da erkannte er in einem Burschen, der mit seiner Tänzerin an ihm vorbeikam und so keck war, ihm zuzurufen: „Willst noch an' Stich?" den, der ihn gestochen hatte. Weber entfernte sich, rief ein paar seiner Freunde aus den Betten. Diese ließen den Burschen, den seine Donna schreiend verließ, förmlich rutenlaufen, bei welcher Gelegenheit ihm ein Arm zerschlagen wurde. Es kam nun an den Tag, daß es der Sohn eines Scherenschleifers war. Diese echt Münchner Geschichte hatte ihr Ende erreicht.

Trotzdem daß wir uns aufs sorgfältigste hüteten, mit den bayerschen Raufbolden von Profession zusammenzugeraten, so war es nicht immer möglich. Eines Abends spielten 4 von uns im mir benachbarten Schießhause[9]) Billard. Mitten im Spiel kamen Bursche herein, und einer davon schlug mit einem Rohrstock, an dem als Knopf eine Billardkugel war, übers Billard den größten von uns, den Maler Bülau, einen sehr schönen Mann, mit der Kugel des Stockes dergestalt auf den Kopf, daß dieser wie tot zusammenfiel. Seine Freunde nahmen den Kampf sogleich auf, um dem Gefallenen nicht mehr Schaden beibringen zu lassen. Zum Glücke kam eine Militärpatrouille hinzu. Die Strolche faßten nun diese an, zerrissen Uniformen, zerbrachen Waffen, wurden jedoch abgeführt und später sehr bestraft. — Ich wohnte mit meinem Freunde Rugendas zusammen. Beide

[9]) Haus für die Lustbarkeit des Schießens.

schliefen wir schon, da weckte mich dumpfes Poltern und ein Weiberwehgeheul dazwischen, das immer näher kam. Endlich fiel Licht durch die Türe, und der voranleuchtenden Dienstmagd des Hauses folgten 4—5 Freunde, die den wie toten Bülau trugen. Sie legten ihn dann in einen großen Lehnstuhl, der im Zimmer stund, nahmen Haurapiere von der Wand und stürzten wieder fort. Ich war bald besonnen und fing an, die Wunde zu suchen. Das Blut, das unter den schönen, üppigen Locken hervorquoll, zeigte sie mir bald. Die Locken fielen unter der Schere, und nun begann meine Chirurgenarbeit. Es war eine sehr große Hautwunde, die ich bestens reinigte, und als ich mit Auswaschen beschäftigt, schlug B. die Augen auf und sagte lächelnd: „Das war ein prächtiger Hieb." Bei allem Jammer erscholl das Zimmer doch vom hellen Lachen. Ich hatte meine Arbeit so gut gemacht, daß ich Lob erhielt vom gerufenen Chirurg, der sogar meinen Heftpflasterverband ließ. Nun, der vom prächtigen Hieb Erfreute war bald wieder heil.

Grundkomisches kam auch gar viel unter dem Zusammenleben so vieler junger Leute vor. In einem Hause wohnten lauter junge Künstler, in einer Etage 2 Parteien, von denen die eine ihren Eingang durch eine nicht benutzte Küche hatte. Nun waren in dieser drei, die gerne renommierten; denen mußte ein Streich gespielt werden. „Wir wollen doch sehen, ob die Großmäuler Mut haben, Gespenstern zu trotzen", sagte einer, und sogleich ward zur Probe geschritten. Wir wußten, daß sie einzeln und immer sehr spät nach Hause kamen. Da ward ein Gliedermann auf den Herd gestellt, ihm ein Totenkopf aufgesetzt, die Figur mit einem Leintuche angezogen, der Arm einem Skelett abgenommen und dem Gespenst in drohender Stellung angeheftet. Weiter wurden schwache Öllichter innerhalb des Herdmantels angebracht, so daß sie, nicht sichtbar, das Gespenst schwach beleuchteten. Unsere Arbeit gelang vortrefflich. Nun erwarteten wir in tiefster Stille, was nun kommen werde. Im Stockfinstern kam der erste die Treppe heraufgetappt, öffnete die Küchentüre, stutzte einen Augenblick, machte kehrt und eilte die Treppe wieder hinab. Bald kam der zweite singend herauf; auch er verstummte und verschwand, die Haustüre zuschlagend. Der dritte schrie sogar und lief wie die andern davon. Wir konnten vor

Lachen den Geist kaum wieder beseitigen; es mußte schnell geschehen, denn wir mußten erwarten, daß sie alle 3 mit gemeinsamer Courage doch noch kommen würden. Sie kamen aber nicht; sie schliefen bei Freunden unter allerhand Vorwänden. Wir mußten uns Mühe geben, wie Verabredung war, selbst von der gar zu komischen Geschichte nicht zu reden, bis sich Gelegenheit bieten würde, wo sie selbst von dem Gespenst einmal zu reden anfingen, sie gehörig auszulachen. Das weitere Komische war, daß sie selbst unter sich nicht davon sprachen; es war nur von Ausziehen die Rede. Früher kamen sie nach Hause, meist miteinander und singend; sogar eine kleine Laterne war seitdem in ihrem Besitze. Nach langer Zeit ward von Geistern gesprochen; wir waren so boshaft, uns selbst furchtsam zu stellen und lange nichts von unserem Streiche zu erzählen. Endlich löste sich der Scherz in Lust und Lachen auf.

Im Jahre 1817 mußte ich dem Münchner Klima Tribut zahlen: ich bekam gewaltigen Druck in der Brust und mußte zur Ader lassen, und zeigte sich dabei aufs schönste die liebe Sorgfalt der Familie v. Popp. Auch als ich ein zweites Mal zur Ader lassen mußte und ich schon außerhalb der Familie allein wohnte, mußte ich diese Operation im Poppschen Hause vornehmen lassen.

Im Jahre 1818 im Sommer machte ich das Nervenfieber glücklich ab. Eines Abends spielte ich Dame mit Popps Töchtern, und alle konnten mir jedes Spiel abgewinnen. Das fiel den Freunden auf, und ward ich ins Bett befohlen. Da wachte ich in der Nacht auf und bemerkte im Nebenzimmer Licht. Die Türe, die dorthin führte, war sonst immer verschlossen; ich rief deshalb: „Wer da? was soll das Licht?“ Da erschien ein alt Mütterchen mit: „O du mein Gott, daß Sie doch wieder wachen!“ und verschwand. Ich glaubte zu träumen. Bald erschien aber auch Herr v. Popp und gleich darauf meine liebe Pflegemutter mit dem guten, herzigen Gesicht, auf dem jetzt Freude strahlte. „Ruhe, Ruhe!“ ward mir anempfohlen, und ich schlief wieder ein. Am hellen Tage erwachte ich wieder. Da saß ein kleiner, mir ganz unbekannter Herr neben meinem Bette. Ich glaubte noch zu träumen, und da dieser still mich beobachtete, frug ich ihn endlich: „Was wollen Sie hier? wer sind Sie?“ —

„Verhalten Sie sich ganz ruhig; ich bin Arzt und freue mich Ihres Erwachens.“ Über all das kürzlich Erlebte verwundert, frug ich, was denn ein Arzt bei mir solle, da ich doch ganz wohl sei. Da begann er wieder: „Seien Sie ganz ruhig; Sie waren sehr, sehr krank.“ Ich verwunderte mich noch mehr, erklärte aufstehen zu wollen und bat den Herrn, sich zu entfernen; dieser aber: „Genieren Sie sich nicht, und stehen Sie nur auf!“ Da riß meine Geduld, schob heraus aus dem Bett und — lag machtlos auf dem Boden. Der Kleine beugte sich zu mir herab: „Wissen Sie nun, daß Sie krank sind?“ Nun wußte ich's, und es fing an, mir alles klar zu werden. Ich kroch mit Hilfe des Arztes wieder ins Bett. Die ganze Familie sammelte sich bald um mich, und ward mir nun gesagt, daß ich 9mal 24 Stunden wie tot liegend geschlafen hätte, ohne die ganze Zeit auch nur das Geringste, auch keine Arzenei, über die Lippen gebracht zu haben. In ein paar Tagen war ich so weit wieder bei Kräften, daß ich mit 2 meiner Freunde, die mich an ihren Armen führten, einen kleinen Gang in den Straßen machen konnte; tags darauf ging ich allein. —

Die Zahl der Schüler des Meisters Cornelius ward größer und größer, und unbegreiflicherweise fingen diese an, sich den Schülern der Akademie feindlich zu stellen. Es kam so weit, daß sogar blutige, sogenannte Ehrenhändel ausgefochten wurden. Unser Fleiß wurde verspottet, wodurch sich viele verleiten ließen, ins andere Lager überzutreten, auch ehe sie noch Striche machen konnten, schon Bildchen malten, die dann von Ihresgleichen bewundert wurden. Der Umstand, daß Cornelius vom Kronprinzen Ludwig in der Glyptothek beschäftigt wurde und dazu Hilfe nötig hatte, brachte ehemalige Schüler der Akademie, die, eben weil sie in ihr Gediegenes gelernt, schon selbständige Künstler geworden, dazu, sich Schüler des Cornelius nennen zu lassen, obwohl sie doch nur im Auftrage des Meisters arbeiteten. Solche verleugneten sogar undankbar genug ihre erste Ausbildung, die sie befähigte, des Meisters Cornelius Schwächen in ihren Arbeiten, die sie für diesen machten, zu verbessern. Die verschiedensten Ausführungen der Corneliuswerke in der Glyptothek beweisen dies schlagend.

Wir blieben bei der Ansicht, zuerst uns tüchtige Praxis im Malen erringen zu müssen, ehe wir es wagen dürften, unsere Ideen bildlich aufzustellen. Jene vergötterten ihren Meister, halfen ihm Flächen anstreichen und hielten strenges Erlernen für geisttötend. Die Akademie sagte: „Bursche, lernt gehen, ehe ihr tanzen wollt!“ Die Meisterschule sagte — Cornelius' Worte zu einem mir befreundeten Manne, der spät noch Künstler werden wollte: „Acht Tage im Gebirge ist besser als vier Monate Anatomie studieren“; sie sagte: „Tötet den Geist nicht durch ängstliches Studieren!“ Wir ochsten, wie die andern es nannten; sie gingen spazieren, machten kleine Skizzchen und waren überglücklich in Selbstberäucherung, während wir mit unseren Arbeiten unzufrieden waren. Jene wurden immer mehr Sklaven des Meisters, während wir immer mehr festen Fuß faßten, um uns selbständig bewegen zu können [10]).

Wie sollen, wie können Künstler gebildet werden? Vom Himmel fällt kein fertiger Künstler, so wenig wie ein wissenschaftlich fertiger Gelehrter in irgendeinem Fache geboren wird. Es ist noch nie ein Gedanke aufgestellt worden, der nicht aus vorher-

---

[10]) Peter v. Cornelius war 1819 vom Kronprinzen Ludwig für München gewonnen worden, um die Glyptothek mit Wandgemälden auszuschmücken. Den Winter über lehrte er als Akademieprofessor in Düsseldorf, im Sommer führte er mit seinen Schülern die Aufträge des Kronprinzen aus. Nach v. Langers Tode 1824 wurde er Direktor der Akademie in München. Er war ein genialer Künstler voll gewaltiger Entwürfe, ein künstlerischer Gestalter wie kein zweiter; unbekümmert um die verschiedenen Kunstrichtungen, folgte er nur seiner inneren Eingebung und ging seine eigenen Wege. Die malerische Ausführung überließ er seinen Schülern, von denen man sagte, daß sie zwar zeichnen, aber nicht malen könnten. Auch er geriet in Gegensatz zu Klenze und wohl durch ihn zu König Ludwig; von Friedrich Wilhelm IV. gerufen, siedelte er später, 1841, nach Berlin über. — Eine Rechtfertigung der Richtung, der Cornelius huldigte, enthält eine Äußerung des bekannten Malers Schnorr von Carolsfeld, die sich bei Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, findet: „Wir — nämlich Cornelius, Overbeck usw. — hatten damals vollauf zu tun, nicht allein die Prinzipien, die Grundanschauungen der alten großen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts zu erforschen und festzustellen, sondern wir mußten nach denselben auch selbst schaffen und arbeiten lernen. Da die alten Grundlagen verloren gegangen waren, kehrten wir zu den Quellen zurück, in deren Verlaufe so Großes, Vollkommenes entstanden war. Es war uns unmöglich, alles auf einmal zu leisten, und wir glaubten, die Weiterführung, namentlich die Ausbildung der Technik in demselben Geiste, den Nachkommenden überlassen zu können.“

gegangener Erkenntnis entsprossen; nie ist einer zu fester, unumstößlicher Wahrheit ausgebildet worden, wenn er sich nicht auf sicherer Grundlage aufgebaut hatte. So, wie das richtige Denken erlernt werden muß, ebenso muß das richtige Darstellen des richtig Gedachten erlernt werden, und wie für die Wissenschaften das richtige Wort, so für Kunstgebilde die richtige Form. Je deutlicher die Darstellung, je richtiger für die Sinne, je besser die Werke bei allen menschlichen Geistesschöpfungen.

Der bildende Künstler soll das Leben und Treiben der Menschen in seinen höchsten Äußerungen dem Beschauer vorführen, er soll das naturwahr, und das ist die schwerste Aufgabe. Denn wenn der Gedanke, die Handlung auch noch so gut geordnet vorgeführt wird, und es sind die Gestalten, die die Vorführung bringt, dem Gedanken nicht gerecht angepaßt, sind sie unnatürlich, so werden sie nie eine schlagende Wirkung hervorbringen und können sogar das Gegenteil durch Unnatur, ja sogar Lächerlichkeit bewirken. Die besten Meisterwerke sind im Gedanken und in naturrichtiger Darstellung desselben gleich groß.

Das Erlernen in Kunstschulen hält die Schüler, die wirklich Geist genug besitzen, so lange fest, bis sie sich selbständig durch die erlangten Kenntnisse fühlen, und sie werden sich ihrer Eigentümlichkeit gemäß, wie unbewußt derselben, eine Bahn brechen, da sie nicht am Gängelbande eines Meisters aufgewachsen sind, sondern in der Lehre des allgemein Richtigen. Ganz anders steht es mit dem Schülerwesen unter einem Meister, der sein Selbst den Schülern als Muster hinstellt, der überall hilft und immer nur seine Ansichten geltend macht. In solcher Lehre wird der Schüler durch seine eigenen Arbeiten getäuscht, die er wirklich als seine eigenen ansieht, während sie doch nur solche sind, wozu ihnen der Lehrer die Hand geführt. Muß dann solch ein Lehrling allein stehen, dann kommt die Enttäuschung; es fehlt die feste Grundlage und das Bewußtsein, sie zu haben: sie werden meist schwache Nachäffer, wanken, suchen, wo sie schon feststehen und in ihren Gedanken sicher sein sollten.

Die Geschicklichkeit kann, wenn die Anlage dazu nicht gänzlich fehlt, gestärkt werden durch fleißige Übung. Die richtige Auffassung wird nur richtig geleitet durch mehrere Berater, da jeder seine eigene Auffassung hat und man durch Vergleichung anderer

Auffassungen sich nur eine eigene fest erwerben kann. Was der Künstler nicht in seiner Seele, in Kopf und Herz hat, kann er naturgemäß nicht bildlich sich denken und wiedergeben. Deshalb ist geistige Ausbildung das Nötigste vor und zum Schaffen.

Ich war von meinem Vater nie zu irgend einem Erlernen oder zu irgend welchem Handeln gezwungen worden; er hütete mich nur, mir unbemerkt, vor Ausartungen meines freisten Wollens. Unter Fremde gekommen, war ich schon so weit, daß ich fühlte, was meinen Fähigkeiten angemessen und meinem Denken passend war. Den Männern, die sich meiner annahmen, war ich deshalb oft ein Rätsel. Mein Abspringen von einer Sache auf die andere mißfiel ihnen und brachte sie sogar oft zu strengem Tadel. Wenn sie aber sahen, daß ich doch mit Überlegung und mit kommendem Erfolg gehandelt, dann pflichteten sie mir bei, und ich glaube, daß, weil ich ihnen wegen meines Eigensinns, wie sie es oft nannten, soviel zu tun machte, sie mich lieb hatten. Die Lehrer der Akademie hielt ich dadurch in steter Aufmerksamkeit auf mich, und als ich weiter im Erkennen und Wiedergeben kam und alles entschlossen angriff, da ward ich oft zu Besorgungen beauftragt, die mir im höchsten Grade nützlich wurden. — Es wurde das ganze Jahr hindurch nach der Natur gezeichnet, und mußten die Modelle möglichst oft gewechselt werden. Die Garderegimenter waren uns angewiesen, um uns daraus die Modelle zu nehmen [11]). Nun ward mir die Aufgabe gestellt, die Männer auszuwählen, wodurch sich mir reichliche Gelegenheit bot, den menschlichen Körper genauer kennen zu

---

[11]) In die Garderegimenter wurden nur auserlesene, kräftige Leute eingestellt. Man hat der Hermannsfigur die übertriebene Rundlichkeit der Arme und Beine vorgeworfen. Dies Massige scheint von Bandel mit künstlerischer Absicht geschaffen zu sein, in Erinnerung an die vollen Gestalten, die ihm in den Garderegimentern vor Augen traten. In seiner Auffassung vom Körperbau steht übrigens Bandel nicht allein; man vergleiche nur Paul Thumanns Gemälde „Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutoburger Walde". Da tritt die Fülle des Körpers ganz anders hervor als bei Bandel. Der Meister scheint sich eine ganz bestimmte Ansicht über Körper und Gliedmaßen gebildet zu haben. Das Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser" von 1845 bringt einen Bericht über Bandel und das Hermannsdenkmal, angeknüpft an einen Besuch auf der Grotenburg; darin heißt es: „Dann brachte er (Bandel) die originellsten Ansichten über den Unterschied der deutschen Stämme vor, der in der Haut- und Muskelbildung ganz deut-

lernen, und als ich mich im Gipsabgießen geübt, machte ich bei Abgüssen über die lebende Natur und anatomische Präparate gar manchen Gewinn der Erkenntnis. Die ganze Akademie war schließlich meine Werkstatt: ich zeichnete und modellierte nach der Antike, nach der lebenden Natur, nach antiken Ornamenten, zeichnete große und kleine Porträte und modellierte endlich auch die Büste unseres freundlichen Lehrers, des Direktors Pet. v. Langer. Diese machte Aufsehen, und nun wuchs mir der Kamm. Ich mutete mir zu, eine lebensgroße Statue, einen ruhenden „Mars", zu modellieren.

Der Professor der Bildhauerei Eberhard lebte in Rom. Professor Langer hatte den Bildhauer Haller, einen Tiroler, bei dessen Arbeiten hauptsächlich gelehrt. Dieser hatte im Modellieren der Aktfiguren eine rätselhafte Fertigkeit erlangt: in 12 Stunden, die jedes Modell an 6 Abenden stund, lieferte Haller in ⅓ Lebensgröße in jeder Hinsicht vollendete Modelle. Diesem hatte ich mich angeschlossen, und durfte ich ihm bei Abformung und dem Gießen in Gips helfen und brachte es dadurch zu eigener Fertigkeit. Die an der Akademie angestellten Gipsformer waren uns nur noch Helfer. Haller modellierte in dieser Zeit einen verwundeten Philoktet. Diese Statue, überlebensgroß, machte sehr großes Aufsehen und ist noch in Innsbruck aufgestellt. Sie ist entschieden eins der besten plastischen Werke neuerer Zeit, und war Haller in Bildung des menschlichen Körpers einer der ersten Meister.

Ich erhielt ein eigenes Zimmer für mich und machte mich keck an die mir vorgenommene Arbeit (den ruhenden Mars). Meine erste kleine Skizze ward zur Ausführung ins Große bestimmt; das Eisengerüst dazu stellte ich selbst zusammen. Wie solches zu machen, hatte ich Haller abgesehen; die Erde richtete ich mir auch selbst zu, und endlich fing ich keck an. Die Größe (lebensgroß) kümmerte mich wenig; die Verhältnisse hatte ich mir bestimmt; es handelte sich nur um schwerere Armarbeit. Langsam ging die

---

lich zu sehen sei, und karikierte die moderne Grazie der Taillen und Bewegungen, die dem Künstler ein Greuel sein müssen, aufs köstlichste." In Italien (vgl. S. 180) treibt er eifrigst Aktstudien, „und war das mir, der ich die deutschen Körperformen genau kannte, höchst lehrreich, diese südlichen Formen mit ihnen vergleichend zeichnen zu können, was zur Erkenntnis der antiken Statuen durchaus nötig ist".

Arbeit vorwärts, und erst als ich die Figur aufgebaut, kam Langer und — veränderte nichts. Ich durfte nun aber nur mit Hilfe eines lebenden Modells arbeiten, und nun fing Langers Lehre an. Nie sagte Langer: „Das oder jenes muß so geändert werden", sondern er zeigte mir am Modell die Stellen, die ich nicht richtig begriffen, wodurch ich in fortwährender Beobachtung und durch sie geleiteter Ausführung blieb. Als die Arbeit bald zu Ende war, kam der Tag der Eröffnung der Kunstausstellung, die im Akademiegebäude abgehalten wurde. Mein Mars sollte mitausgestellt werden, und Prof. R. Langer wollte mich zur Abgabe zwingen, ehe ich mit meiner Arbeit so weit fertig war, daß ich nach meinen Kräften nicht mehr daran hätte bessern können. Endlich kündigte er mir an, er würde nun die Träger schicken und sie abholen lassen. Da sägte ich ein Bein ab und arbeitete ruhig weiter, der Dinge wartend, die da kommen würden. Vier Packträger kamen mit dem Herrn Professor; ich ließ sie ganz ruhig Anstalten zum Transporte treffen und mußte mich zusammennehmen, nicht laut aufzulachen über das Gesicht, das Herr Professor machte, als er ersah, daß Mars ein Bein „abgeruht" hatte. Direktor Langer, der zur selben Zeit eintraf, versah für mich das Lachen und gab mir recht, daß ich nicht eher abliefern wolle, ehe ich nichts mehr an meiner ersten großen Statue zu bessern wisse. Nach einigen Tagen brachte ich meinen nun wieder zweibeinigen Mars vor die Augen der beschauenden Menge und wurde zum ersten Male öffentlich gelobt. Der Kunstkrittler, der meine Arbeit über Gebühr lobte, sagte schließlich: „Wie es aber um die anatomische Richtigkeit der Figur steht, kann ich nicht beurteilen." Das ärgerte mich, denn das wußte ich, daß das an meiner Arbeit wohl das Beste sei, und ich nahm mir vor, nie eine Rezension meiner Arbeiten mehr zu lesen, was ich auch hielt, und mir stets Mühe zu geben, meine Fehler selbst zu erkennen, was ich auch hielt.

Die Bahn war betreten, und modellierte ich nun schnell nach einander einen lebensgroßen „Faun", einer jungen Ziege auf seiner Schalmei vorblasend, einen kleinen „Amor", den ich später in Carrara-Marmor ausführte, ein „Mädchen mit einer Orakelblume" und eine „Caritas", Mutterliebe. Diese Figur, ein junges Weib, ein schlafendes Kind auf ihrem Schoße mit

den Armen sorgsam umschließend und es, in Nachdenken versunken, beschauend, war meine Ausstellungsarbeit der nächstfolgenden Ausstellung. Auch diese brachte mir Lob [12]).

Zwei Jahre nach dem Tode meines sel. Vaters 1820 verehelichte sich meine Frau Mutter mit dem ihr nur wenig Jahre älteren Obertribunal-Präsidenten Freiherrn von Geisberg in Stuttgart [13]). Meine Geschwister, ein Bruder und 3 Schwestern,

[12]) Über die genannten Kunstwerke vgl. Herm. Schmidt, Ernst von Bandel, Hannover 1892, S. 38 ff.

[13]) Über seine Mutter und sein Verhältnis zu ihr schrieb Bandel unter dem 5. November 1826 von Rom an seine Braut: „Meine Mutter kam als Kind in die Obhut meines Vaters, der streng nur stets den Schluß seiner Erfahrungen aussprach und alles hiernach gehandelt sehen wollte und durchsetzte. Seine Frau, ein wahres Kind, war damit zufrieden, ihm mit Liebe zu folgen und stets seinen Willen den ihren sein zu lassen; doch nie dachte sie daran zu erforschen, woher sein Wollen geschöpft noch wohin es führen solle. Bandel war ihr Verstand und ihre Überlegung in allem, was sie vom Treiben der Welt berührte. So lebte sie ruhig im engen Kreise des Hauswesens; der Vater war ihr genug, und eine Gleichgiltigkeit für die Welt und ein Stolz, Bandels Frau zu sein, mischte sich oft eigen in den Umgang bei und mit anderen Menschen. Alle lebten wir unter demselben erklärten Willen des Vaters, nur ich war der ewige Grübler und Ausleger seiner Worte, weshalb mir der Vater den Lauf ins Leben bestimmte, den meine Mutter vom ersten Beginnen an mit Angst sah; sie konnte ihm nie folgen, und nur ihr Bangen begleitete mich. Immer freier durfte ich handeln, immer fremder ward ich dadurch der Mutter, und durch den Tod des guten Vaters ward ich zu meinem Schmerze der Mutter und den Geschwistern ganz Fremdling. Die Mutter ward Geisbergs Frau, doch wie ward nun alles anders! Mein Vater wird von ihm nachgeäfft in seinem Leben gegen uns, doch des Seligen Liebe zum Leben, seine Liebe zu den Menschen, seine nie aufhörende Güte und Heiterkeit, womit er alle leitete und bezwang, muß tief im Menschen wohnen. Meine Mutter steht nun verwaist, arm im Reichtum, Herrin von vielem ohne Freiheit und ist — mit Jammer kann ich's nur denken — nun nichts als die Frau eines Mannes, der sie, was sie nie früher bemerkte, nun hart fühlen läßt, daß sie noch Kind, und zwar eines Mannes, dem zur Güte aller freie Blick ins Leben fehlt, der den Menschen nur als Maschine ansieht, der — genug von ihm. Meine Mutter blickt nun mit dem Stolze, den eine Frau nur haben kann, auf die Erfahrungen, die sie mit Bandel gemacht hat, sorgend für ihre Kinder, die allein ihre Freude. Der Schwestern Zukunft macht ihr nur Gram, der Söhne Leben sieht sie, sich darüber wundernd, immer schneller sich entwickeln, und immer mehr wächst ihre Furcht, je weniger sie folgen kann. Nie, wenn ich ihr auch Beweise vorlegte, daß es mir gut gehe, konnte ich ihr ihre Angst und Klagen nehmen, nie war sie mit meinem durch Umstände geleiteten Wollen einig, und nie war sie zufrieden, wenn ich auch durchgesetzt, was sie für unmöglich hielt; nie sah und wird sie in mein Leben richtig sehen können."

folgten der Mutter nach Württemberg; ich blieb in Bayern. Mein Bruder hatte nach ausgezeichnet gutem Examen Erlangen verlassen und wurde nach kurzem Arbeiten im Ministerium des Innern in Stuttgart an der Polizei angestellt und rückte bald zum Justiz-Assessor vor. Im Jahre 1821 im Herbst reiste ich von München über meine Vaterstadt Ansbach nach Stuttgart, um meinen Stiefvater kennen zu lernen. Am Morgen nach meiner Ankunft rief mich dieser in sein Zimmer und frug mich, was ich studieren wolle, und als ich erwiderte, daß ich längst schon Kunst studierte, sagte er, das wolle er nicht wissen; er frage, was ich für ein „wissenschaftliches" Fach studieren wolle. Da sträubte sich mein angehender Künstlerstolz, und wollte ich ihm erklären, daß und was ich alles zu studieren habe, und als ich ihm entschieden erklärte, daß ich keine einseitige Wissenschaft nach seiner Ansicht studieren wolle, erklärte er mir, daß er sich dann meiner nie annehmen werde, was mir sehr gleichgiltig war, und solches verhehlte ich ihm auch nicht. — Es war dies die erste und einzige ernste Unterredung, die ich mit ihm hatte, und indem ich mich nie um seine Hilfe bewarb, machte ich ihm seine Drohung leicht erfüllbar. Ich kehrte bald nach München zurück. —

In dieser Zeit 1819—1820 zeichnete ich die ersten Skizzen zu einem Armindenkmale, das ich im Teutoburger Waldgebirge, das ich mir als ein wildes Schluchtenbergland vorstellte, errichten wollte, um unser damals noch uneiniges, schlaffes Volk damit aufzurütteln zu festem Zusammengehen. Ich hatte eine Sehnsucht nach einer gemeinnützigen Tätigkeit, so groß, wie ein junges, frisches Gemüt es nur haben kann.

Bald sollte mir mein Wünschen erfüllt werden. Ich saß eines Abends mit meinem viel älteren Freunde, dem Maler Flachenecker aus Zirndorf bei Nürnberg, zusammen im Gasthause. Da frug er mich: Weißt du keinen Bildhauer, der die fehlenden Figuren am „Schönen Brunnen" in Nürnberg modellieren und in Stein hauen kann?" Er sagte mir, daß der Direktor der dortigen Kunstschule Reindel ihn beauftragt habe, einen solchen zu schicken. „Schlage mich vor!" sagte ich, „Reindel kennt mich vom Realinstitut her[14])." — „Sieh, das wäre ja schön; aber du

[14]) Vgl. S. 51.

kannst ja noch nicht in Stein arbeiten." Ich hatte damals noch keinen Meißel für große Arbeiten in der Hand gehabt. „Das tut nichts; ich werde es doch können. Schlage mich getrost vor!" — „Gut, ich tue es; ich kenne dich genugsam, daß, wenn du willst, es auch durchführst." Flachenecker schlug mich vor; ich ward von Reindel angenommen.

Ehe ich abreiste (1822), wurde ich in München auf die Polizei gerufen, ohne eine Ahnung, was ich dort solle. In das mir bezeichnete Amtszimmer eingetreten, sah ich aber sofort, um was es sich handle. Da stund eine Maßmaschine, unter der sich ein Bursche möglichst streckte, um zu den Grenadieren kommen zu können. Lustige verhöhnten Betrübte; aus dem Nebenzimmer schallte militärisch-laute Sprache. Beim Aufrufen meines Namens trat ich dort ein und ward mit einem kleinen Donnerwetter empfangen. Ich hatte es total vergessen, daß ich mich zum Kriegsdienst stellen mußte, und ward mir angekündigt, daß ich als Widerspenstiger morgen schon, wenn ich für tauglich befunden würde, in ein Regiment eintreten müsse. Nun ward meine Lebensmaschine für vollkommen fehlerfrei und deren Höhe die Grenadierlinie erreichend befunden, und ward mir die Begünstigung, in das Grenadier-Garderegiment eingereiht zu werden, mit der Weisung, des andern Tags in dessen Kaserne mich zu stellen. Da gedachte ich meines Königs Wortes und ging sogleich ins Schloß zum Kabinettssekretär des Königs und ersuchte diesen, den König zu fragen, ob ich Soldat werden solle, was mir ganz recht wäre, wenn es sein Wille wäre. Sogleich ging der Herr zum Könige und kam bald mit einem halbhandgroßen Zettelchen wieder, mit der Weisung, dieses auf der Polizei vorzuzeigen und mich ruhig weiter meiner Kunst zu befleißigen. Andern Tags trat ich, dieses Zauberpapierchen hoch haltend, gravitätischen Schrittes auf die gestrengen Herren zu und salutierte, militärisch Front machend. Unwirsch wurde mir mein Papier abgenommen, und: „Ja, das ist etwas anderes." Es stund darauf: „Wir wollen nicht, daß Ernst Bandel Soldat werde", und des Königs Unterschrift. Ich wollte die mir lieben Worte meines Wohltäters wiederhaben; ich erhielt aber dafür sofort meinen Freischein. „Des Königs Wille müsse in den Akten bleiben", hieß es. —

Fast jedes Jahr von 1818—1825 machte ich Ausflüge ins Alpengebirge. Auf einer Fahrt zum Achensee kam ich am Abend nach Tegernsee, wo damals König Maximilian Josef die Sommerzeit residierte. Gleich beim Eintritt ins Wirtshaus frug mich der Wirt, ob ich dem Könige bekannt sei. Auf meine Bejahung sagte er mir, daß Majestät jeden Abend die Fremdenliste erhielte und ihm, dem Wirt, den Befehl gegeben, jedem dem Könige bekannten Fremden sagen zu müssen, daß der König wünsche, solche im Schlosse zu sehen. Ich erklärte, des Königs Befehl nicht erfüllen zu können, da ich nur Fußreisekleider bei mir hätte. „Tut nichts", sagte der Wirt. Der König hatte auch dafür den Befehl gegeben, daß jeder komme, wie er auf Reisen wäre. Je früher die Reisenden ins Schloß kämen, je lieber sei es der Majestät. Andern Morgens gegen 7 Uhr war ich im Vorzimmer des Königs. Die Lakaien schienen wenig Lust zu haben, mich zu melden, und da sie keine Anstalt dazu machten und auf Fragen nicht antworteten, so suchte ich Herrn v. Kobell, des Königs Kammerherrn, auf, um mir Bescheid zu holen. Dieser Herr ging sogleich mit mir und donnerte die faulen Lümmel zusammen. Da öffnete sich eine Türe, und die hohe Gestalt des Königs, ein Buch in der Hand, erschien: „Nun, Kobell, was gibt's? Ah, du Bandel? komm herein!" Damit ward ich empfangen und eingelassen. Nun ward ich zuerst wegen meines Verhaltens und Studierens genau examiniert und weiter gefragt, ob ich seine, des Königs, Anlagen schon alle gesehen, und als ich sagte, daß ich zum ersten Male in Tegernsee sei, sagte der König: „Zuerst gehe nach meiner Meierei Kaltenbrunn; die liegt dort rechts." Dabei nahm er mich beim Kragen und schob meinen Kopf zum offnen Fenster hinaus. Das kam mir so unverhofft, daß ich mit den Füßen auf dem glatten Boden ausglitschte. Ich wäre unfehlbar zum Fenster, das fast bis zum Boden herabreichte, hinausgestürzt, hätte der König mich nicht gehalten und zurückgezogen. „Nun, dein Leben habe ich dir gerettet; nun mußt du auch brav werden!" Lange mußte ich noch über allerhand berichten und ward endlich mit der Weisung entlassen, um 2 auf einem nahen Hügel zu sein, wohin der König seinen gewöhnlichen Spaziergang machte. Dort wolle er mir noch mehr zeigen. Der König mochte wohl gelacht haben, als er mich bei strömendem Regen,

der eintrat, Schlag 2 unter dem leichten Dache auf dem Hügel stehen sah. Am Abend zog ich weiter. —

Ich reiste einmal mit den Landschaftsmalern Fries und Heinzmann ins Gebirge: diese, um Studien auf Papier zu sammeln, ich, um mir Gottes herrliche Schöpfungsbilder in die Seele einzugraben. Wenn meine Gefährten sich mit Stift und Pinsel abmühten, schlürften meine Augen in Wonne die Schöne um mich ein zu bleibendem Gedächtnis, und wenn sie ängstlich eine ihnen passende Beleuchtung festzuhalten suchten, dankte ich dem Allmächtigen für das ewig wechselnde Lichtbild mit jubelnder Seele. Wir kamen nach Schliersee, wo tags vorher der Neuwirt die Fischerliesel geheiratet hatte. Es sah im Hause noch bunt aus; 5 Stadtmusikanten waren noch da und trieben allerhand Kurzweil zur Belustigung der noch anwesenden Hochzeitsgäste. Sie führten den Dicksten von ihnen als Bären herum und spielten zu seinem Tanze lustig auf. Da fiel es dem Bären ein, ein schönes Weib, deren Mann eben nicht im Zimmer war, küssen zu wollen. Eine Watschel, so kräftig, daß der Bär unter einen Tisch flog, vertrieb ihm die Lust. Die ganze Musikbande wollte die Frau nun halten; sie floh in das Herrenstübchen und hielt die nicht verschließbare Türe so fest zu, daß die 5 sie nicht öffnen konnten. Da kam der Mann der Frau, schleuderte die 5 rechts und links ab und öffnete allein. Die Frau klagte, und eine Prügelei schien sicher. Der Mann aber nahm seine Frau an den Arm und verließ das Zimmer, die Städter nicht der Prügel wert haltend. — Nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen zogen wir in Begleitung des Neuwirts gen Bayrisch Zell und auf den 6000 F. hohen Wendelstein. Auf der halben Höhe, an einer steilen Wand aufsteigend, kugelte der kleine, dicke Heinzmann durch Wacholderbüsche und Latschenzeugs wohl hundert Fuß wieder herunter mir in die Arme. Endlich hatten wir den Felswürfel, der die Bergkuppe bildet, erreicht. Ich machte mich sogleich ans Emporklimmen, und oben angekommen legte ich mich auf den Bauch, um meine Gefährten aufsteigen zu sehen. Die stunden aber noch unten entblößten Hauptes und beteten. Es ist auch ein entsetzlich ausschauender Steig, hinter einem eine wohl Tausendfußtiefe. Mit dem Gesicht gegen die Felswand mußte man mit den Füßen die Vorsprünge suchen zum

Aufsteigen. Mir waren solche Wege nichts Neues, und meine Landschaftler kamen endlich auch herauf. Oben auf dem Felsen stund ein großes Faß, mit Eisen angeklammert, welches innen mit einem Madonnenaltar zur Kapelle eingerichtet war. Kaum oben angelangt, zog unter uns ein leichtes Gewitter vorüber, das die Sonne wie ein weißes Tuch beleuchtete. — Wir wollten auf der andern Seite des Berges nach Brannenburg am Inn. Der Ort lag sichtbar tief unten; ich merkte mir des Berges Örtlichkeit genau und ließ mir vom Neuwirt, der nach Schliersee zurückging, den Weg nach Brannenburg genau beschreiben. Die Maler beachteten das nicht. Nach vorübergezogenem Wetter zogen wir wieder bergab; der Wirt verließ uns, und bald hatten wir die oberste Alp erreicht. Es ging schon gegen Abend; die Alp war noch nicht bezogen, die Hütten alle fest zu. Da verließen mich meine Gefährten. Ich glaubte, sie wollten zeichnen, und blieb deshalb ruhig, ihrer Rückkunft harrend, an einem Punkte, der ins Land hinaus weite, schöne Aussicht bot. Da lag das Bayerland weit hingestreckt; Flüsse glänzten, Ortschaften überall; wie eine Landkarte lag das Bild unter mir. Fernes, mir wohlbekanntes Murren kündigte ein Gewitter an. Ich rief an allen Felsenvorsprüngen meinen Freunden; keine Antwort. Dicht über mir bildeten die Wolken eine graue Decke; es ward immer dunkler, und mußte ich annehmen, daß die andern schon auf dem Wege nach Brannenburg seien, und machte ich mich endlich auf den Weg dorthin. Schnell kam die Nacht und überraschte mich in einem Urwald, in dem alle hundert Schritt kreuz und quer umgestürzte Baumstämme den Weg sperrten. Am Bergbach, der in tiefer Kluft floß, mußte ich abwärts, und hielt ich mich nahe seinem Gemurmel. Blitz auf Blitz erhellte mir notdürftig den Steig. Endlich kam ich an ein Gehege, doch an keine Hütte. Da rief ich lauten Juchschrei und hatte die Freude einer Erwiderung; ich rief, um Hilfe für den Weg zu suchen. „Na, wo kommst her, Bua?“ scholl mir's weit her. „Vom Wendelstoa und will nach Brannenburg.“ „Helle Lache und: „Da steckst schön drin; wart, i kimm.“ Nach langem Warten kam der Rufer, den ich vorerst um Wasser bat, das er mir im Hutrand brachte. Der freundliche Bursche brachte mich nach langem Nachtmarsch endlich nach Brannenburg, und

erst, dort angekommen, öffnete der Himmel seine Schleusen zu gewaltigem Regenguß. Meine erste Frage im Wirtshaus war nach meinen Gefährten; sie waren noch nicht gekommen. Die Sorge um sie nahm mir Hunger und Durst. Ich wollte Leute, die mir sie suchen sollten; um keinen Preis ging einer bei dem Unwetter; es war schon gegen Mitternacht. Endlich nach 1 Uhr kamen sie durchnäßt, zerrissen und beschmutzt an. Sie waren bei Annahen des Wetters Ziegen, die bei Gewitter bergab gehen, nachgeklettert, auf ein Obdach hoffend. Ich hatte keine Lust, mit solch Kameraden weiterzureisen und ging bei Sonnenaufgang allein nach München zurück. —

IV. Arbeit am „Schönen Brunnen" in Nürnberg (1822 und 23)

Im Jahre 1822 reiste ich fröhlichen Herzens und guten, zuversichtlichen Mutes nach Nürnberg zur ersten größeren Arbeit, der Wiederherstellung der fehlenden Figuren am „Schönen Brunnen". Direktor Reindel, der meine Arbeiten in München gesehen hatte, nahm mich, seinen früheren Schüler, freundlichst auf. Der Brunnen war schon bis auf das unterste Drittel abgetragen und die Stücke auf die Burg gebracht, wo für die Steinmetzen Werkstätten eingerichtet waren. Direktor Reindel hatte genau nach den ursprünglichen Maßen eine Bauzeichnung meisterhaft gut aufgerissen, und die einzelnen Stücke wurden genaust nach den alten, meist sehr verstümmelten Originalen ganz neu in besserem Stein ausgeführt. Ich sah mich in meinem Elemente. Der Brunnen, eines der schönsten Bauwerke, in Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von Meister Schonhofer aufgeführt, hat 68 bayersche Fuß Höhe. Das viele an ihm in 3 Jahrhunderten vorbeigezogene Fuhrwerk hatte ihn aus seinen Fugen gerüttelt. Früher hatte ich an dem überall schadhaften Kunstwerke schon meine bewundernde Freude gehabt, und nun durfte ich ihm wieder zur ersten Pracht verhelfen [1]).

[1]) Der „Schöne Brunnen" auf dem Hauptmarkt in Nürnberg, der seinen Namen mit vollem Rechte trägt, ist ein Denkmal kunstfreudigen Bürgersinns. Er wurde in den Jahren 1385—1396 erbaut, vielleicht von

Auf der Burg ward mir ein großer Stadel zur Werkstatteinrichtung gegeben; es wurden mir 100 Fl.[2]) pro Monat für meine Arbeit ausgesetzt und mir alles Material geliefert. Bei einer Witwe eines früheren Kastellans mietete ich mir eine kleine Wohnung unmittelbar an meiner Werkstatt, und wenige Tage nach meiner Ankunft war ich in voller Arbeitstätigkeit. Ich fing mit Modellierung der großen, an 5 Fuß hohen Figuren an, und während ich daran arbeitete, merkte ich mir genau die Arbeitsart der Steinhauer. Und wenn diese nach Feierabend sich entfernt hatten, machte ich mich an ihre Arbeiten und lernte daran die Steinwerkzeuge handgerecht führen. Anfangs brummte einer und der andere über verdorbene Arbeit, und es gab Untersuchungen über den Übeltäter. Daß ich's war, darauf verfiel keiner. Doch bald konnte ich's so gut wie sie, und ich probierte nun nur noch die Bildhauer-Werkzeuge, die ich mir von München schicken ließ. Nachdem ich die großen Figuren David, Gottfried von Bouillon, Hektor, Alexander, Chlodwig und den Kurfürst von Brandenburg mit dem Schlüssel[3]), dem ich meinen Kopf aufgesetzt, und weiter die Modelle der kleineren Figuren, der Propheten, in Gips gefertigt hatte, machte ich mich ans Ausführen der großen Figuren in Stein. (Meine kleinen Modelle wurden von Burgschmied in Stein übertragen.) Nun galt's den Kopf zusammennehmen, um eine Art von Punktensetzung der Modelle zur Übertragung in Stein zu erfinden. Gelesen darüber hatte ich allerhand, gesehen noch nichts. Bald hatte ich mir ein Verfahren ausgedacht, was sich vollkommen bewährte. Ich umhing das Modell und den Stein mit Senkeln, die von darüber befestigten, gleich großen und gleichmäßig eingeteilten Rahmen herabhingen, und zeichnete die visierten Senkellinien auf den Stein und maß von einem festgesetzten

---

dem Palier Heinrich Behaim; der „Name Schonhofer, der mit dem Bildwerk in Verbindung gebracht worden ist, gehört wahrscheinlich in das Reich der Fabel". Der Brunnen bildet eine hohe gotische Pyramide, reich ausgestattet mit all dem Zierat, den gotische Bauwerke aufweisen. Unter schmuckreichen Baldachinen ist auf Konsolen eine große Anzahl von Figuren angebracht, die bekannte Persönlichkeiten, biblische wie geschichtliche, darstellen. Der Brunnen hat bis in die neueste Zeit häufiger erneuert werden müssen.

[2]) Florins = Gulden.

[3]) Abzeichen des Erzkämmerers des alten Reichs.

Punkte, der unten festgestellt war, die Höhen und von den Senkeln die Tiefen in den Stein. Und nachdem ich so die überflüssige Steinmasse entfernt hatte, konnte ich leicht die richtigen Linien und Formen herstellen. Dieser Arbeit habe ich vor allem die Leichtigkeit zu verdanken, mit der ich meine späteren Arbeiten meist frei, ohne vorhergegangene Punktensetzung, erledigte. — Ich fertigte auch die Tierfiguren, die Wasserspeier in Gips und nachher in Stein. Burgschmied flickte die alten Figuren und kopierte meine Gipsmodelle des Moses und der Propheten in Stein.

Ich führte ein schönes Künstlerleben oben auf der Burg Nürnberg zwei Sommer lang. Früh 5 Uhr fing die Arbeit an; zu Mittag aß ich bei der freundlichen, 80jährigen kleinen Frau Ernst, der eine lange, hagere Jungfrau Tochter von in die 50 Hilfe war, meist mit mehreren Erlanger Studenten, die auf der Burg ihr Absteigequartier hatten, zusammen. Nach Mittag arbeitete ich bis 5 Uhr; dann ging's auf den Fechtboden unten in der Stadt, allwo ich mit meinem durch die Arbeit gestärkten Arm und Faust die Federhelden weidlich belästigte. Nachher ging's in lustige oder auch oft sehr ernste Gesellschaften. Erstere waren mir nach des Tages Mühen aber viel lieber, und ich hatte mich in ihnen manches fröhlichen Abends zu erfreuen. In einem kleinen Hofe hinter meiner Werkstatt hatte ich Turngerüste aufgestellt, und war dieser fast immer von Erlanger und Nürnberger Jugend belebt, und Rapiergeklirr mischte sich meist mit meinen Hammerschlägen.

Die tollste Jugendlust lebte meist unter uns. Bei hellem Tage wurde auf den Markt als Mägde verkleidet gegangen und Geflügel gekauft; am Abend wurde der Kleiderschrank der zarten Jungfrau benutzt, um aus bärtigen Burschen Damen zu schaffen, die dann graziös in irgend einen Wirtsgarten geführt wurden.

Eines Nachts kam ich nach Hause; es war Vollmond. Schon unten am Burgberg schallten mir Lieder herüber, und als ich oben ankam, fand ich ein Dutzend Bursche auf dem First unseres Hauses reitend; die Schornsteine waren mit Humpen bedeckte Tische, und es ging da oben fröhlich her bis weit in die Nacht hinein.

Jede alte Burg muß Gespenster haben. So hatte auch Burg Nürnberg Kaisergespenster. Ein Kaiser wurde schon öfter an dem untersten Burgtore, auf einer Steinbank sitzend, gesehen. Mir ward die Gunst nicht, Se. Majestät schauen zu dürfen, trotzdem ich dieses Tor in mancher hellen und finstern Nacht durchging. Von diesem Tore geht ein sehr steiler Weg zur Burg, der eng und, mit hohen Mauern und Gebäuden umschlossen, sehr dunkel ist. Einstmals bei stockfinsterer Nacht stieg ich mit meinem treuen Begleiter, einem kleinen Hündchen, den Berg hinan. Am Tore stutzte mein kleiner Begleiter, jaulte und lief bergab. In der Mitte des steilen Wegganges sah ich trotz der Finsternis dicht vor mir sich eine schwarze Masse hoch erheben, und um zu untersuchen, was es sei, führte ich mit meinem Stock einen wuchtigen Hieb danach. Es klappte wie Holz, und ein Schrei: „Schlage mich nicht tot!" und helles Lachen von oben folgte auf den Hieb. Es war ein Glück, daß die Probe, ob ich Gespenstern standhalten würde, so gut abgelaufen. Mein Hündchen kam freudig bellend, als es Menschenstimmen gehört, heraufgerannt. Es war ein Rechen, mit Mänteln behängt, den einer meiner Freunde die Geisterrolle spielen ließ. Der Rechenstiel hatte meinen Hieb abgefangen, der sonst sicher Unheil gebracht hätte.

Wunderschön waren die Sonntagsmorgen, wenn anstatt alles Wagengerassels die Glocken von Sct. Lorenz und Sct. Sebald und der vielen anderen Kirchen zur Kirche läuteten. Da lag die große, alte Stadt tief unten in der weiten Landschaft, in feierliche Klänge gehüllt. Nichts regte sich sonst, und man mußte des Allmächtigen gedenken, der die Menschen durch seine Geschicke zu Großem führt.

An schönen Abenden wurde auf der Freiung [4]), von der man die ganze Stadt übersieht, oft gesungen und musiziert mit Harfe, Flöte und Geige. Das gefiel den zunächst unten Wohnenden, so daß es vorkam, daß diese uns im Sang begleiteten, und bildete sich dadurch oft der schönste Wechselgesang, der tief in die Nacht oft nicht enden wollte.

---

[4]) Die Freistatt auf der Burg, das Asyl, wo Übeltäter vor gerichtlichen Eingriffen geschützt waren.

Mein Leben in Nürnberg war neben meiner Künstlerfröhlichkeit auch bedeutend für mein ganzes weiteres Leben: ich lernte in der Zeit meine Frau kennen. In Nürnberg lebte der Landrichter von Kohlhagen[5]), ein genauer Freund unseres Hauses. Er war einer der Männer, die durch meinen sel. Vater ihre erste Anstellung im Staatsdienste erhielten; seine Frau war eine Freiin v. Oberkamp, Tochter des Gesandten Oberkamp in Bamberg. Die Eltern Kohlhagen hatte ich als Kind oft in Ansbach bei uns gesehen, später auch in Nürnberg bei unserer zeitweiligen Anwesenheit dort; die Kinder aber kannte ich noch nicht. Ich wollte ein paarmal Besuch bei diesen Freunden machen, traf aber jedesmal niemand zu Hause, und mein Kommen war nicht gemeldet worden. Es verdroß mich, daß von mir keine Notiz genommen wurde, und deshalb unterließ ich weitere Versuche zur Begrüßung. Eines Tages ging ich mit einem Freunde in einen Gastgarten, und stellte dieser dort mich dem Fräulein Karoline v. Kohlhagen vor. Diese machte mir Vorwürfe, ihre Eltern noch nicht besucht zu haben. Es klärte sich auf, warum wir uns noch fremd stunden, und ich machte bald meinen Besuch, und auf diesen ersten folgten mehr und immer mehr schnell aufeinander, und es wurden mir die liebsten und später fast die einzigen, die ich in Nürnberg machte. Kohlhagen wohnten auf dem Roßmarkt im ehemaligen Ebracher Hof, einer Dienstwohnung für den Landrichter; sie ging mit dem Hinterhause bis in die Karolinenstraße. Während meines Aufenthaltes in Nürnberg von 1814—1816 bewohnte dieses Haus der General-Kommissär v. Kracker, und lernte ich in denselben Zimmern meine Frau kennen, in denen ich früher mit meinen lieben Jugendfreundinnen frohe Stunden verlebt hatte. Gegen Ende des Sommers 1822 und meines ersten Aufenthaltes in Nürnberg reiste Karoline nach Neuenrade in Westfalen, der Heimat ihres Vaters, und bald darauf ich wieder nach ~~Nürnberg~~ München zurück, wo ich den Winter hindurch ein paar Porträtbüsten, die ersten in Marmor, ausführte; die eine war die Büste des Direktors v. Langer. Die erste Büste war die

[5]) Heinr. von Kohlhagen stammte aus Neuenrade im westfälischen Sauerlande; er war der Sohn eines Landwirtes und Kaufmanns und war in Bayern geadelt worden.

eines verstorbenen Kaufmanns, den ich nach der Beschreibung seiner Witwe modellierte und sodann in Tiroler Marmor ausführte. Als ich damit fertig war, brach der Hals glatt durch. Ich wollte eine andere Büste machen; die Witwe aber erlaubte es nicht, fürchtend, sie könnte nicht so ähnlich werden wie diese erste. —

An einem der kältesten Tage im Februar 1823 war ich im neuen Hoftheater; es wurde die Oper „Die beiden Füchse" gegeben, und sollte darauf ein Ballett folgen. Da wurde es bei offener Szene, während gesungen wurde, hinter der Zimmerdekoration helle, was dem Publikum, das nicht groß war, keinen Schrecken verursachte, weil solch Zwischenfälle schon öfter vorgekommen und stets durch die vortreffliche Löschanstalt sofort beseitigt worden waren. Diesesmal sollte es aber anders kommen. Zwischen die Sänger trat der Platzmajor H. mit Dreimaster auf dem Haupte und Stock in bebender Faust und wollte dem Publikum von Gefahrlosigkeit vorschnacken. Die Sänger verstummten und schlossen sich den Ballettänzern, die halb schon in ihrer Tanzkleidung quer über die Bühne stürmten, an. Bei Erscheinen des Herrn Majors war das Publikum schon aufgestanden und stürmte nun auch den Ausgängen zu. Dank der guten Einrichtung der Ausgänge waren in wenig Sekunden alle Zuschauerräume leer von Menschen, aber welch eine Masse von Kleidungsstücken, Mänteln, Pelzen etc. zurücklassend! Ich war allein im weiten Raume, streifte von einer Bank die Effekten zusammen und warf sie zur nächsten Türe hinaus. Da loderte das Feuer schon hell auf. Ich eilte über das Orchester auf die Bühne; im Orchester fand ich noch einen Geiger, der mit der ruhigsten Sorgfalt sein Instrument in den Kasten legte und — es unter sein Pult stellte. Ich rief ihm zu, das Ding mitzunehmen; er ging aber ruhigen Schrittes fort und ließ es zurück. Auf der Bühne kam mir K. H. Prinz Karl in Hemdärmeln aus seiner Proszeniumsloge entgegen: „Bandel, wo kann ich helfen?" Ich sah oben schon im Schnürboden Feuer, deutete hinauf und rief dem Prinzen zu: „Machen Sie, daß Sie fortkommen! Es wird sogleich eine Kanonade losgehen. Zu retten ist nicht mehr." Kaum hatte ich gesprochen, da kam schon

die erste Zugflasche[6]) heruntergesaust und schlug durch den Boden. Ich zog den Prinzen unter den Schutz des Proszeniums, der Prinz kletterte in seine Loge und entfernte sich durch sie. Ich kletterte ins Parterre zurück und stellte mich an die mittlere Ausgangstüre, dem dort die Türe zuhaltenden Wächter bescheidend, zu öffnen, wenn ich klopfen würde. Welch ein Schauspiel spielte sich nun vor mir ab! Die ganze Bühne war ein Feuerschwall, darüber dicker, dunkler Rauch, der nach und nach in die hohe Decke des Zwischenraumes eindrang und sich langsam von Logenreihe zu Logenreihe abwärts senkte. Da stürzten brennende Massen auf die Bühne. Das Feuer hatte Luft bekommen, und wühlte der Rauch wieder in die Höhe. Es war höchste Zeit zu meiner Flucht. Im Treppenhause sah es buntraurig aus; im noch feuer- und rauchfreien Vorplatze lagen viele ohnmächtige Frauen, um die sich andere, Frauen und Männer, beschäftigten. Dazwischen liefen andere ratlos, retten wollend, durcheinander. Was fortzuschaffen war, wurde hinausgeschleppt, und wurde dabei gar manches noch zerstört. So sollte ein wertvoller großer Spiegel aus dem Königssaal entfernt werden; der Posten vor der Türe, wohinaus er gebracht werden sollte, wollte nichts hinauslassen und zerstieß im Diensteifer den Spiegel. Bald waren nur noch Soldaten da, und da die Konditorei nicht fortgeschafft werden konnte, wurde sie ihnen freigegeben, und nun wurden Torten und Pasteten in riesigen Stücken verschlungen, und es erstund die heiterste Laune unter den Stürmenden. Als ich vors Theater auf den Platz kam, stieg schon turmhoch eine gewaltige Feuersäule gerade aufwärts, Dekorationsfetzen und sonstige leichte Ware in sich aufwirbelnd, gen Himmel; auf ihrer Höhe wehte der Wind brennende Stücke in langer, horizontaler Linie weit hin über den Englischen Garten.

Eben war eine Schlittenfahrt junger Künstler zurückgekommen vor dem Theater. Das rüstige Völkchen sprang zur Hilfe herbei und machte sich ans Ausräumen eines neben dem Theater stehenden Dekorationsschuppens, und wanderten nun Bäume, Häuser, Felsen, der Baumstamm aus der Wolfsschlucht im

[6]) Flasche: eine bei Flaschenzügen vorkommende Vereinigung mehrerer Rollen in einem Gehäuse.

Freischütz mit der die Augen verdrehenden Eule etc.-Zeugs über den Platz, und nachdem der Schuppen leer, ging die Retterschar zum Schloß, in das dem neuen Theater dicht angebaute alte Theater, wo Prinz Karl das Kommando übernahm. Es war höchst auffällig, daß außer der bezahlten Bedienungsmannschaft der Spritzen, nur 28 Bürgern, keine städtische Hilfe kam; wir jungen Künstler halfen alle. Die 28 Bürger wurden später in einer Zeitung namhaft gemacht, und wir jungen Künstler bekamen vom Könige ein Belobungsschreiben. Durch die geringe städtische Hilfe veranlaßt, rief der König aus dem dem Brande zunächst befindlichen Fenster des Schlosses heraus: „Wenn ein Sparren meines Schlosses anbrennt, verlasse ich München.“ Zwischen der Brandstätte und dem Schlosse ist nur, an dasselbe angebaut, das alte Theater. Das Dach des letzteren war mit Grenadieren gedeckt, die ihre Decken über sich gebreitet hatten. Auf diese Decke wurden nun die Wasserstrahlen gerichtet, und ward dadurch das alte Theater und das Schloß gerettet.

Dem Theater gegenüber bewohnte die Familie v. Popp ihr eigenes Haus, und als ich sah, daß in der Reihe Häuser ausgeräumt wurden, eilte ich zu Popps, um dort diese Torheit zu verhüten, und traf die größte Angst und Kopflosigkeit. Sogleich drängte ich mich als Ordner und Befehlshaber auf. Im Hause wohnte noch ein Staatsrat, dessen Livree-Jäger ich als Schildwache an die Haustüre stellte, mit dem Befehl, alle Leute hinaus-, aber keinen hereinzulassen. Herr v. Popp wie der Staatsrat stellten sich unter meine Anordnung und verpackten nun ihre Papiere und Kostbarkeiten. Alle Fremden jagte ich aus dem Hause; die Mägde, die nur an ihren Kram gedacht hatten, mußten auf den Hausboden Wassergefäße bringen und mit Wasser füllen. Die Hitze da oben war so groß, daß der fußhohe Schnee auf dem Dache bald total geschmolzen war. Ich schloß die Bodenluken und blieb schließlich allein, um jeden Funken, der sich vom Brande herüber verirrte, sogleich zu löschen. Im Hause selbst hatte ich Ruhe hergestellt; das Feuer im Theater war in sich zusammengestürzt und von den starken Mauern in Schranken gehalten. Die Gefahr war so viel wie verschwunden. Ich blieb aber doch bis zum Morgen oben, bis alle Möglichkeit von Gefahr vorüber war. Ich blieb noch den ganzen folgen-

den Tag im Hause und mußte die nächste Nacht noch da schlafen. Da hätte mich aber das Knallen von Kanonen nicht erweckt; in solch gesundem Schlaf war ich gefangen. —

Den Abend vor dem Brande war der Freischütz gegeben und darin ein lebender Wasserfall mit dem Wasser aus dem Wasserbehälter vom Boden herab gespeist worden. Die Pumpen wurden wegen der großen Kälte nicht zur Ergänzung des Wassers in Bewegung gesetzt, und als man bei Entstehung des Feuers die Pumpen gebrauchen wollte, war die eiserne Türe des Pumpenraumes verschlossen und der Pumpenmeister mitsamt dem Schlüssel nicht zu finden, und widerstund die Türe allen Versuchen, sie zu öffnen. Das Wilde Heer hatte man zwischen 2 Kulissen hängen lassen, und hatte ein Faden derselben über einer Lampe das Feuer zu ihm geführt; so ist das schöne Theater durch eine Reihe von Nachlässigkeiten zugrunde gegangen. Die Ruine bot einen traurigen Anblick: der ausgebrannte Raum hing voll von Eisenankern; die schönen Proszeniums-Marmorsäulen waren weiße Kalkklumpen geworden; alle gewesene Herrlichkeit war zu einem rauchigen Schutthaufen verwandelt.

Am Morgen nach dem Brande marschierte eine Kompagnie Bürgergarde auf den Platz, und zugleich kam der König, die Königin, alle Prinzen mit einem großen Gefolge von Offizieren an. Die Garde machte Front, und sogleich trat der König auf sie zu und schalt mit seiner gewaltigen Stimme auf die Bürgerschaft, sich echt bayerscher Trumpfwörter bedienend, weil sie so fast ganz, ohne zu helfen, sich verhalten hatte. Da murrte es in den Gliedern, und ein Bürger trat dicht zum Könige heran, präsentierte sein Gewehr und sprach: „Majestät, solange Ihre Soldaten bei solchen Fällen Bürger schlagen dürfen, wird kein Bürger aus seinem Haus gehen.“ Er schulterte, machte kehrt und trat in die Front zurück. Der König sah ihm kurze Zeit erstaunt nach bei allgemeiner Stille; dann wandte er sich zu seiner militärischen Begleitung: „Was! Ihr duldet es, daß meine Bürger geschlagen werden?“ und ein Schwall von Scheltworten überströmte die verdutzten Herren. „Nun, es soll Euch sogleich geholfen werden.“ Damit kehrte der König ins Schloß zurück, und noch desselben Tags waren an allen Straßenecken

Landesbibliothek Detmold

strenge Befehle angeschlagen, die den Soldaten bei künftigen Unglücks- und Brandfällen ihre Stellung den Bürgern gegenüber klar machten.

Später beim Wiederaufbau des Theaters wurden alle, die beim ersten Bau gearbeitet, zur nochmaligen Arbeit zu helfen aufgefordert, damit es wieder erstehe, so wie es gewesen. Ich hatte keine Lust dazu[7]) und meldete mich nicht; ich wurde zu meiner Mithilfe auch nicht aufgefordert, und zu meinem Erstaunen fand ich doch alle meine Zeichnungen[8]) wieder ausgeführt. Aus Liebe für meine Arbeiten hatte ich sie zusammengerollt, nachdem sie gebraucht worden waren, und sie sorgfältig in einem Kellergewölbe, das mir angewiesen war, verwahrt. Das Gewölbe hatte eine Eisentüre, und wurde diese während des Brandes bald mit Schutt verschüttet, und so waren meine Arbeiten zum nochmaligen Gebrauche gerettet worden. —

In diesen Jahren wurde München durch viele große Brände heimgesucht, und erlebte ich gar ernste und auch komische Geschichten. Bei dem Brande im Bräuhaus am Promenadenplatz war ich einer der ersten Retter. Unten im Hofe mühten Männer sich ab, Ochsen aus dem Stall zu bringen, und vergaßen darüber die Menschen, die in oberster Etage unterm brennenden Dache wohnten. Ich eilte mit einem jungen Manne hinauf; wir traten eine Türe ein. Da sprangen 4 Weiber aus den Betten und flüchteten in große Kleiderschränke; sie hatten so fest geschlafen, daß sie den eigentümlichen Lärmen des Feuers, das schon zu einem Fenster hereinleckte, überhört hatten. In einer Wiege lag ein ganz kleines, niedliches Kindchen; ich wickelte es schnellst in ein Kissen und übergab es meinem Begleiter mit der Weisung, es gegenüber in ein bezeichnetes Haus zu tragen. Das Kindchen herzend, trollte er ab. Ich riß ein Fenster auf und fing an, Betten hinauszuwerfen, und als ich eben des Kindes Gurtwiege mit den Betten zum Fenster hinauswerfen wollte, packte mich eine wahre Furiengestalt mit wildem Aufschrei: „Mein Kind!“ bei den Haaren, zugleich mir das Bettchen entreißend. Ich hatte Not, das arme geängstigte

---

[7]) Wahrscheinlich, weil der Neubau Leo v. Klenze übertragen wurde. Gegen ihn war Bandel sehr eingenommen. Vgl. S. 67 f.

[8]) Vgl. S. 64.

Weib mir schnell vom Halse zu schaffen und ihr begreiflich zu machen, daß ihr Kind versorgt sei; ich sagte ihr, wo es zu finden, und raste sie darauf fort, um's zu finden. Weiter traf ich einen jungen Mann beschäftigt, seine Siebensachen aus einer Kommode in einen großen Korb zu packen und wollte ihm dabei helfen. Er wies mich zurück. Ich wartete ein paar Augenblicke, um tragen zu helfen, da warf er in anscheinender Ruhe ein Tintenfaß unter die Wäsche. Nun überließ ich ihn seinem Schicksale und half anderen Leuten ausräumen, in denen ich altgewordene Jugendfreunde erkannte, Großmutter, Mutter und Tochter Freifrau v. Wa..... —

Im Anfang der guten Jahreszeit 1823 marschierte ich wieder nach Nürnberg, wo ich — es waren 45 Stunden — am dritten Tage spät abends eintraf. Auf dieser Reise ging's schlicht ab. Nur als ich aus Roth auszog, lief mir ein Mann nach, als ich den Fußweg durch den Laurenzer Wald, den ich von früher gut kannte, einschlug, und frug mich, wohin ich wolle. Und als ich sagte: „Nach Nürnberg", warnte er mich, zu gehen, da er wußte, daß ich in die Nacht hinein marschieren mußte; die Nacht vorher sei eine Botenfrau erschlagen und ausgeplündert worden. Da ich kein Weib und in Begleitung meines Kroatensäbels ging, so zog ich ruhig weiter zur Verwunderung des Sorgsamen. Einzelne Menschen begegneten mir vor der gänzlichen Dunkelheit, und belustigte es mich sehr, daß alle mir in weitem Bogen auswichen. Endlich in finsterer Nacht erreichte ich den Waldsaum, und vor mir lag das große Nürnberg, das sich nur durch Hunderte von Lichtern kenntlich machte. Ich warf mich unter einen Baum zum Ausruhen nieder, und während ich das großartige Nacht- und Lichtbild anschaute, gedachte ich der schönen Tage des letzten Jahres, die ich dort verlebt, und gedachte auch der lieben Freundin, die wohl für Nimmerwiedersehen nach Westfalen gereist. Lange lag ich da; es zog mich nicht eilig dorthin, wo ich nach meinen Schlüssen nur strenge Arbeit finden würde. Ich mochte wohl laut meine Gedanken geäußert haben, denn im Gipfel des Baumes raschelte es mit einem Male; dürre Ästchen fielen auf mich nieder. Im Nu stund ich mit meinem blanken Kroaten auf den Beinen, aber in Lachen brach ich aus, als ich einen großen Vogel, eine Eule,

aus der Baumkrone sich erheben und forteilen sah und hörte. Nach ein paar Stunden schlief ich in meiner Wohnung auf der Burg Nürnberg den Schlaf eines rüstigen Wanderers, mußte aber wohl gut geträumt haben, denn mein erster Gedanke beim Erwachen war, hinunter in die Stadt und zum Ebracher Hof zu gehen. Trüben Sinnes durchwanderte ich die mir bekannten Straßen, ohne aufzusehen. Da blieb eine Jungfrau bei mir stehen; ich schaute auf: „Karoline." Sie war nicht in Westfalen! Erstaunt, stumm begrüßten wir uns. Lina zerknitterte ein Papier in ihrem Arbeitsbeutel und errötete tief, als ich frug, was sie täte. Es war, wie ich später erfuhr, ein Brief an einen Vetter in Westfalen, der ohne diese Begegnung verhängnisvoll hätte werden können. Er kam nun nicht auf die Post, wie er es sollte auf des Vaters Wunsch. Zwei Traurige wurden wieder froh; der Herr hatte gefügt.

In diesem Sommer meiner Tätigkeit in Nürnberg waren tagtäglich immer viele Erlanger Studenten auf der Burg; Versammlungen und Beratungen der Burschenschaftler fanden statt. Oft ward ich aufgefordert teilzunehmen; meine Künstlernatur sträubte sich aber gegen nicht Offenes. Ich lernte damals alle Hauptleute dieser Bewegung kennen, und ihre geheimen Bestrebungen ließen mich sie oft warnen. Wenige Monate später kam die Erfüllung meiner Ahnung, und viele meiner Freunde mußten ihr gutes Bestreben im Gefängnis einstellen [9]).

Als meine Arbeiten in Nürnberg fast vollendet waren, kam König Maximilian Josef auf einer Reise durch Nürnberg. Auf der Burg ward nun alles Fertige des Schönen Brunnens aufgestellt, und wurden meine Arbeiten so gestellt, daß sie des Baumeisters Zeichnungen weit untergeordnet waren. Es pflegt so ja immer zu geschehen, daß jüngere Leute untergefuttert [10]) werden sollen. Ich wußte, daß der König mich kannte, und wartete der Dinge, die da kommen würden. Auf der Freiung stieg der König aus und erblickte mich. Sogleich wendete er sich

---

[9]) Durch die Karlsbader Beschlüsse 1819 war auf Betreiben des österreichischen Staatskanzlers Fürsten Metternich die Burschenschaft wegen demagogischer Umtriebe verboten worden. Trotzdem bestand sie im Geheimen weiter. In der Burg zu Nürnberg glaubten die Erlanger Burschenschaftler wohl am sichersten ihre Beratungen pflegen zu können.

[10]) mundartlich = zurückgesetzt, nicht nach Gebühr behandelt.

an mich. Ich mußte ihm alles erklären und hatte viel Mühe, ihn auf Reindels Zeichnungen aufmerksam zu machen. Es war das erste Mal, daß ich als Bildhauer mich dem Könige vorführte, und brachte das mir in nächster Zeit viel Vorteile. Die Männer, mit denen ich zunächst noch zu tun hatte, verübelten mir aber des Königs Gnade, die ihren eigenen Wünschen Abbruch getan hatte[11]). —

[11]) Randbemerkung: Hierzu ein Brief an meine Mutter, die Frau Obertribunalrätin Freifrau von Geisberg in Stuttgart (Geisberg starb als Präsident des Obertribunals in Stuttgart auf seinem Gute Neudegg bei Donauwörth):

Nürnberg, d. 6ten Juni 1823.

Liebe Mutter!

Ich bin zu einer glücklichen Zeit hierher gekommen. Gestern waren der König, die Königin und 4 Prinzessinnen in meiner Werkstatt. Fast alle Vornehmen Nürnbergs waren auf der Burg: Zehler, Schaden, Korte, der Bürgermeister Binder, Frau v. Groß und noch viele Damen in meinem Zimmer. Als die Königl. Familie kam, ließ ich das große Tor meiner Werkstatt öffnen, so daß man sie ganz übersehen konnte. Ich war der einzige, mit dem König und Königin sprachen; die gestickten und bepflasterten Herren habe ich fast gar nicht bemerkt vor Freude, daß ich mit meinem guten Könige sprechen durfte. Sie stunden in einem weiten Kreise um uns herum; ein paarmal wußte ich nicht, ob ich dem König oder seiner Frau zuerst antworten sollte. Als Graf Drechsel dem Könige etwas zu meinem Besten sagen wollte — ich sprach gerade mit der Königin, die meine Arbeiten strenge musterte — sagte der König: „Ich kenne ihn schon; es ist der Sohn meines guten, wackeren Bandels; der war mein Freund, der war der erste, der mir zu lieb zu mir übergetreten. Sein Sohn ist ein geschickter junger Mann.“ Ich konnte vor Freude die Fragen der Königin kaum mehr beantworten. Kurz bevor sie gingen, sah mir der König noch recht scharf ins Gesicht und ich ihm wieder. „Du siehst deiner Mutter recht ähnlich; geht's ihr gut? Grüße sie von mir!“ Dies war sein Abschied. Mit den schönen Prinzessinnen habe ich auch manches gesprochen. Der König war so gut, daß ich mit ihm sprach wie mit andern Männern; am meisten freute es mich von ihm, daß er meine Arbeiten nur lobte, wenn ich nicht bei ihm stund. Ich bin, was ich selbst nicht bemerkte, unter der Königl. Familie herumgegangen, als gehöre ich auch dazu. Als der König fortgefahren war, bekam ich von den besternten Herren Komplimente wie nie vorher. Graf Pappenheim kam noch zu mir und lud mich ein, ihn in München zu besuchen, und sagte: „Sie haben Ihre Arbeiten recht brav gemacht; ich bin Pappenheim.“

Meinem Bemühen habe ich wieder einen recht freudigen Tag zu danken und die Aussicht auf viele solche kommende. Mein Grundsatz, durch Mühe und Fleiß zu bewirken, was ich durch erniedrigende Bitten vielleicht, sage vielleicht, erlangen könnte, werde ich stets festhalten, und werde ich mit Freuden genießen können, was ich meinen Kräften allein zu danken haben werde.

Dein gehorsamer Sohn Ernst.

In strenger Arbeit und frohen Stunden im Ebracher Hofe ward im Laufe des Sommers (im Juli 1823) mein Werk auf der Burg fertig und ein Entschluß fürs Leben gekräftigt. Im Herbste reiste ich nach München zurück, mit dem Versprechen, in Jahr und Tag wiederzukommen.

V. Wohnsitz in München; künstlerische Tätigkeit daselbst (1823–25)

Als die Arbeiten am Schönen Brunnen in Nürnberg beendet waren, nahm ich meinen Wohnsitz wieder in München. Es war ein großes Glück für mich, daß ich immer in Familien Zutritt hatte, in denen edle Frauen und Jungfrauen sich meiner freundlichst annahmen. In der v. Poppschen Familie war die Mutter, eine herzensgute Frau, immer gütigst gegen mich, und bestrebte ich mich daher auch, mir ihre Liebe und Sorgfalt zu erhalten. Nur einmal zankte sie im vollen Ernst mit mir, als sie mich bei offenen Fenstern und Türen im Zuge sitzend arbeitend traf. Die 3 älteren Töchter hielten mich durch ihre Freundlichkeit in steter Aufmerksamkeit und Ordnung; sie verheirateten sich während meines Aufenthaltes in der Familie. Die vierte, viel jüngere Tochter, ein sehr schönes Kind, blieb mir fremd und fremder; ein jüngerer Sohn ging noch ins Gymnasium. Ich war so gerne in diesem Familienkreise, daß ich nie auch nur auf den Gedanken kam, wie meine Kameraden, Vergnügungsorte aufzusuchen.

Im Hause der Witwe des Appellationsrates v. Schaden durfte ich öfter vorsprechen und habe da manch lehrreichen und durch Gesang der beiden Töchter verschönten Abend verbracht.

In der Familie der Witwe des Dr. Altoser war wöchentlich an einem Tage mit jungen Leutchen auch ich eingeladen, und lernte ich da gar manche edle Jungfrau und manchen wackeren Jüngling kennen. Zwei liebenswürdige Töchter des Hauses waren meist die Seele der Gesellschaft, die eine voll aufgeregter Lebenslust, die andere die Sanftmut selber. 5 jüngere, worunter

der spätere Held im Schleswigschen Feldzuge, Karl Altoser, waren frische geistreiche Kinder.

In diesen Abendgesellschaften lernte ich die Töchter des Bergbaudirektors Wagner kennen. Ihre Schönheit bewog mich zu der Bitte, ihre Bildnisse zeichnen zu dürfen. Ich bekam die Erlaubnis, in ihrem Hause Besuch machen zu dürfen. Ich fand die Mutter, eine stille Frau, und die beiden Töchter mit Spinnen beschäftigt; es war ein wunderschönes und friedliches Bild, diese beiden echt deutschen Jungfrauen am Spinnrade: meine liebe, schöne Mutter spann ja auch; es heimelte mich dies an, was ich solange nicht mehr gesehen hatte. Die ältere der Schwestern war ein paar Jahr älter wie ich. Schöne, regelmäßige Gesichtszüge zeigten das Geordnete ihres geistigen Lebens, Klarheit ihres ganzen Wesens und die ruhigste Güte. Ich verehrte sie aufs höchste, und sie mag es wohl auch gemerkt haben, daß ich, wenn jugendliche Unruhe mich ergriffen, mir die rechte Haltung bei ihr holte. Sie war mein Schutzgeist im wilden Leben, der mich auf rechter Bahn erhielt; viel, sehr viel habe ich ihr zu danken. —

Ich zog fast jedes Jahr auf Tage oder Wochen, fast immer allein, ins Gebirge und blieb dort bald länger, bald kürzer, je nachdem mein erspartes Geld ausreichte; ich richtete es praktisch so ein, daß ich immer so weit — meist ohne Plan — vorging, soweit die Hälfte meiner Kasse es erlaubte, und kehrt machte, wenn sie erschöpft war. In einem Sommer gedachte ich Bozen als Endziel erreichen zu können[1]). Ich marschierte in der Scharnitz über Östreichs Grenze und wanderte an der Martinswand vorbei nach Innsbruck, dessen wundervolle Lage und große Kunstschätze mich einen Tag festhielten. Über Schwaz stieg ich den steilen Bergpfad oberhalb Volders ins Luftbad hinauf; in einem großen Wirtshaus auf grüner Aue, Volder-Bad benamst, verweilte ich in angenehmster Gesellschaft 3 Tage. Am 4. schlich ich mich lange vor Tagwerden fort; ich wollte ein Abschiednehmen von den lieben Leutchen vermeiden, und erst als ich in Windegg ankam, stieg die Sonne unten über dem Inntal bei Kufstein über die Berge auf. Windegg, ein Bauern-

[1]) Die nachfolgende Beschreibung ist gekürzt.

haus auf schroffer, zum Inntal abfallender Felsenwand, scharf am Rand derselben erbaut, bietet eine der schönsten Übersichten des Tales von Innsbruck bis weit gen Kufstein. Nach eingenommenem Frühstück setzte ich mich in meinen Marschschritt und kam über die Mittelberge an Ambras vorbei bis zur Post auf dem Brenner. Dort am Abend angekommen, hatte ich einen gewaltigen Marsch zurückgelegt. Während des Abendessens kamen 6 Studenten aus Brixen todmüde an. Nach dem Abendessen schlug ein Tiroler die Zither. Das Weibervolk ward dadurch hervorgelockt, und bald tanzte alles um mich, nur die Studenten nicht. Eine schmucke Dirne forderte mich auch auf zu tanzen, und ich tat's. Die gelehrten Herrleins sollten auch, doch sie waren zu müde. Da ging das Fragen nach Woher? Wohin? los, und als ich berichtete, von Volderbad zu kommen, da wurden die Brixener, die nur ⅓ meiner Wegeslänge zurückgelegt hatten, weidlich ausgelacht. Endlich ward mir meine Schlafkammer angewiesen. Ein Schreck überkam mich, als ich fror, daß mir die Zähne klapperten. Ich glaubte im Fieberfrost zu sein, und als ich im Hofe Licht sah, eilte ich, um Hilfe zu rufen, ans Fenster. Da stürmte Schnee (am 30. Juni) mir ins Gesicht, und beruhigt über meine Kälteschauer, ging ich zu Bette und erwachte wohl gestärkt ohne Fieber andern Morgens.

Nun ging es südwärts gen Bozen jenseits Sterzing auf dem Wege, unter dem 4000 Sachsen im Tiroler Kriege durch Steinlawinen begraben wurden, ohne daß auch nur 1 Tiroler getötet worden [2]). Als die Sachsen in geschlossener Reihe die Straße füllten, ließen die Tiroler mit Steinen gefüllte, von Baumstämmen gezimmerte Kästen weit oberhalb der Straße herablaufen; diese rissen Tausende von Steinen und Felsstücken mit sich hinunter und verschütteten die harmlos Hinziehenden. Die

---

[2]) Im Frieden von Preßburg 1805 hatte Östreich Tirol an Bayern abgetreten. Im östreichisch-französischen Krieg 1809 erhoben sich die Tiroler gegen die Bayern; ihr Anführer war Andreas Hofer, der Sandwirt aus dem Passeiertal. Der Marschall Lefebvre wurde mit einem Korps von 40 000 Mann dahin geschickt, unter ihnen befanden sich neben Franzosen und Bayern auch Sachsen, die zum Rheinbund gehörten und Napoleon Heeresfolge leisten mußten. Eine sächsische Abteilung wurde im Eisacktale vernichtet, 550 gefangengenommen. Die Talenge heißt noch jetzt „Sachsenklemme".

bei Sterzing nachkommenden Wagen wurden ohne Verteidigung erbeutet und viele, die kein katholisches Gebet konnten, getötet. Brixen, in weitem Tale liegend, interessierte mich wenig, dagegen überraschte mich die Trostburg, die, auf einem steilen Felskegel erbaut, nur Zugang über eine Zugbrücke hat, die von einem nahen Felsen hinüberführt. Die Burg ist ganz erhalten, und weiter überraschend war die Mittelalter-Kleidung eines Hirten, der unten im Tale mir begegnete. Im Orte am Fuße der Burg machte ich halt und Mittag unter weithin gestreckter Weinlaube, die von 9 Zoll dicken Rebstöcken beschattet war.

In Bozen wohnte ich im Gasthof zur Kaiserkrone. Mit Bekannten, die ich in München kennen gelernt, einem Kaufmann Herrn Graf und den Brüdern der Witwe Altoser, verlebte ich ein paar sehr vergnügte Tage; die herrliche Gegend und das schon italienische Klima ließen mir den Abschied schwer werden.

Ich bestieg auch Oberbozen, von wo eine freie Umsicht aufs Etschtal westlich gen Meran und südlich nach Trient ab; unten im Talwinkel das alte, große, feste Schloß Kaiserkron, darüber in weiter Ferne über die Etschtal-Berge höhere Bergkuppen; gen Ost das zackige Schlerngebirge und gen Nord das enge Eisacktal mit dem Jaufengebirge. Der Weg von Oberbozen ab ist so steil, daß abfahrende Wagen die Hinterräder ausnehmen und junge Tannen mit allen Ästen schlittenartig als Hemmittel dafür anbinden müssen.

Von Bozen ging ich nach Meran. Auf dem halben Wege sollte ich die Ungastlichkeit der Südtiroler kennen lernen. Als es 12 Uhr, kam ich in ein Dorf mit schiefem Turm, das kein Wirtshaus hatte. Ich hungerte, und als ich durch ein Fenster das Mittagmus auf dem Tische sah, trat ich ins Haus und bat für Geld und gute Worte um einen Teller davon. Rund ward ich abgewiesen. Ich bot einen Vierundzwanziger[3]) für einen Teller voll; es half nichts: ich mußte meinen Hunger bis Meran ertragen. Von dort ging ich, nachdem ich mich gesättigt, sogleich den Passeierfluß aufwärts. Dieser, seicht über Steingeröll mit gewaltigem Rauschen hinfließend, war so breit wie fast

[3]) Vierundzwanzig Kreuzer.

das ganze Tal, und ging der Weg oft über die Steine durch den Fluß. Gen Abend traf ich das erste Haus, ein Wirtshaus mit einer Steinnische, wie sie in Tirol sich oft finden, zum Schutze gegen Wind und Wetter. Bei einer Kellnerin bestellte ich Milch. Da das Rauschen des Flusses die Stimme überschallte, so ging ich ins Haus in eine große Eckstube, die voll von Bildern aus dem Tiroler Kriege; auf allen war die Gestalt Andreas Hofers die Hauptfigur. Eine wohlhäbige Frau, die sich als Wirtin vorstellte, frug ich: „Sie haben wohl den Andreas recht lieb gehabt, da Sie ihn so oft im Bilde hier aufgestellt?" Da stürzten ihr Tränen aus den Augen, und sie ging hinaus. In demselben Augenblick sah ich auf dem Wirtshausschild die Worte: „Andreas Hofer am Sand." Ich war in Hofers Hause und hatte seine Witwe gefragt. Bald kam die Frau wieder, und als sie erkannte, wie sehr ich den Helden Tirols verehrte, brachte sie mich in sein Zimmer und gab es mir zur Wohnung. Da hingen noch Kleider, Hut, Säbel und Gürtel etc. des berühmten Mannes, und schlief ich in dem Bette, in dem Andreas wohl manch kühnen Plan ausgedacht hatte.

Andern Tags früh 4 Uhr ging ich nach Sct. Leonhard am Fuß des Jaufengebirges, von da links ab steil an Wasserfällen aufwärts, endlich über einen an die Felsen angebauten Knüppeldamm, auf dessen Mitte ich vor einer Türe einen Kreuzer in eine Hand, die aus einem Felsenloch herauskam, legen mußte, ehe ich durch die sich nachdem öffnende Türe weiter konnte. Ich kam nach dem Orte Moos; hier zeichnete ich 2 Wirtstöchter, Verwandtinnen Hofers. Von Moos ging's Stunden weit aufwärts über Glimmerschiefer mit eingewachsenen Granaten[4]), und kam ich endlich gegen 2 Uhr an die Schneegrenze, wo ich noch eine Steinhütte traf, die ein Schweinehüter bewohnte. Als dieser hörte, daß ich ein Bayer sei, wurde er gegen die Art der Südtiroler Bauern geschwätzig und erzählte, wie an seinem Hochzeitstage Kronprinz Ludwig von Bayern über das Timmelsjoch gekommen und hier vor seiner Hütte mit seiner jungen Frau getanzt habe. „Wenn's den Herrn sehen sollt's, grüßt am schön vom Sauhirten oben am Schnee unterm Tim-

[4]) Ein Gestein, das sich oft in anderen Gesteinsarten eingelagert findet.

melsjoch." Diesen Auftrag habe ich in München bestens besorgt, und meinte der Kronprinz, daß nicht viele das Joch überstiegen, und tat sich viel zugute, daß er es vollbracht.

Als ich mich anschickte zur Auffahrt in den Schneeferner, riet mir der Hirt davon ab. Ich bat ihn, mir Wegweiser zu sein; er lehnte es ab. Ich bot ihm für die paar Stunden einen Kronentaler[5]). „Nicht um Tausende", war sein Endwort. „Bleibt's, es kimmt a Hochwetter." Ich sah keinerlei Zeichen für seine Behauptung und glaubte, er wolle mich nur zurückhalten. Und als ich fortging, bekreuzigte er mich mit den Worten: „Schütz Enk die Heilig Jungfrau!"

In über einstündigem, mühevollem Aufsteigen in einer von Vieh getretenen Bahn hatte ich die südliche Schneewand erstiegen und sah mich von schwarzen Felsblöcken umgeben, unter denen reichliches Wasser entquoll, von dem ein Teil südab dem Passeier zufloß (zum Adriatischen Meer), der andere Teil verlor sich gen Norden in die unabsehbare Schneefläche, die mächtig dahin abfiel, um unten den Ötzfluß zu tränken und weiter durch Inn und Donau ins Schwarze Meer zu kommen. Über mir und den Schneeferner einengend, starrten kahle Felsklippen zum dunkelblauen Himmel empor, in dem die Sonne wie eine silberne Scheibe ohne viel Glanz stund. Eine Kälte, die mir bis in die Knochen drang, brachte mich zum Eilschritt über die mit harter Kruste bedeckte Schneefläche. Bald erkannte ich, daß ich dabei die größte Vorsicht beobachten müsse, an Rissen und Spalten in der Schneemasse, aus denen das Rauschen von Wasser heraufdröhnte. Allein, das einzige lebende Wesen in dieser großartigen Öde, freute ich mich meiner Lage und vertraute auf den Schöpfer auch in dieser wilden Herrlichkeit. Da mit jedem hundert Fuß tiefer der scharfe, kalte Windstrom, der oben auf dem Joche mich zittern machte — ich war in Sommerkleidung — mehr und mehr sich mäßigte, so konnte ich mein Laufen auch mäßigen, und um eine Felsenecke biegend, ersah ich weit unten 3 dunkle Gestalten sich auch abwärts bewegen. Ich war in schnellerem Gange wie diese, und bald erkannte ich, daß es belastete Männer waren. Mein zwischen den Felsen schallender Juchschrei ward

[5]) = 4,60 RM.

erwidert; die Männer blieben aber nicht stehen, und näher kommend erkannte ich, daß sie im Schnellschritt mir zur Eile winkten. Da fiel mir des Sauhirts Warnung ein, konnte aber noch kein Gewitterzeichen ersehen. Schneller und schneller sah ich meine Vorgänger laufen, und ich kam dadurch in wahres Rennen, und holte ich leichter Wanderer die sehr schwer Tragenden endlich ein. „Lauft's, lauft's!" riefen sie mir zu, und nun sah ich auch die unverkennbaren Wetterzeichen über die Felsspitzen einbrechen. Nach einem Schnellmarsch von ein paar Stunden kam ich unten an der Schneegrenze mit den Leuten an, als eben ein entsetzliches Wetter losbrach. Wir mußten noch durch das vom Ferner abfließende Wasser, das hier steil abstürzt, und konnten endlich auf festem Boden ausschnaufen, vor einer Votivtafel, auf der 6 Männer gemalt waren, darunter die Bitte, ein Vaterunser für sie zu beten. Die waren denselben Tag — den 6. Juli — des Jahres vorher auf dem Ferner vom Hochwetter überrascht und getötet worden. Das Vaterunser wurde gebetet, und dankte ich meinem Schöpfer für meine gnädige Rettung. Im Nu war der Himmel verfinstert, Schnee wie eine Wolke aufgewirbelt, daß kaum noch der Fußsteig, der abführte, zu erkennen war. Bei ungeheurem Donnergerolle kam Hagel, und in wenig Sekunden hing mein schöner, weißer Filzhut mir wie Lappen um die Ohren. Weiter ab kam strömender Regen, der mich durch- und durchnäßte, und während wir eiligst abstiegen, schmetterten Steine über unsere Köpfe weg in die Tiefe neben unserm Pfad. Wärmer und wärmer wurde es, je tiefer wir kamen, und da wir einmal nicht nässer werden konnten, stellte sich wieder Heiterkeit über unsere Lage im Gefühle überstandener Gefahr ein. Endlich im Abendgrauen traten wir ins Ötztal ein, und unten erblickten wir ein gastliches Wirtshaus. Wir waren von dort bemerkt worden, und alle Hausinsassen stunden unter schützendem Dache, uns neu Ankommende begrüßend. Das war ein Begrüßen, Glückwünschen, Gottdanken und ein Bemühen, uns trocken zu machen. Dabei wühlten Wetterblitze in den zackigen Bergriesen, als sollten sie heruntergestürzt werden, und hatte der Himmel alle Schreckensmusik aufgeboten, um die Menschen zu schrecken; die aber waren in ihrer Hütte lustig und gutes Mutes, und wir 4 ausgehungerten, er-

müdeten Wanderer labten uns an des außen so wild erscheinenden und doch so gütigen Schöpfers köstlichen Gaben.

Die aufgehende Sonne, aus lieblichster Morgenröte aufsteigend, und fröhlicher Vögelsang erweckte mich; Flur und Wald erglänzte wie mit Diamanten bestreut; die ernsten Felsenriesengestalten schauten im rosigen Licht ins Tal herunter; wie ein schwerer Traum war mir die Erinnerung des vergangenen Tages. Durch die Ruhe gestärkt, sprang ich auf, der lieblichen Morgenschöne entgegenjubelnd. Meine äußerste Schicklichkeitshaut war getrocknet worden, und zog ich sie über meine Menschenmaschine, und nachdem ich sie wacker geschmiert, bewegte sie meine überfrohe Seele weiter bergab dem Inntale zu. Noch im Ötztale, mußte ich einen Bergsturz überklettern, der vor wenig Tagen von höchster Höhe herabgerutscht war und die Öt̃z aufgestaut hatte; erst vor ein paar Tagen hatte der Fluß sich wieder einen Weg gebahnt. In Silz hielt ich Nachtrast. Bei guter Zeit überschritt ich bei Silz den Inn, und nun richtete ich meine Nase nach Norden, wo das Bayerland liegt. Auf meiner Karte war ein Fußweg über den Marienberg bezeichnet; also frisch über diesen weiter vor. Ich traf den Weg glücklich und kam gegen 2 Uhr herunter ins glänzende Wiesental am Fuße des 9000 F. hohen Zugspitzberges, der hier in senkrechter Wand abfällt, in den Ort Oswald (?). Wie ausgestorben war der Ort; alles Volk war in den Feldern, und konnte ich nach langem, beschwerlichem Marsche von einem Mütterchen nur eine Schale dicke Milch und schwarzes Brot erhalten und meinen Wolfshunger stillen. Ich vertröstete mich auf einen nächsten Ort. Bald war ich im Loisachtal und fand diesen Fluß aus seinen Ufern getreten und war gezwungen, halbe Stunden weit mit nackten Beinen im Wasser zu marschieren. Erst spät am Abend kam ich in Garmisch an, wo mir der liebe Gott die Freude machte, vor Alpenglühen der gewaltigen Zugspitz ein lecker bereitetes Mahl verzehren zu können. Von Garmisch reiste ich über den Starnberger See ins Mühltal nach dem Bade Peterbrunn. Dort fand ich die Familie Wagner und ruhte ein paar Tage von meiner weiten Fußreise, ehe ich nach München zu strenger Arbeit zurückkehrte. —

In München lernte ich einen absonderlichen alten Junggesellen kennen, den Maler Höck. Er hatte durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen und damit eine „kleine" Gemäldesammlung erworben, „kleine": nicht an Zahl, sondern im Format der einzelnen Bilder. Unter einer Masse unbedeutender Werke, die allerwärts herumstunden, besaß er auch sehr schöne Werke, meist bayerischer Künstler wie Frank, Zeiler, Knoller etc. Diese hingen in meist selbst von ihm gefertigten Rahmen an den Wänden. Der stets freundliche alte Mann, der lebhaft wie ein Jüngling, besorgte alle seine Bedürfnisse selbst, bereitete sein einfachstes Essen und war darin für manche Speisen Meister. Seine Wohnung war ein Durcheinander von allerhand: neben Bildern, die er eben restaurierte, stunden Schnitzereien aller Art, plastische Werkchen in verschiedenstem Material, Kochgeschirre und Speisereste und weiter Wachskerzen von allen Größen, die er zierlichst mit Heiligenbildern und Blumen bemalte, wodurch er sich reichlichsten Verdienst erwarb. Bei all dem Durcheinander war er reinlichst und pünktlich und äußerst fleißig. Er war ein Bauersohn aus der Aschau, einem Weiler von 6 Höfen und einer kleinen Kirche, 2 Stunden von der Stadt Murnau, an der Nordseite der Tiroler Alpen. Die Einladung, mit ihm in seine Heimat zur Kirchweih zu reisen, nahm ich freudig an; konnte ich bei diesem Ausfluge doch recht genau ins bayersche Landleben schauen. Höck war ein rüstiger Fußgänger, und marschierten wir bis Murnau. Dort erwartete uns ein Hofbesitzer aus Aschau, der in die neunzig Jahre alte „Linder Toni", mit einem frischen Pferde vor einem leichten Gebirgswägelchen. Von München hatten wir 12 Apostelbilder vorausgeschickt, und in Murnau kauften wir 2 große, von Federn gemachte Blumensträuße zur Kapellenausschmückung. Der alte Toni sprühte vor Übermut, und das freudige Begrüßen wollte kein Ende nehmen. Während der Fahrt wurde über die Verhältnisse in Aschau viel gesprochen und gelacht, und als Höck frug: „Habt Ihr schöne Mädel in Aschau?" fuhr der Alte in eine Wiese und warf das Wägelchen mit uns ins hohe Gras, indem er lachend sagte: „Dös ist dafür, daß Du nach den Dirndl fragst; die laß uns ungeschoren, die gehen Dir nichts an. I laß Enk liegen, wenn Es nit versprecht, ordentlich zu sein in der

Aschau." Unter Lachen ward es mit Vorbehalten versprochen, und weiter ging's. In Aschau empfing uns die ganze Bevölkerung jubelnd. Höck wurde bei seinem Bruder, ich in einem andern Hofe einquartiert und wurde jeden Abend von 2 Burschen gepackt und, auf ihren Achseln hoch sitzend, Reihe um in einen andern Hof gebracht, wobei die Dirndl immer am meisten jubilierten und sich in Bereitung eines schön verzierten, köstlichen Abendimbisses überboten. Gleich am ersten Tage machten wir uns an die Ausschmückung der kleinen Kirche. Unter die 12 Lichtstöcker[6]) an den Pfeilern wurden unsere 12 Apostelbilder aufgehängt, und malten wir Blumenkränze darum. Das Altarbild reinigten und firnißten wir und vergoldeten auch den Rahmen neu; eine schöne Altardecke hatte Höck auch mitgebracht. Die Dirndl reinigten den Estrich und alle Winkel, und unser alter Freund Toni half überall mit und war dabei voll Übermut. Als ich ihm etwas nicht recht machte, nahm er eine lange Prozessionsstange, auf der oben ein Kruzifix angebracht war, und schlug von weit her damit auf mich los; ich wich aus, und das Kruzifix schlug sich am Boden ab. Nun entstund unter Lachen ein Streit. Der Alte behauptete, das Unglück sei geschehen, weil ich ein Ketzer sei; ich aber behauptete, ich Ketzer sei so gut, daß das hölzerne Herrgöttle mich deshalb nicht habe verletzen wollen, was ich damit bewies, daß es sich auch ruhig gefallen ließ, von mir auf seiner Stangenhöhe sich wieder säuberlich befestigen zu lassen. Unsere 2 großen Federblumenbüschel nahmen sich stattlich neben den dicken, von Höck zierlichst bemalten großen Kerzen auf dem Altar aus, und ward unsere Kirchenausschmückung aufs beste befunden und bewundert.

Nachdem wir unser Werk vollbracht, nahmen wir teil an den Tagesarbeiten: ich mähte als letzter in der Reihe der Mähder mit und ward von den Dirndln weidlichst verlacht, daß ich ihnen nicht vorarbeiten konnte. Die Mähderreihe richtet sich nämlich nach der Stärke der Arbeiter. — Eines Tages erhob sich ein kannibalisches Lärmen: die Bienen waren ausgeschwärmt, und alles Volk, der alte Toni voran, zog mit Kesselklopfen, Schreien und Pfeifen und weiterem Lärmen nach, bis der Schwarm sich an

[6]) Kerzenstock, Leuchter. Der Plural „Stöcker" (vgl. Wörter) hat sich nicht allgemein durchgesetzt.

einem Baumast festhing und wieder in seinen Stock eingeschafft werden konnte. — Die Höfe hatten viele und schöne Pferde auf der Weide laufen. Die Tiere waren so zahm, daß sie einem zuliefen, wenn man hinausging, und war es mir ein großes Vergnügen, mit ein paar Burschen hinauszugehen, Pferde aufzuzäumen und auf bloßer Haut Ritte in die Nachbarschaft zu Befreundeten zu machen; es war, als freuten sich die Rosse selbst auf solche Touren.

An den Abenden nach getaner Arbeit versammelte sich das junge Völkchen auf einem der Höfe in der Hauptstube, und da ward noch musiziert auf der Zither, Maultrommel, Querpfeife, auf Blättern, was letztere sie meisterhaft konnten, ward gesungen und getanzt, erzählt und allerhand Kurzweil getrieben. Waren die Abende sehr schön, dann blieb alle Lust auch im Freien, und hatte das tolle Völkchen dann seine Freude daran, mich Stadtmenschen zu necken. Einmal lag ich auf einem Hügel und weidete in den Erdbeeren. Da kam ein Schwarm von Mädeln mit einem langen Strick unter schallendem Gelächter heraufgeschritten; unten auf der Wiese stunden auf einen Haufen die Buben. Bald ward ich inne, daß ein Schelmstreich gegen mich ausgeführt werden solle, und war auf alles gefaßt. Da umringten im schnellen Lauf mich die Dirnen, zogen den langen Strick um mich immer enger, und es ward mir klar, daß ich damit umwickelt und gebunden werden sollte. Die Bauernscherze hatte ich schon genügend kennengelernt, und fing ich auch sogleich an, mit meinen Fäusten zu scherzen, und entledigte mich der Zudringlichen. Und als ich frei den Hügel hinunter den Buben zulief, ward ich mit lautem Freudenjuchschrei empfangen, und wurden die Dirnen weidlich verlacht und verhöhnt. Diese ließen aber noch nicht nach, mich zu verfolgen, und war ich so töricht, auf einen hohen Holzstoß zu klettern und sie von oben zu verhöhnen. Da trieben sie die ganze nahe Herde um den Holzstoß, den Bullen zunächst, und das Auslachen war nun doch noch an ihnen. Die Buben lachten nun mit, und ich hätte weit in die Nacht oben sitzen müssen, wenn mein Freund Linder Toni mich nicht erlöst hätte.

Dieser Alte hatte, wie man zu sagen pflegt, einen Narren an mir gefressen. Eines Tags, als ich bei ihm einquartiert war,

zeigte er mir all seine Schätze im Hof, in Keller und Scheune, in Kisten und sogar seine geheimen Geldvorräte, und war ich erstaunt, welch Reichtum der alte Mann besaß; sogar etliche tausend Gulden hatte er in blanker Münze tot liegen. Nachdem er mir alles gezeigt, sagte er: „Mein größter Schatz ist aber meine Nichte, die alles erbt, und schau, es ist a lieb's Dirndl, und wannst's zum Weib nimmst, kriegst alles, was i hab." Das Mädl war wirklich schön, die Versuchung war aber doch nicht groß. „Das geht ja gar nicht, ich bin ja ein Ketzer." — „Macht nichts, kannst ja katholisch werden", und daß ich doch nicht wollte, konnte der gute Alte gar nicht begreifen und wurde mir fast böse deshalb. Ich zeichnete den Alten mit farbigen Stiften und viele der guten Burschen, und wurden meine Bildchen innen an die Türen der Leinenschränke angenagelt, wo ich sie nach vielen Jahren noch wiedersah.

Endlich kam der Kirchweih-Festtag. In aller Frühe knallten die Büchsen, und die kleine Kirchenglocke bimmelte fast den ganzen Tag. Frühzeitig kam der geistliche Herr an, vom alten Toni auf seinem Wägelchen eingeholt, und alt und jung versammelte sich in der geschmückten Kirche; mit Blumen und Laubgewinde war sie in eine liebliche Laube verwandelt. Es ward vom kaum 30 Jahre alten Priester die Messe zelebriert, worauf er die Kanzel bestieg und eine wahrhaft komische Rede zum besten gab. Er erinnerte die Leutchen daran, daß sie seine ihm untergebenen Schafe seien, denen er ein guter Hirte sei; daß er ihnen ihre Sünden vorhalten und ihnen himmlische Vorbilder zeigen müsse, um sie aus dem Sumpf ihres Lotterlebens zu himmlischen Freuden zu führen. Und nun ging ein Schimpfen los, er sprach in bayerscher Bauernsprache: „Is dös christli, daß Es nur an Raufen und Saufen, an Wildern und Dirndlverführen, an Karten- und Kegelspielen denkt?" Und nun malte er ein, wie er es nannte, Schlampampenleben aus, das sie trieben — die Mädel blickten verstohlen nach den Buben, die sich die Ellenbogen einander in die Rippen stießen — und endlich wurde das geheiligte Leben der im Himmel Seligen beschrieben, der Heiligen Fasten und Kasteien den täglich Tätigen als Muster zum Seelenheil empfohlen, und schließlich wurden sie ermahnt, den Vorschriften der heiligen, alleinseligmachenden

Kirche nachzuleben und den Mahnungen ihrer Hirten zu folgen. Ich war staunend erbaut über solch christliche Predigt. Ich stund an der Kirchentüre, als die Gemeinde die Kirche verließ. Der letzte war der geistliche Herr und sein erstes Wort vor der Kirche: „Wo is der Kegelbua?“ Ich begrüßte ihn laut sprechend: „Tut nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken!“, was das Seelsorgerlein sehr belustigte. Alte Weiber küßten dem Hochwürdigen die Hände, alte Männer behandelten ihn ehrfurchtsvoll — das junge Volk wich ihm aus.

Die Mahlzeiten bestunden zum Frühstück täglich aus Mehlmus und Honig, zu Mittag köstliche, derbe Mehlspeisen, wenig Gemüse, Würste und Geflügel oder Fische. Am Kirchweihtage ging es aber hoch her: es waren Hammel geschlachtet worden, und hatte jede Familie ihren Anteil, in Kochstücke von ½ Pf. ungefähr geteilt, in großen Kesseln gesotten; die Brühe war zu Suppe mit Klößchen verwendet, und nachdem letztere verzehrt war, erschien auf einem großen, runden Brett eine hohe Pyramide der Kochstücke und Schüsseln von gebackenen, köstlichen Mehlspeisen mit Backobst und Zwetschgen. Es war ein köstlich bereitetes, homerisches Gastmahl, und griffen die Helden auch wacker zu und schwemmten mit Bier und Tiroler Wein die Bissen hinunter. Nach Tisch ging das Jubilieren los: die Kegelkugel klappte — hier wird nicht Kugel geschoben, sondern eiserne Kugeln werden nach weit auseinander stehenden Kegeln geworfen — auf dem Tanzplan drehten sich die Paare nach ihrer originellen Zither- und Maultrommelmusik, wozu Gesang nicht fehlte. Bis weit in die Nacht währte die Lust. Der geistliche Herr tafelte auf einem anderen Hofe. Wenig Tage vorher hatte ich aber Gelegenheit zu sehen, wie die Herren geehrt werden. Kurz vor der Tischzeit hatte sich ein Kapuziner nach Aschau verirrt und ward in meinem eben innehabenden Quartier eingeladen, sein Mittagsmahl zu nehmen. Wir aßen an unserm gewöhnlichen Mittagstische, dem Bettelmönch wurde aber mitten im Zimmer ein Tisch gedeckt, und während wir uns unsere Knödel schmecken ließen, verzehrte der braune Herr ein für ihn allein gebackenes Hühnchen und ließ sich dabei Tiroler Wein gut schmecken. Er segnete uns alle mit rührender Würde nach aufgehobener Tafel. Dafür wurden ihm die Hände geküßt,

nur von mir Ketzer nicht, was ihn einigermaßen stutzig machte. Vor seinem Abgang beschenkte er die kleinen Kinder mit kleinen, auf rotes Papier gedruckten goldenen Heiligen.

Endlich kam der Tag des Abschieds. Toni lud uns auf sein Wägelchen; fast die ganze Bevölkerung des friedlichen Örtchens geleitete uns weit und nahm gerührt, manche bis zu Tränen, Abschied. Der Alte brachte uns bis Murnau; diesmal warf er uns nicht um, erinnerte mich aber noch einmal an seine Nichte und nahm stumm — auf Nimmerwiedersehen — Abschied. Ein schönes Idyll war abgespielt.

Im Sommer suchen Münchner möglichst auf lange Zeit Sommerfrische im Gebirge und dessen Nähe. Die uns befreundete Familie Förster war 1832 schon längere Zeit in Murnau; da beschlossen wir (meine Frau und ich) auch auf ein paar Wochen dorthin zu ziehen. Um Murnau konnten wir die schönsten Ausflüge an den Staffelsee, auf nahe niedere Berge und in liebliche Täler machen; überall bildete die lange Gebirgsreihe gen Süden den großartigsten Abschlußhintergrund der mannigfaltigst schönen Bilder. Von dort machte ich auch einen Gang nach dem Weiler Aschau, in dem ich vor Jahren ein fröhliches Kirchweihfest mitgefeiert hatte. Ich suchte meine mir damals erworbenen Freunde auf. Der alte Linder Toni war längst heimgegangen zu seinen Vätern, und es war mir, als wäre mit ihm die frohe Lust unter den Leutchen mitfortgegangen. Seine Nichte, die er mir durchaus zur Frau geben wollte, war eine reiche, sehr gewöhnliche Bauerfrau geworden; die Bursche, mit denen ich mich so froh getummelt, waren langweilige Männer geworden; meine Bildnisse, die ich damals gezeichnet, hingen alle in den Linnenschränken und sahen so froh wie damals und wie ein längst vergangenes Geschlecht aus. Ich war froher, als ich den Ort wieder im Rücken hatte. Man sollte Vergangenes nie wieder aufsuchen wollen; mit den Jahren wird alles ernster, und die frohste Jugend geht meist in der Alltäglichkeit unter. Wie ein Mann mit seinem Frohsinn und seiner freudigen Rechtlichkeit das Wesen ganzer Gemeinden bestimmen und halten kann, sah ich hier. „Ja, der Linder Toni, wenn der noch lebte!“ so hörte ich überall. Das Kirchlein stund noch ebenso friedlich wie früher in Mitte der stattlichen Höfe; der Schmuck, den mein

Freund Höck und ich hineingebracht, war noch; das schmucke, frohe Leben außen war verschwunden. Meine Augen hatten seitdem gar manches gesehen und meine Erlebnisse andere Anforderungen ans Leben in mir erzeugt. Die nicht krittelnde Jugend war mir vorüber, und ernste Gedanken geleiteten mich den Weg nach Murnau zurück, auf dem ich frohes Vergangenes wiederzufinden geträumt hatte. —

Ein halbes Jahr seit meinem Abgang von Nürnberg war verstrichen, da kam ich auf Besuch, mein Versprechen einhaltend[7]), nach dort zurück (1823 im Dezember). Meine Freunde empfingen mich mit aller Liebe, auch Lina v. Kohlhagen, deren Herr Vater mich aber sehr gemessen und kalt empfing. Er, der meinem sel. Vater seine Laufbahn verdankte, hielt mich, den Künstler, wohl nicht wert genug, seiner Familie näher treten zu können, und machte mir Vorwürfe, solches, wie es ihm schiene, versucht zu haben. Worüber ich ernstlich nicht nachgedacht hatte und was im Innersten mir doch lebte, ward mir nun auf einmal klar, und bekannte ich dieses nun unumwunden und stellte mich in meinem Stolze ihm mit der festen Erklärung entgegen, daß ich glaubte, der Liebe seiner Tochter mich erfreuen zu dürfen, daß ich mich bemühen würde, ihrer würdig zu sein, und daß ich hoffte, später dadurch mir auch seine Achtung erringen zu können. Dabei konnte ich es nicht unterlassen, an sein Verhältnis zu meinem sel. Vater zu erinnern, und schieden wir mit seiner Erlaubnis, um seine Tochter werben zu dürfen. Lina mochte wohl ähnliche Äußerungen ihres Vaters erlebt haben, und ersah ich aus ihrer leidenschaftlichen Unruhe zuerst und aufs bestimmteste, wie lieb sie mich habe. Am selben Tage holte ich sie am Abend aus einem Singkränzchen in der Nähe der Sebalduskirche ab, aus dem sie allein und vor dessen Beendigung kam. Auf einem Rundgang um die Kirche teilte sie mir mit, daß ihr Vater ihre Verehelichung mit einem Sohne eines seiner Freunde wünsche, daß sie aber nur mich liebe. Da nahm ich sie auf meine Arme und beteuerte, wenn sie mir treu bliebe, sie nie zu lassen. Den Abend darauf nahm ich in ihrem Hause Abschied von ihrem Vater und ihr, und als ich aus der Haustüre trat,

---

[7]) Vgl. S. 106.

wollte der vom Vater Begünstigte noch zum späten Abendbesuche eintreten. Ich warf ihm die Türe vor der Nase zu und machte ihm seinen Standpunkt neben mir klar, weiter bemerkend, daß ich noch 24 Stunden nun in Nürnberg verweilen werde. Aufs äußerste aufgeregt, durchwachte ich die ganze Nacht unter lieben Freunden und reiste in der folgenden Nacht nach München zurück.

Es kamen leidenschaftliche Stimmungen, die zum Glücke beschwichtigt wurden durch eine Bestellung von 4 Figuren zu dem Denkmale, das am See im Englischen Garten dem Hofgarten-Intendanten v. Sckell errichtet werden sollte [8]). Hierzu fertigte ich zuerst 4 Modelle in der wahren Größe, 5 Fuß hoch, in Gips, die mir aber nicht gefielen, hierauf eine kleinere Skizze der ganzen Säule mit den Hochrelieffiguren und fing sogleich an, die Figuren aus einem Blocke in Stein (Sandstein) zu hauen, frei ohne Punktensetzung. Als ich die Figuren in roher Form schon im Stein hatte, öffnete sich hinter mir die Türe meiner Werkstatt, und mit lautem Lachen sagte eine Stimme: „Ja, die Köpfe sind wirklich nicht edel.“ Es war der Sprecher Kronprinz Ludwig in Begleitung des Hofbauintendanten Leo v. Klenze, der die Errichtung des Denkmales zu besorgen hatte. Da ich über des Prinzen Bemerkung erstaunt war, sagte dieser auf mein Befragen, daß der Hofrat Thiersch einen Aufsatz in einer Zeitung veröffentlicht habe, in dem er über meine eben erst begonnene Arbeit so geurteilt. Auf meinem Heimgang begegnete mir Thiersch auf einem Schimmel, dem ich so frei war in die Zügel zu fallen, um seinem Reiter verschiedene Schmeicheleien sagen zu können. — Auf das Denkmal sollte eine dreifach lebensgroße Büste Sckells in Marmor oder Erz kommen, und mußte ich eine solche in Gips fertigen nach Bildern, groß und klein, und aus meinem Gedächtnis. Als die Büste fertig war, wurde ein alter Diener Sckells vor die Büste, die in der Akademie am Ende eines langen Ganges aufgestellt war, geführt. Der gute Alte prallte zurück, als er des Bildes ansichtig wurde,

---

[8]) Randbemerkung: „Ich erhielt diese Bestellung direkt vom Könige M. J.“ — v. Sckell war Gartenarchitekt, der „Schöpfer der neueren deutschen Gartenkunst“. Er hatte den Englischen Garten in München angelegt und war 1823 gestorben.

ging langsam darauf zu, schüttelte immer mehr den Kopf, endlich beginnend: „Mein lieber sel. Herr — aber einen so großen Kopf hatte er nicht."

Durch diese Arbeiten war ich dem Kronprinzen[9]) näher bekannt geworden; die Art meines Arbeitens gefiel ihm, und er besuchte mich dabei öfter. Auch beim Könige, der die Bestellung bei mir gemacht, erwarb ich mir Lob und Aufmerksamkeit, und als in der Zeit Professor Eberhard von Rom ankam, um 2 Marmorfiguren, Diana und Endymion, die für den Nymphenburger Garten bestimmt waren, zu übergeben, ward mir mitgeteilt, daß ich mit Eberhard als dessen Schüler nach Rom reisen solle, um dort einen Apoll, der auch nach Nymphenburg kommen solle, in Marmor mitausführen zu helfen. Die Kisten mit den 2 Statuen wurden in einem Gewölbe des Schlosses untergebracht, in denen viele plastische Werke, auch Statuen von Canova stunden. Ich wurde dahin beschieden, um mit zur Auspackung zu helfen. Ich ging sehr frühe hin, um mir die vielen Werke genau besehen zu können, und als ich eben vor Canovas Psyche stund, in Beschauen vertieft, hörte ich eine Stimme hinter mir: „Was sehen Sie an der Arbeit dieses Schweinehirten?" Der Sprecher war Eberhard, mein mir vom Könige bestimmter Lehrer. Ich kannte noch keine Werke dieses Mannes und gedachte: „Wie gut müssen doch seine Arbeiten sein, wenn er solch einen Meister wie Canova einen Schweinehirten nennen kann!" Ich konnte kaum die Enthüllung seiner Statuen

---

[9]) dem späteren König Ludwig I. (1825—1848), der in Bandels Leben eine bedeutende Rolle gespielt hat. Dieser war trotz vieler Wunderlichkeiten seines Wesens eine der ausgeprägtesten Persönlichkeiten seiner Zeit. Was ihn vor allem kennzeichnete, war ein bewußtes Deutschtum und eine glühende Kunstliebe. Die Fülle edler Bauten, die noch jetzt München und das Bayernland zieren, verdankt ihm ihr Entstehen. Er hat die bedeutendsten der damaligen Künstler, einen Cornelius, Klenze u. a. um sich versammelt, die seinen künstlerischen Ideen die äußere Gestaltung verleihen mußten. Allerdings selbstherrlich und eigenwillig, wie in seinem Leben und Wesen, war er auch in seinen Kunstschöpfungen; bald von diesem, bald von jenem Vorbild erfüllt, hat er allen Stilarten in seiner Hauptstadt eine Heimstätte gewährt. Die Künstler betrachtete er nur als Ausführer seiner Gedanken, und Bandel hat für die Art und Weise, mit der er die Künstler behandelte, bittere Worte gefunden (vgl. S. 214 f.). „Mit dieser Majestät habe ich mich oft gehakelt, und werden diese Geschichten ihn und mich recht zeigen, ein paar eigensinnige Menschen das", schreibt Bandel 1875.

erwarten. Endymions Kiste ward zuerst geöffnet und die Figur langsam herausgeschoben. Da kam zuerst ein Ellenbogen und nach und nach der gebogene Arm zum Vorschein. Ich staunte, wollte mehr nichts sehen und ging zum Kabinettssekretär Sr. Majestät, diesen bittend, dem Könige zu sagen, daß ich Eberhards Schüler nicht werden möge und lieber noch in München bliebe.

Eberhard modellierte im Nymphenburger Garten in dem Tempelchen, das für Apollo bestimmt war, einen solchen über Lebensgröße, baute die Figur so schlecht auf, daß er sie eines Morgens halb auf dem Boden liegend fand. Endlich war das Modell fertig geworden; der König bestellte es aber nicht in Marmor. —

Das Sckell-Denkmal war endlich so weit, daß es aufgestellt werden konnte. Ich arbeitete noch im Freien daran, und als ich eines Tags mit den Steinhauern beim Mittagessen unter freiem Himmel saß, kam der Kronprinz geritten und sprach die Arbeiter an; er freute sich, als er mich unter ihnen bemerkte, sich lobend darüber auslassend. Sckells Büste wurde nicht ausgeführt: solch Ehrung ward wohl zu hoch für ihn geschätzt. Eine Zirbelnuß ward dafür auf die Säule gesetzt. Für die 4 Figuren am Denkmale und für das Kopfmodell übergab ich Herrn von Klenze zur Berichtigung eine Rechnung von 1600 Gulden. Anstatt der Auszahlung derselben kündigte v. Klenze mir an, Se. Majestät wolle mich dafür nach Rom schicken, wozu mir 500 Gulden Reisegeld ausgezahlt wurden; ferner solle ich 500 Gl. jährliche Pension erhalten, solange ich in Rom bleiben wolle, und weiter ward mir die Bestellung meiner Caritas in Marmor für 5000 Gl. gesichert. Ich sollte sofort abreisen und würde in Rom schriftliche Festsetzungen erhalten.

Se. Königl. Hoheit der Kronprinz bestellte im September 1825 weiter bei mir eine Büste für Walhalla, Franz v. Sickingen, in Marmor für 100 Dukaten[10]) und suchte mit mir in seiner Privatsammlung einen Kupferstich dazu aus.

Die Bestimmungen waren so glänzend, daß ich meine eingereichte Rechnung darüber vergaß — ich war 25 Jahre alt und unerfahren. —

[10]) Eine Goldmünze im Werte von 9,60 RM.

Von Nürnberg erhielt ich nur spärliche Nachrichten; sie zeigten mir aber immer Linas Festhalten und Glauben an meine Treue, indem sie viele Bewerbungen standhaft abwies. Ich rüstete mich zu langem, wohl bleibendem Aufenthalt in Rom; ich hatte schon meinen Koffer nach Mailand vorausgeschickt, und war der Tag meiner Abreise festgesetzt, da bekam ich von einem Freunde, Dr. Pfeiffer in Erlangen, wo sich Lina mit ihrer Mutter zeitweilig aufhielt, die Einladung, vor meiner Abreise dorthin zu kommen. Ich eilte nach Erlangen, und nach wenig Tagen wurde dort unsere, Linas und meine Verlobung gefeiert und verabredet, 2 Jahre bis zur Verheiratung zu warten [11]).

Um meine Familie zu begrüßen, schlug ich meinen Weg nach Stuttgart ein. Im Jahre vorher — 1824 — war ich auf Besuch dort gewesen und hatte alle Familienglieder mit Farbstift groß und vielmals klein gezeichnet und als rüstiger Fußgänger die Reise nach München zurückgelegt. Am Morgen zog ich damals aus Stuttgart aus. In einem kleinen Orte vor Geislingen wollte ich Nachtquartier halten, sollte wegen Überfüllung mit einem Fremden ein Bett teilen, marschierte deshalb weiter und hoffte in Geislingen schlafen zu können. Es ward Nacht, und sah ich einen wundervollen doppelten Mondring in vollster Pracht vor Geislingen, das mir sein Stadttor auf Klopfen und Schellen nicht öffnete. Ich ging einen Seitenweg um die Stadt, und als ich — zu meinem Glücke — dicht an einer Mauer hin-

---

[11]) Erhalten ist von Karolinens Hand ein Albumblatt, wie sie damals üblich waren, in zarter, sorgfältiger Schrift, in dem etwas überschwenglichen Stile jener Zeit:

„Nur in der Minute der Trennung und des Wiedersehens wissen es die Menschen, welche Fülle von Liebe ihr Busen verberge, und nur dann wagen sie es, der Liebe eine zitternde Zunge und ein überfließendes Auge zu geben: wie Memnons Statue nur lebte und tönte, wenn die Sonne kam und wenn sie unterging, am Tage aber bloß warm von ihren Strahlen wurde.

Wiedersehen!

Nürnberg, den 16. July 1823.

Reisen Sie glücklich, lieber Freund! Wenn Ihnen zuweilen in einsamen Stunden die schöne Vergangenheit vor die Seele tritt, o dann verweilen Sie auch einige Augenblicke bei Ihrer treuen Freundin Lina Kohlhagen."

ging, krachte hoch über mir, wohl in einem Steinbruch, eine Mine, und gleich darauf stürzte eine Menge Steine über meinen Kopf weg über den Weg. Am Morgen kam ich nach Ulm; es war Sonntag, und trat ich in den weiten, herrlichen Dom, als eben Vorbereitung zum Abendmahl war. Ich setzte mich in einen der Stühle; der Pastor sprach ergreifend. Ich sehnte mich darnach, das Mahl mitgenießen zu können. Mein Reisekleid und die beschmutzten Stiefel hielten mich ab; im Geiste und ganzer Seele war ich aber doch am Tisch des Herrn. Nach kurzer Rast im Gasthof bestieg ich den Turm, und da ich nachher Langweile hatte, marschierte ich weiter. Die zweite Nacht überfiel mich wieder in einem kleinen Ort, und als die Hütte von Wirtshaus mir nicht gefiel, zog ich weiter die Nacht durch und kam zu guter Zeit frühe nach Augsburg und dort erst zur Ruhe. Ich war von Stuttgart bis Augsburg, ohne zu schlafen, gewandert.

VI. Erster Aufenthalt in Italien (1825–27)[1]

1. Hinreise

Am 11. Oktober 1825 spät am Abend reiste ich als glücklicher Bräutigam von Erlangen ab. In Ansbach traf ich viele alte Freunde; in Feuchtwangen war zu Ehren unseres allgeliebten Königs Rathausbeleuchtung. In Stuttgart kam ich am 13. früh 8 an und ward mir sogleich die Trauernachricht, daß König

[1]) Zu gleicher Zeit wie Bandel weilte auch der bekannte Maler Ludwig Richter in Rom; auch er hat „Lebenserinnerungen" hinterlassen (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Leipzig, Hesse und Becker Verlag) und seinen Aufenthalt in Italien ausführlich geschildert. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß beide sich kennengelernt haben; das Verkehrslokal der deutschen Künstler in Rom, das Café Greco, wird von ihnen häufiger erwähnt. Es ist aber auffällig, daß die beiden ihrer gegenseitig mit keinem Worte gedenken. Die Verschiedenheit der Naturen ließ wohl eine nähere Bekanntschaft nicht aufkommen: Bandel unbeschadet einer ideal gerichteten Lebensauffassung ein Wirklichkeitsmensch, fest und entschlossen, von ausgeprägtem Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl; Richter trotz freien Blickes in die Welt der Wirklichkeit leicht zum Aufgehen in die Welt des Gemütes geneigt, weich und zart, anlehnungsbedürftig und für jede An-

Max Josef, während sein Volk seinen Geburtstag feierte, gestorben sei. Durch dieses traurige, so ganz unerwartete Ereignis ward ich in Stuttgart mehrere Tage aufgehalten. Eltern und Geschwister bemühten sich, dem auf Jahre Scheidenden noch Freude zu machen, und mit Künstlern, Freunden aus meiner Münchner Studienzeit, verlebte ich noch manch frohe Stunden. Endlich — am Mittwoch vor dem 5. Novb. 1825 [2]) — konnte ich Stuttgart verlassen.

Mit dem nicht eilenden Eilwagen kam ich von früh 6 erst gegen 12 in Tübingen an, wo ich mit meinem Bruder Karl [3]) recht frohe Stunden verlebte. Bei schönem Wetter bestiegen wir einen Berg, um die Aussicht auf die Schwäbische Alp zu erhalten. Unter uns am Fuße des Berges lag Tübingen mit seinem Schlosse; um sie breiten sich nach 3 Richtungen schöne Täler in weite Fernen hinaus: das Tal rechts schließt der Schwarzwald ab; die andern zeigen schöne Berge mit Burgen als Hintergrund, aus dem mittleren Tale kommt der Eisachbach,

---

regung empfänglich. Während bei Richter das Seelenleben, die geistigen Beziehungen von Mensch zu Mensch, die Kunst und das Kunsttreiben in Rom einen breiten Raum einnehmen, geht Bandel nur selten aus sich heraus: seine Darstellung haftet mehr an den äußeren Vorgängen seines Lebens, an Tatsachen, die ihn zum Widerspruch reizten, an schönen Landschaftsbildern, die ihn zu farbenprächtigen Schilderungen anregten. So anziehend auch Bandels Bericht ist, man hätte doch hier und da ein näheres Eingehen auf Personen und Sachen gewünscht, deren Beurteilung in Bandelschem Lichte uns von Wert wäre. Bandel hat dies mit Absicht vermieden. „Ich hätte mich auch gerne über Menschen und Dinge mehr ausgelassen, wollte aber vermeiden, über andere mehr zu sagen als das, was sie mit mir unmittelbar in Berührung gebracht; ich wollte mir nicht anmaßen, Urteile über Menschen zu fällen, in deren innerste Tiefen ich nicht hineinsehen konnte, ohne von meinem Standpunkte aus... Über aufgesuchte und gesehene Kunstwerke wollte ich nicht schreiben, das hätte zu weit geführt, und ist ja auch kein handgroß Kunst-Stück in Italien, über das nicht reichlichst schon geschrieben, und bloß Ah! und Oh! zu schreien, das ist der Mühe nicht wert.“ (Brief an Uhde vom 31. 5. 75). Vgl. auch Einleitung S. 10.

[2]) Bandel hatte bei Abfassung seiner italienischen Erinnerungen die Briefe zur Hand, die er damals an seine Braut gerichtet hat. Ganze Stücke sind aus ihnen wörtlich herübergenommen. Aus St. Gallen schreibt er am 5. Nov. 1825: „Erst am Mittwoch kam ich von Stuttgart fort.“ Daher die obige unbestimmte Angabe. Alle die vorkommenden Daten sind übrigens den Briefen entnommen.

[3]) Randbemerkung: Mein Bruder Karl war in Tübingen angestellt.

der sich bei Tübingen in den Neckar ergießt, der weit rechts herkommt und links um schöne Hügel verschwindet.

Nach 30 Stunden reiste ich pr. Eilwagen weiter über Engen nach Konstanz, wo ich nachts 10 nach 31 Stunden ankam. Auf den Bergen vor Engen ward mir eine herrliche Aussicht auf den Bodensee und seine Umgegend. Die Schweizerberge konnte ich nicht ganz überschauen; sie erschienen aber höher durch die sie umschwebenden schweren Wolkenmassen. In Konstanz besuchte ich die große Künstlerin Marie Ellenrieder, die ich vor 5 Jahren in München kennen gelernt [4]); sie war seitdem 2 Jahre in Rom gewesen, und lebte sie bei ihren Eltern. Von Konstanz fuhr ich früh 10 ab, an lieblichen Schweizerhäusern vorbei, durch freundliche Täler und kam um 5 in Sct. Gallen an. Es ist eine ziemlich schöne Stadt, sehr bevölkert von einem gesunden, rüstigen Menschenschlag; es war Markttag, und wimmelte die Stadt voll von Landleuten in den mannigfaltigsten Trachten. Wohlhabenheit zeigte sich an Höfen und Leuten, und Heiterkeit lag auf Land und Volk. Andern Tags — am 6. Novb. 1825 — reiste ich nach Rorschach und übern See nach Lindau, wo ich meine Koffer herüberholen mußte. Von Lindau aus lagen vor mir übern See Vorarlbergs Bergriesen in weißen Festkleidern; schwarz stund Graubündens Bergmauer, die mich bald vom lieben Vaterland trennen sollte. In Lindau übernachtete ich und ward am Morgen des 7. November durch wundervolles Morgen-Alpenglühen erweckt. Frühzeitig kam in vollen Segeln das Fußacher Postschiff mit dem Mailänder Kurier, der schlichtweg Josef benamst ist. Bald war die Reise bis Milano bedungen und meine Sachen aufs Schiff gebracht, und nach Tisch ging's den Bergen zu mit vollen Segeln. Der Kurier Herr Josef ist ein wohlhäbiger, gutmütiger Schweizer, 50 Jahre alt, und hat als Abzeichen einen roten Fleischklumpen an der rechten Wange.

Montag um 2 nach Tisch fuhren wir ab. Kaum waren wir aus dem Hafen, als ein günstiger Wind über den See herkam. Das Schiffchen legte sich in den Wind und flog im Saus nach Fußach. Im freundlichen Wirtshaus unterhielt ich mich bestens mit östreichischen Zollbeamten und dem Mailänder Boten. Dienstags früh 4 Uhr ward ich geweckt; ein großer Wagen

[4]) Vgl. S. 71.

nahm mich auf, und in Nacht und Nebel ging's fort. In Götzis ward es Tag; links vom Dorf hoch auf Felsen liegt Montfort, rechts weiter entfernt Neuburg, 2 alte Burgen. In Feldkirch kamen wir nach 10 an. Ich durchlief die Stadt, die Kirchen und bestieg beim schönsten Wetter den nächsten, mit Wein bebauten Berg. Die schönste Fernsicht in herrlichem Farbenschmelz ward mir, eines der schönsten Gebirgsbilder. Fernes Glockengeläute und nahes Singen arbeitender Winzer belebten das mannigfaltig großartige Bild. Unten in der Stadt war Markttag; sie war voll von Menschengewimmel.

Die Reise ging weiter längs dem Tal am Schloß Vaduz vorbei immer den Schneebergen zu bis Valzers; hier Nachtlager. Früh 4 ging's weiter durch den Paß Langwit (?) an den Schneebergen hin ins Graubündner Land, durch unfruchtbares Tal zwischen Felsbergen, an erbärmlichen Dörfern vorbei, die mit frech aussehenden, schmutzigen Leuten bevölkert waren. Um 11 Uhr erreichten wir Chur. Ich durcheilte die engen, schmutzigen Straßen zur nächsten Höhe. Hohe, schneebedeckte Berge umschlossen das wenig Abwechslung bietende, ziemlich weite Tal. Ich dehnte meinen Gang weit aus und kam in ein wildes Tal, in dem Schneewände mit schönen Waldbergen abwechselten; Oberländer Graubündner mit Saumrossen und mit Stieren bespannten Bergwägelchen belebten die Straße. In Chur gesellte sich ein 16 Jahre alter Schweizer, ein alberner Schwätzer, zu uns, der in Mailand italienisch lernen sollte. Weiter ging's rheinaufwärts nach Thusis, das von Bergen eingeengt liegt. Die Nachtwächter sangen lange, dreistimmige Stundenrufe und — was merkwürdig — recht gut. Nach Thusis kamen uns die ersten schönen Italiener entgegen, leicht gekleidet, frierend und doch lustig singend. Von Thusis ging der Weg über eine schroffe Felsenhöhe über den Rhein; aus der Tiefe links ragten hohe Tannen, zwischen denen aus der Tiefe Rheinfälle tosten. Darüber ragten himmelan Felskolosse; rechts versperrten überhangende Felsenwände die Aussicht. Der ganze wohl 2 Stunden lange Weg ist durch Felsen gesprengt; zweimal geht der Weg ein paar hundert Fuß lang durch den Fels selbst. Bald hatten wir die Via mala erreicht, und nun verengte sich die Schlucht. Drei- bis viermal geht die nun schmale Straße über hoch ge-

sprengte[5]) Brücken von einer Felsseite zur andern über den in tiefster Schlucht tosenden Rhein. Schön-entsetzlich ist dieser Paß; er endigt mit abenteuerlichen Felsenzacken, die sich zuneigend ein Tal bilden, wodurch der Rhein herabstürzend einen Felsstock noch frei läßt, durch den die Straße gesprengt ist. Über lichtere Felsenabsätze gelangten wir endlich in ein weites, schönes Tal, in dessen Mitte Andeer, und von da durch steil aufsteigende Straßenwindungen nach dem Dorfe Splügen. Nach schnell eingenommenem Mittagsmahl ging's der Bergstraße zu. Als wir abfuhren, entließ uns der Wirt mit: „Auf recht baldiges Widersehen!", und als ich erwiderte: „Nach 2 Jahren", sagte er: „Nein, auf recht baldiges!" Es war 12, als wir uns auf den Weg machten. Der junge Schweizer und ich eröffneten den Zug, in einem Schlitten gut verpackt, von einem Pferde gezogen; zu den Seiten gingen Führer. Nach uns kam der Kurier mit dem Brieffelleisen auf ebensolchem Schlitten. Das Gepäck war auf 3 Schlitten, jeder mit einem Ochsen bespannt. Viele Bauern mit Schaufeln und Seilen waren vorausgezogen. Eine gute halbe Stunde ging es ziemlich gut aufwärts, ohne daß die Pferde in den haushohen Schnee einbrachen. Doch nun ging der Jammer an: das Schneegestöber ward stärker; furchtbarer Wind, der vom Berge kam, wehte uns Wolken von Schnee entgegen; im neuangewehten Schnee sanken die Pferde bis an den Bauch ein, und die Schlitten konnten nur mit Anstrengung gehalten werden. Eisrinde bedeckte unsere Gesichter und Kleider. Neben uns in der Tiefe, in die ungeheure Schneewehen hingen, schäumte ein Bergwasser im schroffen Felsengeklüft; über uns drohten schneebedeckte Felsberge uns Lawinen herabzuschicken. Das Reden ward untersagt; die Schellen der Pferde wurden verstopft[6]).

Nach langem, mühesamem Aufsteigen kamen wir an eine Brücke, unter der Hilferuf heraufscholl. Unten wälzte sich ein Pferd, etwas höher lag der Reiter; sie waren vom Schnee irre geführt und hinabgestürzt. Unsere Leute zogen an Stricken zuerst

[5]) sprengen hier in dem ursprünglichen Sinne = springen machen gebraucht; es ist ein Fachausdruck der Baukunst = ohne Unterstützung von Pfeilern ausführen.

[6]) „damit die Töne keine Lawinen zu uns lockten" (Brief an die Braut vom 10. 11. 1825).

das Pferd, nachher den Reiter herauf; dieser hatte keine Lust, weiter aufwärts zu reisen, und kehrte zurück.

Nachdem wir mit unendlicher Anstrengung wohl ein Dritteil des Berges, den wenigst gefährlichen Teil, zurückgelegt hatten und wohl schon 20 Biegungen der Straße überstanden, versanken unsere Gepäckschlitten mit den Ochsen an einem Bergeck, um das der Wind so sauste, daß niemand mehr sich aufrecht halten konnte. Die Bauern erklärten nun, daß ein weiteres Aufsteigen nicht möglich, da höher die Gefahren heute zunehmen würden. Ich mußte bei der großen Verwirrung doch über die dummen Gesichter der Ochsen lachen, die, die Augen zuzwinkernd, nicht einmal ihre Häupter schüttelten. Nach langer Beratung ward der Rückzug beschlossen. Einem jungen Burschen wurde der Briefbeutel umgehängt, und kroch er mehr, als er ging, eine sehr weite Strecke. Endlich konnte er sich wieder aufrecht erhalten und war bald unsern Blicken entschwunden. Einen merkwürdigen Eifer entwickelten die Tiere, als es wieder abwärts ging. Je besser der Weg wieder wurde, je schneller eilten die Tiere, und erst bei Dunkelwerden langten wir wieder in Splügen an. Der Wirt stund unter der Tür des Posthauses. „Meine Herren, im geheizten Zimmer ist das Essen bereit.“ Ich machte ihm Vorwürfe, daß er uns nicht mitgeteilt, daß heute ein Übersteigen des Berges unmöglich. Seine Entschuldigung war, daß noch nie Fremde ihm Glauben geschenkt und immer, wie wir, sich selbst überzeugen gewollt.

Anderen Tags (Freitag) noch vor Tagwerden ging es wieder den Berg hinauf. Es regnete und schneite später fürchterlich, es war aber windstiller wie tags vorher. Bis zur gestern erreichten Höhe ward ich in dem seitdem viel tiefer gewordenen Schnee 4mal umgeworfen. Es waren noch 3 Reisende hinzugekommen, und war je einer in einem Schlitten, außerdem 1 Mann am Pferd und 2 am Schlitten. Wir waren mit dem Kurier 6 Mann in 6 Schlitten mit 18 Mann Begleitung und noch 4 Schlitten mit dem Gepäck und Männerbegleitung. Eine Stunde vor unserer Abfahrt von Splügen war eine große Menge Männer mit 4 Ochsen vorausgegangen, um Hindernisse aus dem Weg zu räumen; es hatte die ganze Nacht geschneit und geweht, und war stellenweise der Schnee so hoch, daß die an 40 Fuß hohen

Wetterstangen, die den Weg bezeichnen, meist nur wenig Fuß über den Schnee herausragten. Die Ochsen wurden als nie fehlende Pfadfinder mitgenommen, und wurde immer gejubelt, wenn wir auf unserer Nachfahrt in eine tiefe Ochsenspur traten; denn längst war die Bahn wieder zugeweht, die die Vorangehenden getreten hatten. Weiter oben konnten die Schlitten nicht mehr vorwärts kommen: die Schlitten der Reisenden blieben stehen, den Gepäckschlitten wurden Pferde vorgespannt, ein paar Schlitten zogen leer wieder berab. Ich ließ 2 Bauern mit ihren zusammengehaltenen Mänteln mir vorgehen und quälte mich im Schnee vorwärts. Der Schnee war mit feinen Eissplittern gemischt, die unsere Gesichter stellenweise bis aufs Blut verwundeten. Erst nach 2 kamen wir oben auf dem Splügenberg am Zollhause an; so lange hatten wir uns quälen müssen, um den Weg zurückzulegen, den man in guter Jahreszeit in 2 Stunden zurücklegen kann. Das Zollhaus war so zugeschneit, daß man es erst sah, wenn man in den um das Haus herum ausgeschaufelten Umgang trat. Essen konnte keiner von uns; guter Veltliner Wein stärkte uns. Wir sahen alle greulich aus; unsere Kleider waren in traurigem Zustande, wir hatten keine Zeit zum Umkleiden, und wurden unsere Koffer auch sogleich stark versiegelt. Wir wurden auf ein sogenanntes Wurstwägelchen verladen, und sitzend wie zu Pferde ging's auf die Südseite durch weichen Schnee und Dreckwasser in schnellem Lauf abwärts, in vielen Windungen nach dem in ödem Bergtal gelegenen Isola. Es hatte wieder geregnet, und waren wir gehörig durchnäßt.

Nun waren wir in Italien, aber nichts weniger als in schöner und angenehmer Lage. Zu 3 bekamen wir eine Stube, ein Loch, in dem ein gewaltiger Kachelofen mit gitterartiger Holzumgebung. Auf ihm lagen große Säcke mit Maisstroh; sonst waren noch Bänke um den Ofen, der ein Feuerherd war. Ein paar Strohstühle, ein Tisch und eine große Uhr, aus der ein heraustretender Kuckuck jede Zeit mit seinem Kuckuckgeschrei bezeichnete. Hier schmeckte Essen und Wein vortrefflich, und eine deutsche alte Magd nahm sich unser an und brachte schwere, dicke Arbeitshemden, wie die Bauern sie in Italien im Sommer als einziges Kleid tragen; unsere Kleider — die Koffer waren ver-

siegelt, ein Kleiderwechsel nicht möglich — wurden um den warmen Ofen zum Trocknen gehängt, und endlich erkletterten wir denselben und schliefen bestens auf den auf ihm liegenden Strohsäcken.

Gestärkt und in bester Laune ging's in aller Frühe dem schönen Italien entgegen. Das Tal wurde abwärts immer schöner und schöner. Links stürzt Hunderte von Fuß ein starker Wasserstrahl herab; an einem kleinen Bergfluß, der nur in Wasserfällen abwärts eilte, ging's bald unter kräftigen Kastanien und Nußbäumen im engen Tal steil in vielen Windungen an kleinen Ortschaften mit massiven Häusern, die an den Felsen meist anlehnten, rasch abwärts nach Chiavenna (Cläven).

Nun waren wir im schönen, schmutzigen Italien. Alles neu und fremd; es mußte nun mitgewelscht werden. Nach kurzer Rast ging's nach Allariva (Comer See), wo wir früh 11 uns einschifften. Die Fahrt ging zuerst eine Seebucht entlang, an deren Ufer noch kahle Marmorwände aus sumpfiger Ebene aufstiegen. Dann in die große Seefläche einbiegend, kam an die Ufer die üppigste Vegetation: Kastanien- und Olivenwälder am Ufer und auf den Höhen, darunter malerische Ortschaften und Villen. Der mit Gesang begleitete Ruderschlag brachte uns nach Domaso, wo wir bei offenen Fenstern aßen, unter denen in heiterster Laune Schiffsvolk schön sang. Von Domaso ging's — schon in der Dämmerung — noch nach Cadenabbia. Der See gleicht hier eher einem breiten Strome[7]). Im Wirtshaus ward uns ein sehr großes, sehr rußiges Zimmer dicht am See angewiesen; im großen Kamin brodelte bald ein Kessel voll Öl überm Feuer. Der Wirt brachte einen Korb voll noch lebender Fische verschiedener Arten, Salami, Käse, Eier, köstliches Obst, Brot und reichlichst Wein und entfernte sich, guten Appetit wünschend. Wir stierten die lebenden Fische erstaunt an; unsere Verlegenheit ward aber bald zerstreut, als Josef mit den Schiffern kam, und bewunderten wir nun die Fertigkeit, mit der diese in kürzester Zeit ein köstliches Mahl zu bereiten verstunden. Nach Sättigung gingen wir aufs Schiff; Polster wurden ge-

---

[7]) Hier teilt sich der See in 2 Arme, den See von Como und den See von Lecco. Beide haben eine weit geringere Breite als der nördliche Teil.

legt, und wir entschliefen darauf, in die Mäntel gehüllt, unter freiem Himmel. Welch Unterschied! Die Nacht vorher ruhten wir auf warmem Ofen und nun im Freien.

Gesang zum Ruderschlag erweckte mich aus meinen Träumen, die mich zurück ins Vaterland gebracht hatten. Der klare Himmel über mir, die fremden Töne zeigten mir die Wirklichkeit: ich war in Italien. An den herrlichen, reich mit Ortschaften und schönen, großen und kleinen Villen besetzten Ufern des Comersees, mit fremdartigen Bäumen und hier und da noch mit Blumenpracht bedeckt, glitt unter Gesang unser Schifflein dahin. Vor Lust sangen wir Deutschen mit und auch unsere Lieder. Da erhob sich mit einem Male ein uns günstiger Sturm, der uns mit andern Schiffen in den gastlichen Hafen eines Landhauses jagte. Da flog ein kleines, bunt bemaltes Schiffchen mit schönem Glasverdeck, unter dem 2 alte Herren saßen, an uns vorbei; die bunt gekleideten 10 Ruderer sangen, und die Schiffer im Hafen stimmten mit ein. Alles Sang, immer Sang! Der Wind blieb uns günstig; wir flogen an dem Ufer hin, immer von einem schönen, großen Landhaus zu schöneren, und endlich erblickten wir Comos große, marmorne Kuppelkirche, und bald darauf waren wir vor Como, das im Halbkreis den See abschließt, und im sicheren Hafen. Ein Zollbeamter, der uns von Splügen aus begleitete, belustigte mich sehr mit seinen verfänglichen Reden, die er auf dem Schiffe mit uns führte; er schnüffelte nach Konterbande, und während ich in meiner Brusttasche verborgen ein sehr wertvolles Tuch mit echten Brabanter Spitzen neben ihm hergehend trug, erzählte er mir, wie viele Schmuggler er schon ertappt habe. Seine lauernden Augen waren mir Künstler ein Studium, und war ich ihm nicht dumm genug: das Tuch brachte ich der Tochter der Frau Klotz, bei der ich zuletzt in München wohnte, der Signora Ruelli, von ihrer Mutter wohlbehalten nach Mailand.

Als wir von Como abfuhren, frug Josef, ob wir Pistolen hätten; wir sollten sie scharf laden. Ein paar hatten wir unter uns, und es geschah sein Wille. Ich begriff seine Vorsorge erst, als ich eine Polizeiwache neben unserer Kurier-Chaise, die zwischen Como und Mailand läuft, herreiten sah; der 6 Stunden lange Weg war unsicher.

Als wir in Mailand einfuhren, war eben viel Volks in der Straße, das aus einer Kirche kam. Mit unserm Wagen gleichen Schritt hielten 2 östreichische junge Offiziere, ihre Säbel vor sich hin- und herschleudernd auf die Beine der Damen und Herren, die brummend auf die Seite sprangen. Ich konnte es nicht unterlassen, deutsch solch rohes Benehmen laut zu bereden. Die Buben taten, als verständen sie mich nicht, und schoben seitab.

In Milano angekommen, bezog ich im Hotel Reichmann ein großes, schönes Zimmer: der Boden ist mit Steinen belegt, auf dem warme Teppiche; im Kamin brennt ein kleines Feuer, das nicht wärmt, sondern nur die Luft belebt; vor den Fenstern, die von der Decke bis zum Boden reichen, sind Balkone; sie können mit schweren, zur Seite ziehbaren Vorhängen geschlossen werden; das Bett ist so breit wie lang und mit einer bis zum Boden reichenden, seidenen Zudecke und ganz schmalen, langen Kopfpolstern versehen; Spiegel über dem Kamin und am Fensterpfeiler, Tisch mitten im Zimmer, sehr einfache Strohstühle.

Signor Cameriere[8]) unterhielt mich mit seinem Gewelsche, von dem ich noch wenig verstehe. Es ist 5 gen Nacht dopo Ave Maria[9]), also 10 Uhr in jetziger Jahreszeit. Eine Stunde nach Sonnenuntergang ist 1 Uhr hier.

Am ersten Tage suchte ich Kaufmann Ruelli, Schwiegersohn der Frau Klotz in München, auf, überbrachte das Spitzentuch und ward sehr freundlich in der Familie aufgenommen. Ich traf dort einen Freund der Söhne, der es übernahm, mich mit den Kunstschätzen Mailands bekannt zu machen. Wir besuchten zusammen viele Kirchen mit ihren Kunstwerken, vor allem den wunderherrlichen Dom. Die Kunstakademie ist sehr zweckmäßig eingerichtet; die Galerie zählt wenige, aber sehr gute Bilder. Ich blieb bis zum 16. Mein Cicerone brachte mich zu vielen Kunsthändlern, und obgleich ich immer erklärte, ich würde nichts kaufen, zeigten sie mir mit einer noch nicht erfahrenen Bereitwilligkeit, Geduld und Güte alle ihre vorzüglichsten Schätze. Es war mir nicht möglich, dem freundlichen Geleiter irgend eine

---

[8]) Der Herr Kellner.
[9]) Nach dem Abendläuten.

Erkenntlichkeit zuzubringen, und mußte mich stets hüten, nicht ihm Kosten zu machen. — Auffallend war mir in der schönen Stadt die Menge von Drehorgeln und Affen und sonstige Komödien auf offenen Straßen und die offen zur Schau getragene Verachtung östreichischer Soldaten, die man überall „Kappen, Kappen“ [10]) schimpfen hörte; die armen Kerle wurden nachts mit Messern angefallen, und kamen an ihnen Massenmorde vor, trotzdem daß nachts die Wachen so dicht stunden, daß eine der anderen zurufen konnte.

Bei Reichmann lernte ich einen Hamburger und 2 Franzosen, die als Kaufleute in Paris ansässig, kennen; sie reisten nach Rom wie ich, und schloß ich mich deshalb ihnen an. Nachdem ich auf der Dogana [11]) mit Mühe und Hilfe des Kellners meinen Koffer erobert hatte und bei Ruelli, wo ich sehr viele Freundschaft genossen, Abschied genommen, reiste ich mit den Franzosen, die auch einen Diener bei sich hatten, mit einem Vetturino [12]) ab. Vor Piacenza wurden unsere Sachen von Grenzbeamten durchstöbert. Ich öffnete meinen Koffer, setzte mich darauf und wartete der Dinge, die da kommen könnten. Meine Reisegefährten steckten gegen meine Warnung den Beamten Geld zu, und die Folge war, daß ihre Sachen auf eine empörende Art durchsucht wurden. Alle Kleider und Wäschestücke wurden einzeln durchsucht; sie hatten Büchschen mit allerhand Toilettenkram bei sich, und jedes wurde mit langen Stiften durchstochen. Sie waren außer sich und konnten nichts dagegen tun; ich — durfte meine Koffer unberührt schließen. Oft mußten wir bei Ein- und Ausfahrt eines Ortes halten, Pässe zeigen und Koffer öffnen. Ich gab grundsätzlich nichts, sagte es auch oftmals, daß ich nichts geben würde, und kam so stets gut durch.

---

[10]) Die Lombardei war damals östreichischer Besitz, die Östreicher selber aber wegen ihres anmaßenden Wesens äußerst verhaßt. Das Schimpfwort „Kappe“ ist wohl von der Kopfbedeckung des östreichischen Militärs entnommen (vgl. Pickelhaube = Preußen, Rothosen = Franzosen). In einem Briefe an seine Braut aus Mailand vom 8. 11. 25 spricht Bandel von „den Lümmeln von Österreichern, die wie Zuchtruten unter diesem feigen Volk stolzieren, doch überall verspottet werden“.

[11]) Zollamt.

[12]) Lohnkutscher, Inhaber eines eigenen Gefährts, im Gegensatz zum Postkutscher.

In Parma verweilten wir einen Tag; die meiste Zeit brachte ich in der Galerie der größten Meisterbilder zu. Um Mittag sah ich während der Wachtparade von Grenadieren, die in altfranzösischer Gardeuniform gekleidet waren, die Großherzogin, Napoleons zweite Gattin [13]), am Fenster. Nachher ließen wir es uns einen Dukaten [14]) kosten, um die Geschenke sehen zu können, die die Stadt Paris für den neugeborenen König von Rom einst geschenkt hatte: einen großen Spiegel, eine Toilette, einen großen Stuhl und eine Wiege, alle Gegenstände geschmackvoll und künstlerisch schön in Gold ausgeführt. Die Wiege ist wohl das schönste dieser Stücke.

Bologna, d. 22. November 1825. „Enfin, à Paris ist doch alles schöner", sagen immer meine Reisegefährten; hier ist es aber doch auch schön und eine andere Schöne. Gestern kamen wir hier an und bestiegen sogleich den Anfang des Appennin, auf dem die Kirche S. Michele in Bosco. Die Abendsonne beleuchtete die unten liegende Stadt und die bis zur Alpenreihe weithin ausgebreitete Lombardei-Ebene. Wie ein dichter Wald erschienen die Maulbeer- und Wein-Anpflanzungen, in denen Hunderte von Landhäusern herausleuchteten. Hinter uns der Appennin, an den zu den Seiten die schönsten Villen sich anlehnten. Das großartige, im Abendsonnenschein in Licht und tiefem Schatten unter dem tief kräftig gefärbten Himmel sich weit ausbreitende Bild war wundervoll, so wie es in Italiens Eigenheit nur erstehen kann. Traurigkeit, daß ich es nur ohne meine Lieben sehen konnte, umfing mich bei allem entzückenden Genuß. Am Abend bestiegen wir noch den Berg bis zur Wallfahrtskirche Madonna di S. Luca durch sehr lange Arkaden [15]).

---

[13]) Marie Luise, Tochter Franz I., des Kaisers von Östreich. Sie wurde 1810 mit Napoleon vermählt; ihr Sohn erhielt von ihm den Titel „König von Rom". Nach dem Sturze Napoleons wurden ihr die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla zuerkannt.

[14]) Goldmünze, etwa 9,60 M.

[15]) In der Handschrift folgen noch die Worte: „In der Galerie der Akademie", dann ist ein größerer Raum freigelassen; dieser sollte offenbar später ausgefüllt werden. In einem Briefe aus Bologna vom 22. 11. 25 heißt es: „Von Pietro Perugino sah ich heute ein Bild, wohl das schönste, das ich bis jetzt gesehen (Galleria del' accademia): Die Mutter mit dem Gotteskind, von Engeln umgeben, sitzt, von himmlischer Schöne umstrahlt, im Himmel; unten stehen die Heiligen Sct. Georg, Johannes, Maria M. und ich glaube Barbara mit gen Himmel

Von Bologna fuhren wir am 23. sehr frühe ab und hatten die Apenninenstraßenhöhe erreicht, als eben die Sonne aus den Nebeln der Adria auftauchte. Eine nicht malbare, großartige Umschau lag vor uns: in der Ferne links begrenzte das Adriatische Meer den Horizont im erstandenen Sonnenglanze; rechts verlor sich das Mittelmeer in nebliger Ferne, und nur auf einzelnen Nebelstreifen wirkten schon die Strahlen der Sonne. Vor uns lang hingestreckt, diese beiden Meerbilder trennend, lag der Italien scheidende Appennin, eine braune, öde Bergreihe. Das Land links unten zeigte sich schon im Sonnenglanze, während das rechts sich hinbreitende noch im tiefen Schatten lag. Wir hielten, bis die so wunderbaren Licht- und Schattenkontraste sich ausgeglichen hatten. Weiter war die Reise bis zum Nachtquartier in der braunen Bergeinöde eine höchst langweilige; es ging bergauf, bergab an fast gleich geformten, niederen Bergkuppen, durch die sich nirgend eine Fernsicht darbot, bis zum alleinstehenden Albergo degli Mascheri [16]). Bei völligem Dunkel sahen wir ein Feuer in der Ferne, das uns als immer brennendes, vulkanisches bezeugt wurde. Verpflegung war echt italienisch und ziemlich gut. In aller Frühe ging's wieder weiter, und veränderte sich die Landschaft erst in der Nähe Florenzens. Da fing nach und nach wieder üppigere Vegetation an, und bekamen wir bessere, einzelne sehr schöne Fernsichten.

Ein paar Stunden vor Florenz fiel die Straße steil ins Tal ab, das uns im reichsten Farbenschmuck eine Menge in üppigster Vegetation zerstreuter Landhäuser zeigte. Der Vetturino stieg gegen meine Warnung ab und lief neben den 4 Pferden her; er hatte die Zügel in einen großen Haken gehängt, der vor dem Vorsitz, den ich mit ihm teilte, angebracht war. Ich nahm die

---

gewandten Blicken. Das sind Köpfe und edle Figuren, wahr gefärbt, alles voll des edelsten Ausdrucks." An einer späteren Stelle findet sich noch die Randbemerkung: „In einer Kirche Bolognas fanden wir dasselbe Ablaßgebet in italischer Sprache, das ich früher in München in deutscher oft durchgelesen, um jedesmal auf 80 000 Jahre vollkommenen Ablaß mir zu sichern. (Vgl. S. 74). Einer der Franzosen stahl es, um es besser benutzen zu können."

[16]) Gasthof zu den Masken. Es war in Italien nicht ungebräuchlich, Masken in Mauern als Wasserspeier zu benutzen. Vielleicht waren dort solche Masken angebracht, die das Wasser zum Tränken der Pferde lieferten.

Zügel aus Sorge in die Fäuste und das zum Glücke, denn trotz meiner Warnung, aufzusteigen und nicht an den Steinhaufen hinzulaufen, lief und stolperte er an ihnen hin, die Vorläufer zu sich ziehend. Da stürzte er und ließ zum Glücke die Vorläufer los, sodaß ich die Stangenpferde nach rechts abreißen konnte. Leider erfaßte ein Vorderrad, das ihm über den Leib gegangen wäre, noch die Beine über den Knöcheln. Das eine Bein war gebrochen, das andere geschunden. Nun war große Not. Die Insassen mußten aussteigen, um im Wagen ein Lager für den armen Burschen bereiten zu können, auf das wir ihn mit vieler Mühe betteten. Zwei setzten sich neben ihn, ihn in der ihm gegebenen Lage ruhig zu erhalten. Ich mußte alles anordnen, da die andern den Kopf verloren hatten und nur jammerten, und als ich endlich eine Ordnung hergestellt, mußte ich noch den Kutscher machen, da ich auch nur der einzige war, der mit den Pferden umzugehen wußte; und nun ging's im Schritt nach der Stadt, in der wir bei Einbruch der Nacht erst ankamen (am 27. November 1825).

Durch diesen Unfall kam das Gespräch der Franzosen, zu denen sich der Deutsche, der auch lange in Straßburg gelebt hatte, prahlend zählte, auf anderes als auf das ewige Renommieren über Frankreichs Größe und Ruhm. Geradezu lächerlich war das Verdrehen der erlittenen Niederlagen in Siege der Grande Nation. Ich schwieg zu all der sich breit machenden Dummheit, und war mir unbegreiflich, daß diese Prahlhänse sich aus ihrem herrlichen Frankreich entfernen mochten.

In Florenz durchstreifte ich mit deutschen Künstlern, die ich bald dort fand, die Stadt, besuchte die Kirchen, in denen ich die ersten Meisterwerke altitalischer Kunst zu sehen bekam, und durchwanderte meist mit ihnen die reichhaltigen Museen und die nächste Umgebung der Stadt. Als ich eines Tages in den Uffizien auf einem Balkon hinunter auf den Arno schaute, kam ein Mann und lehnte sich wie ich auf die Brustwehr. Ich hörte an ein paar Ausrufen, daß es ein Deutscher war, und redete ihn an, ohne ihn näher anzusehen. Nach langer Unterhaltung erkannte ich in ihm den König von Württemberg, und als er sah, daß ich ihn erkannte, bedeutete er mir, daß er nicht erkannt

sein wolle; er war ganz allein. Ich geleitete ihn in die Galerie zurück, und trennten wir uns ohne auffallende Komplimente.

Florenz[17]) in jeder Hinsicht eine Stadt des Flors; sie liegt in einem wahren Blumengarten üppigsten Naturübermutes, im herrlichen Tale begrenzt von schöngeformter Bergeinfassung. Von der Höhe, auf der die Kirche S. Miniato, liegt Florenz wie eine Perle in einer wundervoll in den schönsten Farben schimmernden Schale.

In Florenz blühte Architektur in eigentümlichem Stil auf und trug die großartigsten, herrlichsten Früchte, und in keiner Stadt der Welt haben alle Künste so aufblühen und Früchte reifen können als in der Blumenstadt, in deren Mitte — ganz mit Recht — der gewaltige, kühne Dom der Madonna dei Fiori[18]) geweiht ist. Hier in diesem Heim aller Künste fühlte ich mich zuerst in Italien wohl und heimisch; hier im Reiche originellen Beginnens und Aufstrebens zu sicherer, charaktervoller Höhe, hier ist ein großes Vorbild zu künstlerischer Ausbildung.

Zu zwölf Deutschen gingen wir nach dem 1½ Stunden entfernten Örtchen Fiesole, wo einer der Besten altitalienischer Kunst, meist unter dem Namen Fiesole[19]) bekannt, als Klosterbruder im Kloster lebte und malte; im Klostergang und in seiner Halle sind noch Bilder von ihm, al fresco gemalt, gut erhalten. Fiesole, älter wie Florenz, hoch am Appennin auf 2 Höhen liegend, war früher eine ansehnliche Feste, ist jetzt aber nur ein unansehnliches Dorf. Von dort ist die Aussicht auf das wundervoll in Farbenschmelz weit an die Appenninen-Reihe hingebreitete Tal, in dem, an Hügeln hingebaut, Florenz am sich weit hinschlängelnden Arno liegt und weiterhin niedere Hügel den Horizont abschließen: ein großartiges Bild, das den Marsch dahin uns reichlichst lohnte.

In Florenz sah ich zum ersten Mal einen Korso. Durch eine lange Straße wogte am Arno hin eine dichtgedrängte Menschenmenge, zwischen der in 2 Reihen auf und ab Chaise an Chaise fuhren, voll der niedlichsten Mädchen und schöner Frauen.

[17]) Deutsch: die Blumenstadt.

[18]) Nicht dei Fiori (Plural) der Blumen, sondern del Fiore (Sing.), so genannt von der Lilie, dem Wappen von Florenz.

[19]) Fra Angelico da Fiesole.

Nichts ist komischer als liebäugelnde italienische Stutzer in den buntesten, übertrieben modischen Anzügen. All ihre Gebärden sollen verstohlen sein, und doch scheinen sie stets damit zu renommieren. Uns geraden deutschen Michels machte all dieses Treiben ungemeines Vergnügen. Es muß wohl in der Natur begründet sein, daß die Naturschöne soviele Karikatur-Menschen zur Staffage hat.

Am ersten Dezember reiste ich von Florenz ab, am 2. kam ich in Siena an. Der kranke Vetturino hatte mich zur Weiterfahrt einem anderen, freundlicheren Vetturino zur Reise bis Rom übergeben, der mich mit 3 Italienerinnen und ihrem alten Vater nach Siena karrte. Ich saß den ganzen ziemlich einförmigen Weg außen in der Serpa[20]). In Siena angekommen, erklärte der Vetturino, daß er einen Tag Rast machen müsse und er deshalb alle Unkosten tragen werde. Ich mußte deshalb meine Sachen auf mein Zimmer im Gasthofe bringen lassen, und sollte ich dabei zuerst mit dem Gesindel der italienischen Packträger in Berührung kommen. Vier Kerle schleppten mein Gepäck gebeugt, als wäre jedes Pfund ein Zentner, mir aufs Zimmer. Dort gab ich dafür reichlichst Lohn. Da warfen sie mir das Geld mit ungeheurem italienischem Wortschwall vor die Füße und verlangten das Vierfache. Ich hob, ohne ein Wort zu sagen, das Geld auf, warf es zur Türe hinaus, führte mit meinem Stock auf den breitesten Rücken einen nicht sanften Hieb, schob die Kerle zur Türe hinaus und schloß ab, und — nun, die Geschichte war abgemacht. Ich hatte die Kerle überrascht; ihre Stille machte mich, der ich allein 2 Treppen hoch war, stutzig, und als ich meine Sachen geordnet hatte, öffnete ich mit Vorsicht die Türe. Niemand war auf dem Vorplatz. Ich stieg die steinerne Wendeltreppe hinab; da saß der von mir mit dem Stocke Bezahlte, stund mit freundlicher Miene auf und — zückte ein Messer? Nein, er empfahl sich zur Hinunterschaffung meiner Sachen, und als ich ihn frug, ob ich ihn dafür wieder so bezahlen solle, eine Pantomime mit dem Stocke machend, meinte er lächelnd: „Siete Padrone“[21]). Ich war belehrt für künftige Fälle.

---

[20]) Sitz hinten am Wagen.
[21]) Sie sind der Herr (Sie können schalten und walten).

Der Tag verging mit Beschauen der einzelnen schönen Häuser und Paläste, die im Florentiner Stil erbaut sind. Vor allen Bauwerken fesselte mich der Dom, der nicht groß, in seinen Verhältnissen aber doch sehr groß erscheint. Er ist ein wahrer Edelstein unter den Bauwerken; alles und jedes an ihm ist Kunstwerk, und ist er so wohl das reichste Werk Italiens.

Man hielt mich mit meinem roten Vollbart für einen Schweizer, der zur päpstlichen Leibgarde reise. 3 Deutsche, die mich im Gasthof sahen, begrüßten mich freudig als Landsmann und hatten bald weg, daß ich, wie sie, hier Ketzer sei, und nun ließen sie ihrer Galle freien Lauf, und die Schattenseite Italiens ward besprochen, wobei dann viele unanständige Worte wie Flöhe, Schmutz, Bettelei etc. vorkamen. Die Leutchen waren nicht wegen Höherem nach Italien gekommen und staken fest in solchem Wust, den ich zu übersehen gelernt hatte.

Am 7. war ich erst in Monterosi, 7 Stunden vor Rom, in einer schlechten Kneipe am Rande der Campagna di Roma. Durch die Fenster schaute ich auf die Sabiner Berge. Ich saß im päpstlichen Gebiete, d. h. unter schönem Volke in zerlumpten, rotbraunen Mänteln, innen ganz grün gefüttert; die Weiber schön und schmutzig; Kapuziner und weit bemäntelte Kerls, die für die armen Seelen im Fegefeuer betteln, machen sich lästig breit. Die Landstraße wimmelt von Pilgrimmen; leider sind Deutsche darunter. Wegen der Unsicherheit der Straßen konnten wir nur sehr kleine Tagereisen machen. An den Seiten der Straßen fanden wir weithin die Bäume abgebrannt (früher durch die Franzosen)[22]), Häuser geschleift und Denkzeichen für gefallene Schlachtopfer dieses frommen Volkes, das wie zum Hohne unserer Religion überall sich mit dem Kreuze ziert. Eine schöne Umgebung Roms!

2. Rom

Am 8., leider bei strömendem Regen, lag endlich Rom ausgebreitet vor uns, und über Ponte Molle ging's durch die Porta Populi (del Popolo) in Rom hinein. Vor Ponte

[22]) Im Jahre 1809 hatte Napoleon den Kirchenstaat seinem Reiche einverleibt und Rom zur kaiserlichen Stadt erklärt. 1814 wurde der Kirchenstaat wieder aufgerichtet.

Molle kamen uns 2 geschlossene Stadt-Karossen entgegen, die fast alle Sachen meiner Reisegefährten in sich überpackten und so in die Stadt schmuggelten. Nach gewöhnlicher Dogana-Geschichte konnte ich mich im Hotel dicht neben dem Café Greco [23]) in der Via Condotti einquartieren. Freund Jacobs [24]) brachte mich in einen Gasthof, wo viele deutsche Künstler mich jubelnd begrüßten [25]).

Ich war in Rom, unter Roms Kunstschätzen und lieben deutschen Freunden. Liebe Briefe aus Deutschland fand ich, und bald saß ich bei der Öllampe, sie lesend die weite Kluft, die mich von den lieben Freunden in der Heimat trennte, zu überbrücken.

Es war noch Nacht; da weckten mich fremde Töne aus Träumen, die meine Seele nach Deutschland getragen hatten; sie führten mich in die Wirklichkeit hinein: es waren italische Töne, ich war in Rom. Dudelsackpfeifer [26]), Bauern aus den Abruzzen, die vor Tag schon an Madonnenbildern eigentümliche Weisen vortrugen; sie stellen die Hirten vor, die, dem Sterne folgend,

---

[23]) Treffpunkt der deutschen Künstler. „Bekanntlich wurden damals, wie vielleicht noch heute, alle Briefe an die deutschen Künstler hier abgegeben, wo das Päckchen am Büfett zwischen einigen Zuckerbüchsen eingeklemmt zu jedermanns Einsicht seine offene Lagerstätte hatte, selbst Briefe mit Wechseln" (Richter, Lebenserinnerungen). Auch Bandel fand hier einen Brief seiner Braut vor.

[24]) Von Florenz schrieb Bandel am 25. Nov. an seine Braut: „Heute schrieb ich an Jacobs nach Rom, er solle mir entgegenkommen."

[25]) Randbemerkung: Am 2. Tage zog ich vom Gasthof in ein Haus in der Str. Felice auf dem Monte Pincio in ein großes Zimmer. Spät am Abend nach Hause gekommen, ging ich sogleich zu Bette, und als ich eben einschlafen wollte, weckte mich Lichtschein wieder munter. Die noch junge Hausfrau im Hemde, möglichst entblößt, kramte in einer Kommode herum, die dicht vor meinem Bette stund. Auf meine barsche Frage, was sie hier wolle, erwiderte sie, sie hätte hier noch von ihren Sachen. Diese italienische Ungeniertheit war mir doch etwas zu arg, und zog ich am nächsten Tage wieder aus. Ich bezog ein freundliches Zimmer in Casa Masucci, dem Eckhaus der Via Cappuccini und Via S. Isidoro.

[26]) Randbemerkung: Pifferari. Hosen von langhaarigen Ziegenfellen; Joppe von Schafvließ mit Rottuchverzierungen; braune, spitze Hüte mit Blumen und Bändern; bunte Fasche (fascia = Leibbinde); Gürteltuch und braune, zerrissene Mäntel; Dudelsack mit 2 Pfeifen und Hoboe und Klarinette sind die Instrumente. An den Füßen ein Büffelfellstück als Sohle, mit Linnen und Bändern bis zum Knie befestigt.

zum Christkind kommen, und verkünden so das Annahen des Christfestes, die Weihnachtszeit.

In aller Frühe ging ich ins Café Greco, wo ich schon Deutsche und Freunde fand, und machte nach eingenommenem Frühstück mit ein paar Freunden meinen ersten Ausgang, den Korso hinauf zum Kapitol und ins alte Rom. Da lag ein Teil des alten Roms, das Forum Romanum, in Trümmern vor und um mich, des Roms, das einst fast die ganze damals bekannte Welt unterjocht hatte, dem es aber nicht gelang, mein liebes Vaterland erobern zu können. Die Pracht der gewaltigen Bauwerke ergänzte sich in meiner Phantasie aus den nun verstümmelten Überresten derselben; ich sah die Prachtwerke der Menschenhand, die vom Römervolke den selbst geschaffenen Göttern und vergötterten Menschen errichtet worden waren im sich selbst erhebenden Übermut, und dagegen waren meine Gedanken in unseren Hainen, in denen der Allmächtige lebte ohne Einschränkung und sich ein freies Volk erschuf, das, in Wahrheit und Treue an seine Menschenwürde sich haltend, allen Anfechtungen des Übermutes riesenstark widerstand.

Von dieser Gräberstätte menschlicher Überhebung bis zu frecher Göttergleichstellung wanderten wir ins neue, jetzige Rom über die Tiber am riesigen Mausoleum des Hadrian vorbei, das zu einer Engelsburg umgetauft ist, dem modernen Mausoleum des Apostels Petrus, der in den Himmel ragenden Peterskirche, zu. An einem mit dreifachem Säulengang umgebenen, runden, vorne weit offenen Platze steigt im Hintergrunde eine breite, hohe Stufenterrasse auf, auf deren großer, freier Oberfläche der Petersdom in seinen in riesiger Form ausgeführten Verhältnissen steht. Die Peterskirche, die nicht das Himmelanstrebende unserer gotischen deutschen Kirchen hat, erscheint erst in ihrer gewaltigen Größe, wenn der Mensch als Maßstab daneben auftritt. Tausende verschwinden zu kleinen Häufchen, 100 000 füllen noch nicht. Hier thront wieder eine Macht, die die ganze Welt erobern will, in Pracht alles Menschliche überbietet und die göttliche Liebe, die der Gottmensch in schlichtester, einfachster Form in die Welt gebracht, den Menschenkindern in ihrer eigenen Religion aufdrängen will. Und auch dieses neueren Weltreichs Bestreben fand in

den freien Geisteshainen des deutschen Volkes ein Halt und Nichtweiter, und was wird auf die Ruinen dieser glänzenden Herrlichkeit folgen?

Es kam die Weihnachtszeit. Am Weihnachtsvorabend wollte unter uns jungen Deutschen keine Fröhlichkeit aufkommen — o Tannenbaum, o Tannenbaum! Ein paar Abende war das Ende eines Rundganges, den Jacobs mit mir machte, der Garten des Klosters S. Onofrio. Wir saßen unter der Eiche, unter der Tasso geendet. Im Abendrot prangte die stolze Roma unter uns und darüber in Mitte des Bildes in der Ferne das Albanergebirge, links zunächst der Monte Mario und davor der Sct. Petersdom, das Sabinergebirge, und rechts hin dehnte sich über Roms Ruinenstadt weithin die Campagna bis zum Meeresstreifen, der den Horizont da abschließt. Die nun entlaubte Eichenkrone erinnerte uns an unsere liebe Heimat, und alles Schöne vor unseren Augen konnte die uns lieben deutschen Bilder, die vor unserem Innern auftauchten, nicht verdrängen; wir plauderten uns durch die Stadt, nichts um uns beachtend, zu unsern Freunden. Da sprachen auch alle von Hause, und wir waren in Rom doch in Deutschland. —

Am Weihnachtstag war für uns Künstler ein Erntetag. Während der Papst die heilige Pforte zumauerte, trieben wir uns unter dem Volke herum, das innen und vor der Kirche in den malerischsten Gruppen sich aufhielt[27]). Da waren ganze Bevölkerungen verschiedener Ortschaften in ihrer Eigentracht und reinlich in Festkleidern, alt und jung, Mütter mit den kleinsten Kindern, die sie ohne Scheu befriedigten, schöne Männer und Frauen, und vor allen waren die alten Weiber die malerisch schönsten, wahre Sibyllengestalten. Die Weiber ver-

---

[27]) Randbemerkung: „Alle Pilger erhalten 3 Tage lang Wohnung und Speise, die ihnen in Klostermauern an langen Tafeln gereicht wird. Die Bedienung hierbei geschieht von hohen Geistlichen.“ — 1825 war ein sogenanntes Jubel- oder Ablaßjahr. Allen Gläubigen, die eine bestimmte Kirche, ursprünglich die der Apostel Petrus und Paulus in Rom, mehrere Tage besuchten, wurde vollkommener Ablaß verheißen. Dies Jubeljahr kehrt alle 25 Jahre wieder. Am 25. Dezember begibt sich der Papst in feierlicher Prozession in die Peterskirche und läßt die vermauerte Porta sancta, die Heilige Pforte, die äußerste rechts von den 5 Türen der Kirche, öffnen; am 24. Dezember des folgenden Jahres wird sie unter feierlichen Bräuchen wieder geschlossen.

blühen bald, und findet man deshalb noch manneskräftige alte Frauen, die ausgebrannten Vulkanen gleich sich mit sicherer Würde und männlichem Ernst bewegen. Ein jungfräulich-sittsam-schüchternes Mädchen sucht man vergebens in diesen Volkshaufen; Jungfräulichkeit ist die seltenste Erscheinung in diesem heißblütigen Volke: nicht begriffen, beachtet, gewünscht. Das eben aufgeblühte Mädchen wird Frau und Mutter und bald alt.

Am 1. Weihnachtsfeiertag wimmelte schon von aller Frühe an der Sct. Petersplatz und die Kirche von anziehenden Prozessionen in malerischen Trachten, Fahnen und Abzeichen, von Fremden aus allen Ländern, von denen sich vor allen Engländer in ihrer nichts außer sich achtenden Grobheit auszeichneten; ihr lautes Gewelsche übertönte ihre weite Umgebung. Gen Mittag zog sich das Volk aus der Kirche vor dieselbe, um hier den päpstlichen Segen zu empfangen. Der große Balkon über dem Haupteingang zur Kirche war reich mit Teppichen behangen, und hoch darüber war ein großes Tuch als Schutzdach ausgespannt. Schlag 12 — 19 nach hiesiger Uhr — füllte sich der Balkon mit Kardinälen; 2 prächtige Bischofsmützen wurden auf rote Stöcke gesetzt, und es erschienen 2 große Fächer; aus goldenem Griffe breiteten sie sich aus Straußen- und weißen Pfauenfedern aus, und zwischen ihnen wurde hoch auf goldenem Thron, über dem ein reicher Baldachin, in weitem, silbern und goldenem Mantel der Papst sichtbar, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte. Totenstille herrschte im Volke. Ein großes, weißes Buch wurde dem Papste vorgehalten, aus dem er ein Gebet laut las, welches die Umstehenden singend begleiteten. Als er geredet, stund der Papst auf, breitete die Arme mit dem Mantel weit aus und segnete so mit langsamer Bewegung das auf die Kniee gestürzte Volk. Unter Kanonendonner zog sich die Erscheinung, nachdem Papiere heruntergeworfen waren, still in die Kirche zurück.

Während der Weihnachtstage sah ich über den Platz nach der Peterskirche eine Weiberprozession ziehen. Voran trug zwischen 2 schwarzen Priestern ein Mann barhaupt ein sehr großes Kreuz, aus Baumrinden gemacht. Dieser hatte einen roten Leibrock, weiße Beinkleider, mit einer breiten Goldtresse besetzt, an, die Tracht der Mecklenburger Ritterschaft. Es war ein junger Mann aus Mecklenburg, den die Liebe zur Kunst nach

Rom gebracht. Hier war er in die Schlingen von Weibern und Pfaffen gefallen und war durch sie zur alleinseligmachenden Kirche bekehrt und zum Prozessionskreuzträger fürs Papsttum verurteilt worden.

Im Sct. Petersdom, in der Mitte der rechten Wand des Hauptschiffes vom Eingang hinein, sitzt auf 5 Fuß hohem Postamente eine alte, lebensgroße, erzene Petersstatue, die während der Feiertage gar stattlich mit reichstem Prachtgewand geschmückt war, und sahen daraus gar komisch der schwarze Kopf und die schwarzen Hände heraus. Eine ununterbrochene Menschenreihe ging daran vorbei, von der jeder einzelne nach Kniebeugung den unter dem Gewande hervorragenden Fuß zuerst abwischte, dann küßte und endlich die Stirne einige Sekunden darauf legte. Der nächste fing dann mit Abwischen wieder an, und so ging's den ganzen Tag fort, und so war es schon jahrelang fortgegangen, und hat der Erz-Sct. Peter seine Zehen dadurch verloren. Anderswo in einer Kirche (S. Maria sopra Minerva) steht eine Christusstatue in Marmor von Michel Angelo Buonarotti, dem längst der Marmorfuß abgeküßt und ein neu vorgeschuhter erzener Fuß schon halb wieder zerstört war.

8 Tage vor Weihnachten wurde ein Kapuziner selig gesprochen. Die Mönche hatten jahrelang die dazu nötigen Tausende von Scudi [28]) zusammengebettelt, denn ohne Geld ist hier selbst der Himmel nicht erreichbar. Im Petersdom waren alle Fenster des Chors und des Kuppelgewölbes verhängt, und Tausende von Kerzen beleuchteten diesen Teil der Kirche, im andern Teile glänzte der Tag. Vor allen Altären knieten Menschenmassen, während Messen gelesen wurden. Im Chor bestieg ein Geistlicher die Kanzel und rühmte das Leben des längst Verstorbenen und führte die von ihm geübten Wunder auf. Endlich ward vom Papst der Kapuziner selig gesprochen, und mit diesen Worten fiel ein großer Vorhang, der über dem Sct. Peters Stuhl, der von 4 kolossalen Kirchenvätern in der Tiefe des Chors hoch gehoben ist, angebracht war, und es erschien der Kapuziner im Bilde gen Himmel fliegend. Trompeten schmetterten, und vom Castello S. Angelo (der Engelsburg) her erschallte Kanonendonner, und die Seligsprechung war beendet. Vor der Kirche

[28]) Der römische Gold- oder Silbertaler, ein Fünf-Frank-Stück.

hatten wir einen ähnlichen Vorhang bemerkt. Wir eilten hinaus, und siehe, auch dieser war gefallen, und der Selige saß im Himmel unter Engeln. — Ich wohnte dem Kapuzinerkloster, das den Seligen geliefert hatte, gegenüber und konnte ruhig die dreitägige Feier beobachten, die erst vom 17. Juni 1826 an abgehalten wurde. Die Fassade der Kirche war reich mit Teppichen, Bildern und Laubwerk verziert, und ein paar Musikkorps musizierten den ganzen Tag, am Abend noch lange in die Nacht bei großer Kirchenbeleuchtung. In der Kirche wurde Messe auf Messe gelesen und gehochamtet; dabei wurden Tausende von Bildern des neuen Seligen verkauft, von den Käufern geküßt und verehrt. Da, am dritten Abend, ward auf dem Kapuzinerturm ein Feuerwerk abgebrannt, und unglücklicherweise flog eine Rakete in die Fassadenverzierung, und im Nu stund all die Schönheit in hellen Flammen. Anstatt die brennbaren Stücke herunterzureißen, schrie das Volk den neuen Seligen an um das Wunder eines Erlöschens des Feuers. Der Selige unterließ es aber, das Wunder zu tun, und nun brach eine wahre Wut des Volkes gegen ihn aus: seine Bilder wurden zerrissen und unter die Füße getreten, und mit abgebrannter Zierfassade endigte die Heiligsprechung.

In den letzten Stunden des Jahres 1825 zog ich mit etlichen Freunden maskiert in mehrere Künstlervereinigungen, Glück wünschend und manchen Scherz übend. Nach der Wohnung des einen von uns, von der man auf Rom herabsah, kamen wir, als eben die große Glocke vom Petersdom den Jahreswechsel verkündete; alle Glocken Roms stimmten mit ein, fast in einen Ton verschmelzend. Dazwischen tönte lauter Menschenjubel aus der vom Monde beleuchteten Stadt herauf. Der schönste, reinste Himmel überwölbte das weite, tönende Bild, dessen fernsten Horizont Wetterleuchten scharf bezeichnete. Kein Windchen regte sich, und aus den nächsten Gärten dufteten Rosen zu dem Geruch der Orangen. Auf dem Balkon vor dieser Schöne gedachten wir auf deutsche Art mit Becherklang unserer Lieben im fernen Vaterlande und schickten ihnen unsere Glückwünsche zum beginnenden Jahre. —

Ich war durch König Ludwig dem Meister Thorwaldsen empfohlen worden und traf ihn bei meinem ersten Besuch in

seiner Werkstatt an einer großen Reiterstatue des Fürsten Poniatowsky modellierend. Der Pole saß mit griechischem, eckigem Harnisch, bis an die halben Schenkel herabreichendem Unterkleide, nackten Armen und Beinen, mit Reitersandalen auf einem griechisch aufgezäumten Pferde. Die Arbeit war sehr schön, der Reiter aber kein Pole, und ich nahm mir heraus, deshalb meine Bemerkungen zu machen. Thorwaldsen nahm sie freundlich auf und brachte mir seine Schönheitsgründe vor, die ihn zu solcher Auffassung gebracht. Seine Gründe waren alle auch ganz schön, aber mit allen konnte man aber doch keinen „Polen" machen. Endlich frug ich ihn, ob nach Jahrhunderten, wenn die Statue gefunden werden würde und kein Name daran stünde, wohl irgend jemand in ihr einen „Polen" erkennen würde. Darauf war nichts zu sagen, und der Meister kam auf anderes zu reden. — Thorwaldsens erster Schüler, ein sehr langer Mann namens Freund, nahm meine freie Sprache mit seinem Meister aber krumm und wagte es, mich im Café Greco, einem Hauptsammelplatz deutscher Künstler, deshalb zur Rede zu stellen. Sogleich nahm ich die Sache auf und brachte meine Ansicht und Kunstanschauung laut vor, und in wenig Minuten war über das Bekleidungskapitel bei Bildnisstatuen ein Kunststreit in vollem Gange, in dem der größte Teil der Streiter zu mir hielt. Der Lange wollte nun meine Jugend an Jahren und als Römer Kunstbürger geringschätzend abhandeln, und da er sich nicht in acht nahm, so frug ich ihn, ob er wisse, wo die Neapolitaner Grenze[29]). Sein Abgehen hierauf ward viel belächelt. — Thorwaldsen war und blieb mir stets freundlich, trotzdem daß ich ihm erklärte, daß ich dem Willen meines Königs, bei ihm in seiner Werkstatt als Schüler zu arbeiten, nicht nachkommen würde. Er sah mich immer gerne bei sich und besuchte mich auch öfters in meiner Werkstatt, dort Studio genannt[30]).

---

[29]) Der Ausdruck scheint dasselbe zu bedeuten wie das deutsche „an die Luft setzen". Ob lästige Fremde oder Einwohner auf neapolitanisches Gebiet abgeschoben wurden?

[30]) Thorwaldsen, der berühmte dänische Bildhauer, war ausgesprochener Klassizist, der Begründer der ganz in hellenischen Bahnen wandelnden Bildhauerschule. Daher wohl die ablehnende Haltung Bandels. Das Vorbild des Altertums ging so weit, daß man selbst auf die antike Gewandung zurückgriff.

1826. Ich habe schon Rom und seine nächste Umgebung durchlaufen, habe alle Kunstschätze in Museen, Privatsammlungen und Kirchen aufgesucht, habe mich im Volksleben umgesehen und hineingefunden; kurz, ich habe das Gebiet kennengelernt, auf dem ich für meine weitere Kunstausbildung sammeln konnte. Ich bewohnte ein freundliches Zimmer mit einer weiten Aussicht über Rom und in einen Garten mit Springbrunnen und Weintrauben, in Casa Masucci, dem Eck der Via Sct. Isidoro und Via Cappuccini; im Hause hatte ich meine Werkstatt dem Kloster Sct. Isidoro gegenüber. Eines Tages sollte ich auch die christliche Liebe der Irländer Insassen des Klosters kennenlernen. Ein Esel, der Wein angeschleppt hatte, wollte durchaus nicht in das Kloster. Da brachten die Mönche Stroh und schütteten es unter den Esel und wollten es anzünden; da riß der Maler Pigalle, ein Franzose, der über mir wohnte, das Fenster auf, schlug seine Jagdflinte an und schrie, er werde auf die Mönche schießen, wenn das Stroh Feuer finge. Der Esel, dem schon von Hundebissen die Beine bluteten, war von dieser Pein erlöst, wurde aber weiter vom Klosterhund gebissen. Endlich wurde das dem Langohr zu arg, und mit einem Schlage streckte er das große Hundevieh nieder. Er hatte seinen Willen durchgesetzt und sich gerächt.

Ich hatte beschlossen, mit dem Jahresanfang auch mit Arbeiten zu beginnen. Es ging mir wie fast allen hier zu arbeiten anfangenden Künstlern: mein erstes Figurenmodell zerstörte ich wieder. Dann fertigte ich die schon in München durch Zeichnungen vorgearbeitete Büste des Bankiers v. Eichthal in Marmor. Hierauf modellierte ich mit Veränderungen meine Caritas noch einmal, modellierte die Büste des Franz v. Sickingen, fertigte die in München modellierte Büste des hochseligen Königs Maximilian in Marmor[31]). Dieser Marmor war mit dem Blute einer alten Schusterfrau bespritzt. Ein sehr altes Schusterehepaar hatte seine Werkstatt auf Marmorstücken, die zum Verkauf auf der Straße lagen, aufgeschlagen und arbeitete friedlichst

[31]) Auch der Gedanke einer Hermann-Statue beschäftigte ihn. „Die Hermann-Figur und viele deutsche Bilder, die ich machen wollte, mache ich in Deutschland unter ihren Nachkommen“ (Brief vom Ende Febr. 1826).

zusammen. Jedoch eines Tages hatten sie sich gezankt, und eben als ich oben in die Straße einbog, sah ich das alte Mütterchen rücküberstürzen und den Alten davon und ins Kapuzinerkloster stürzen. Ich eilte zu; da lag die Alte tot mit dem krummen Schustermesser — dem Kneip — im Herzen. Wenige Tage darauf arbeitete der Alte, als wäre nichts geschehen, weiter, was mir noch unbegreiflich war; die römische Justitia hatte ich noch nicht gekannt.

Das Jahr 1826 fing mit Greueltaten aller Arten an. Ein hoher Geistlicher ward von seinem Diener mit einem Hammer erschlagen; 6 Männer stritten mit Messern, 2 blieben dabei gleich tot, und eine Frau hat in Trunkenheit einen jungen Mann erstochen. Am 24. Januar wurde der Kutscher Giuseppe Franconi, der seinen Herrn, den Monsignor Giuseppe de' Marchesi Traetto Poggi di Anagni Prelato Domestico [32]), am 7. vorigen Monats im Bette erschlagen, sulla piazza del Popolo [33]) mit einer Keule erschlagen und gevierteilt von Rechts wegen. Morde an Geistlichen werden so bestraft, wogegen die an gewöhnlichen Menschenkindern nur mit Abschlagen des Hauptes durchs Fallbeil. Am Morgen einer Hinrichtung durchlaufen die Mitglieder einer Brüderschaft, die sich der armen Sünder annimmt, die Straßen Roms und bitten laut um Geld zu Messen für das Seelenheil des Armen, also für die Geistlichen, die nichts umsonst für die armen Sünder tun. Diese Leute sind in grauen Kapuzen, die sie so über den Kopf ziehen, daß sie nur durch 2 Löcher mit den Augen sehen können. Um Mittag ward der Verurteilte, ein wohl 19jähriger Bursche, auf einer Karre, auf der mit ihm 2 Geistliche saßen, zur Piazza del Popolo in eine ohnweit des Tores befindliche Kapelle gebracht, um beichten zu können, und werden von dort die Verurteilten zur Richtstätte, die dicht am Obelisken errichtet ist, erst nachdem sie gebeichtet haben, gebracht, und ist ihnen dazu die äußerste Zeit — 4 Uhr (?) — gesetzt; haben sie dann noch nicht gebeichtet, so werden sie ohne solche gerichtet. Dieser junge Mensch schrie

[32]) Den Monsignor (Titel für hohe Geistliche) Giuseppe, der Marquis Traetto Poggi di Anagni Hausgeistlichen.

[33]) Auf dem Platze del Popolo. Dieser bildet den Zugang Roms von Norden; in seiner Mitte steht ein Obelisk, der noch aus dem Altertum stammt.

zur Kapelle und von ihr zum Richtplatz fortwährend, er sei unschuldig und hätte nichts zu beichten. Er wurde mit Gewalt von 4 Männern zum Knieen gezwungen, nachdem ihm die Augen verbunden worden waren; 2 legten ihm eine Schlinge um den Hals und hielten sie zu seinen beiden Seiten, ein dritter stund mit einer Eisenkeule vor ihm. Der Geistliche betete das Vaterunser, das Volk laut mit, und bei den Worten: „Vergib uns unsere Schuld" zogen die beiden die Schlinge zu, der dritte schlug an die eine Schläfe, und der sofort Tote fiel zusammen. Nun — o Greuel! — schnitten die Knechte die Arme an den Ellenbogen, die Beine an den Knieen ab, und wurden die Glieder am Geländer aufgehängt unter Murren und lautem Beten der Zuschauer, die sich schnell verliefen. Auffallend wenig Zuschauer und eine große Minderzahl Frauen waren anwesend, was wohl seinen Grund darin hat, daß solch Grauenspiel und das Abschlagen durchs Fallbeil sehr oft dem Volke vorgeführt wird. — Nach Monaten kam der wahre Mörder bei seiner Todesbeichte zur Entdeckung, und der junge Bursche war als ein Unschuldiger gemordet worden.

Am 12. Januar kam das erste Winterzeichen: ein Gewitter mit furchtbarem Hagelschlag. Das Volk schrie: „Schnee, Schnee!", bewunderte das merkwürdige Zeugs, und als sie mich davon Ballen zum Werfen machen sahen, konnten die Leute nicht begreifen, wie man es anfassen möge. Die armen Rosen, Narzissen, Lilien etc.- Blumen ließen nun ihre Köpfe hängen; es fror zum erstenmal im Freien, und die Leute laufen nun mit kleinen Kohlenbecken im Arme und unter dem Mantel herum. In den Cafés stehen große Kohlenbecken, um die die Italiener sich enge zusammensetzen; der Mantel wird nun nicht mehr abgelegt. Der Himmel ist, seitdem der Nordwind bläst, noch klarer wie früher, besonders bei Nacht; es scheinen Mond und Sterne näher zu stehen wie sonst. Wir Deutsche, obgleich wir unsere gemütlich erwärmten Zimmer hier entbehren müssen, befinden uns bei der dem Italiener entsetzlichen Kälte von 1 bis 1½ Grad in der Nacht und 10—12 Grad Wärme am Tage wohl; wir machen weite Ausflüge in die schöne Campagna, die nun schon grün ist. —

Es kam die Karnevalszeit[34]); fünf Tage währte das Lustgetümmel. Mittags mußten die Juden Gesandte aufs Kapitol vor den römischen Senat schicken und für ihre Glaubensgenossen die Bitte stellen, daß es erlaubt werde, noch ein Jahr in Rom weilen zu dürfen. Die Bitte wurde ihnen für Zahlung der Karnevalskosten gewährt. Nun ertönte die Glocke vom Kapitolsturm, das Zeichen des Anfangs der Maskenfreiheiten. Im Corso, der von der Piazza del Popolo bis fast ans Kapitol in gerader Linie eine kleine halbe Stunde lang ist, waren Fenster und Balkone mit bunten Teppichen behangen. Von allen Seitenstraßen strömte nun das Volk herbei, auf das mannigfachste maskiert; Straße, Fenster und Balkone füllten sich, und bald herrschte die tollste Lust und — rühmend sei es gesagt — von Italienern in den anständigsten Schranken. Durch die dicht gedrängte Volksmasse bewegten sich langsam 2 Reihen Wagen ab und auf. Das päpstliche Militär, wohl das schlechteste der Welt, besetzte alle Straßeneingänge; Musikchöre stunden musizierend auf allen Plätzen, die am Corso liegen. Blumen und Konfekt flogen, bestimmte Ziele selten fehlend, hin und her von italienischen Händen an warme Herzen; und neben all dem romantischen Liebesgetändel nahm sich das plumpe Gebaren Fremder, besonders der Engländer, aufs rohste aus. Diese Unwitzigen schleuderten schwere Ladungen von kleinen Gipskugeln in die Wagen auf schöne Frauen und aus Wagen in die Fenster; weiter verstieg sich deren Anteil am Frohsinn nicht, und merkten sie auch nicht, daß man achselzuckend ihre Plumpheit verachtend duldete. Die Maskenfreiheit ward auf die liebenswürdigste, witzigste und kindlich-fröhlichste Weise von Italienern und von Deutschen, die sich schon in italische Art eingelebt hatten, ausgebeutet. Da fuhren Ärzte mit Trompetern, Paukern und Mohren in graziöser Haltung, auf großen Tafeln ihre Kunst, alles und jedes Übel heilen zu können, ausrufend, und kurierten mit Witzen alle, die Hilfe sich erbaten. Chaisen, voll als Männer verkleideter Frauen, wurden von Kutschern gefahren, die als Frauen verkleidete Männer, und andere Chaisen

---

[34]) Zur Ergänzung und Erläuterung vergleiche man Goethes ausführliche Schilderung „Das Römische Carneval". „Goethe hat dieses Gewirre recht gut geschildert", schreibt Bandel am 24. 1. 1836 von Rom.

voll des Gegenteils. Contes[35]) auf hohen Stelzen mit ungeheuren Dreimastern stolzierten einher unter allen Figuren der italienischen Pantomime. Betrunkene deutsche Bäcker spielten große Rollen, indem sie Wahrheiten derb sagten. Gärtner brachten zierliche Blumensträußchen mit eigentümlicher Vorrichtung hoch zu den Fenstern hinauf. Minnesänger besangen Schönheiten, große und kleine Nasen, Häßliche zu Schönen, Schöne zu Häßlichen machend. Ein neidischer Kerl, hoch auf Stelzen gehend, setzte anderen große Hörner auf, junge Mädchen bemühten sich, Leute zusammenzunähen, wenn's gelang, zu allgemeiner Belustigung, und wurde dadurch manch Geheimnis offenbar; Zahnärzte zogen mit Schwertern ungeheure Zähne aus und wuschen Mohren weiß; Erzähler unterhielten mit den komischsten Erzählungen ihre Zuhörer; einem gar niedlichen Kinde fiel es ein, meinen vielfach gewundenen Schnurrbart, mich daran führend, ihren Freundinnen mit Lobpreisung der deutschen blonden Jugend zu zeigen. Sie lobte so schelmisch, und ihre Freundinnen waren so schön, daß mich die Maskenfreiheit belustigte; als ich nach Hause kam, fand ich einen Rockschoßknopf am Kragen angeheftet.

Bis eine Stunde vor Ave Maria währte, sich immer steigernd, die frohste Laune. Da erschien mit Dienern und Wache in vielen prächtigen Wagen der Senat Roms den Corso langsam herunterziehend; vor ihm wurden die Rennpreise her getragen. Kurz nach ihm eine Reihe schwerer Reiter, die bald im schnellsten Lauf rückkehrend das Volk nach den Seiten drängte. Hinter ihnen her bildeten Soldaten Spalier, die Rennbahn frei zu erhalten, in der bald darauf 18 Rennpferde ohne Reiter, mit Flittergold, Bändern und Stachelkugeln an langen Schnüren etc. behangen, dahinsausten. Aus war der Jubel, und das Volk verlief sich, um weiter zu tollen in den vielen Festinis[36]). Diese Maskenbälle — würden wir sie nennen — sind meist in den Theatern; das Tanzen ist darin fast Nebensache, und was getanzt wird, ist mehr Pantomime aus dem Stegreif, und werden darin meist bekannte Stadtgeschichten höchst komisch vorgebracht.

---

[35]) conte = Graf.

[36]) festino = kleines (Ball-)Fest, kleine gesellschaftliche Unterhaltung.

Die Maskenneckereien wurden hier fortgesetzt, und spielten die Improvisatori, meist zur Mandoline und Gitarre singend, Hauptrollen. Jede auffallende Schönheit wird da von ihnen zur Göttin gemacht, jede Lächerlichkeit als außerordentlich schön gepriesen etc. etc., und weiß der Italiener seinen Spott in feinste Witze zu kleiden und dabei immer den äußersten Anstand innezuhalten. Ich habe in diesen Volksversammlungen nie Streit gesehen, nur die ausgelassenste Lust.

Nach Mitternacht erscheint eine Reihe Soldaten im Hintergrunde mit Trommel und räumt vorrückend den Saal, was dann meist auch noch zum letzten Schlußjux ausgebeutet wird.

Am letzten Karnevalstage war Rom toll vor Lust, wir Deutsche mit. Nach Tisch saßen viele Freunde mit mir auf dem Geländer der Fontana Trevi, tranken aber nicht Wasser, sangen deutsche Lieder und zogen dann auf den Corso, wo die Lust schon in vollem Übermut war. Es ward wie die Festtage vorher fortgetollt, und als das Pferderennen vorbei war, zeigten sich in kaum beginnender Dämmerung schon Lichter, nach und nach immer in größeren Massen. Endlich war der ganze Corso ein Lichtmeer von tausend und aber tausend kleinen, brennenden Wachslichtern, und es entstund ein zu einem Tone verschmolzenes Geschrei: „Senza moccoli!“ [37]) und Gelache, und alle bemühten sich, den Nächsten die Lichter zu löschen. Die Frauen und Mädchen saßen in den wieder in den Corso eingerückten Chaisen und auf Balkonen und wehrten sich tapfer gegen die Lichtlöscher. Von den Dächern kamen große, weiße Tücher herab und löschten die Lichter ganzer Fensterreihen. Tücher, mit denen man Lichter löschen wollte, wurden zerrissen mit Triumphgelächter; es war ein nicht zu beschreibendes tolles Treiben. Oft kam es vor, daß viele Schritte weit der Corso dunkel wurde bei gut ausgeführtem Löschangriff; dann war die Lust auf dem höchsten Punkt. Wenige Sekunden, und alles strahlte wieder im vollen Lichtglanz.

Bis 1 Uhr nach Ave Maria währte die Lust. Da erschien unten an der Piazza del Popolo ein Polizeimann mit Mannschaft und schritt langsamen Schrittes gen Kapitol mit dem

---

[37]) Ohne Lichter.

wiederholten lauten Ruf: „Smorzate!“ [38]), und hinter ihm ward es dunkel, traurige, stille Nacht, und das Volk verlief sich schnell.

Am Sonntag, dem 5. .....[39]) feierten wir Deutsche auch einen Karneval mit einem Maskenball unter uns in einem Hause in Via Cappuccini. Alle mußten maskiert, aber ohne Larven erscheinen; fast die Hälfte waren als Frauen, meist in deutschen Trachten, verkleidet. Nie habe ich origineller durchgeführte Masken gesehen. Der ganze Olymp zog mit griechisch sein sollender Musik auf, voran Apoll auf einem Kamel reitend; ein kleiner Deutschdäne war als Amor gar zu komisch. Musik, von Deutschen komponiert, eröffnete ein kleines Schauspiel, das von einem Maler gedichtet war und sehr gut aufgeführt wurde; es war eine Satire auf Kunstschreiber. Nachher wurde getafelt, getrunken und nach Trommel und Pfeife getanzt. Ich hatte viel zu tun gehabt und konnte erst spät am Abend an meine Maske denken. Freunde maskierten sich in meiner Wohnung, und ich bekleidete den Kopf mit einer großen braunen Zeugkappe mit sehr langem Schirm, die blonden Haare verbarg ich unter einer schwarzseidenen Kappe, Augenbrauen und Schnurrbart färbte ich schwarz, die Nase weiß und die Wangen mit Zinnober. Eine hohe, weiße Halsbinde und ein hoher papierner Kragen verbarg meinen Vollbart; schwarze, kurze Beinkleider, weiße Strümpfe mit Schnallenschuhen, weiße Weste und weiße Jacke und weißes Schürzchen und eine ungeheure papierne Hemdkrause machten mich zum diensttuenden Friseur, der mit großem Kamm und Puderbeutel darauflos wirtschaftete. Niemand erkannte mich, bis ich spät meiner Rolle müde war. Gegen Morgen brachten wir noch einer Miß Engländerin, einer großen, knochigen Schönheit, die uns nur zu oft in unseren Werkstätten geniert hatte, ein Morgenständchen, ausgeführt auf Gießkannen, Papiertrompeten mit Flöten- und Trommelbegleitung, was so gut ausfiel, daß dessen im Diario di Roma [40]) lobend erwähnt wurde.

---

[38]) Löscht aus!

[39]) In dieser Form von Bandel aus einem Briefe ohne Monatsangabe entnommen, wahrscheinlich Februar.

[40]) In der Römischen Zeitung.

Von meinem Freunde, dem Maler Gail, ward nach dem Karneval ein sehr schöner, großer Kupferstich in Konturzeichnung gefertigt, der ganz in das tolle Gewühl dieser Lustzeit einführt. —

Die traurige Fastenzeit war eingetreten. Die Italiener beneideten uns Fremde darum, daß wir Fleisch essen durften, was ihnen so streng verboten war, daß, wie ich sah, ein Gastwirt, der an Römer Fleischspeise abgegeben hatte, rücklings auf einem Esel reitend, auf dem Rücken eine Tafel hängend, auf der sein Verbrechen zu lesen war, durch die Straßen geführt wurde; überdies soll ihm auch noch seine Trattoria [41]) geschlossen worden sein. Ich wollte die Fastenzeit mitfasten und setzte mich unter die Italiener zu Fisch, Mehl, Öl, Kräutern und Wasser; Fremde müssen in eigenem Zimmer speisen. Am ersten Tag bekam ich eine Art Suppe, von Makkaroni, Sardellen, Kräutern und Öl zubereitet; Salm mit Zitronen; einen Seekrebs und ein Backwerk, Äpfelmehl in Öl gebacken. Ähnlich waren jeden Tag die Speisen, stets ohne Eier, Milch und Butter zubereitet. 14 Tage hielt ich es aus; dann hätte mich nur Zwang zu weiterer Fortsetzung solcher Körperverpflegung bringen können, und ich aß wieder mit meinen Freunden Fleisch und grasso [42]).

Am ersten Freitage der Fasten war meine Caritas in Gips gegossen und stund zum Trocknen im Gärtchen zwischen Aloen, Myrten und Zitronenbäumen. Nach Tische fand ich meine Freunde Heß, Jacobs und Gail in Hemdärmeln im Garten beim Boccia [43])-Spiel. Da das Wetter außerordentlich schön war, so beschlossen wir, ins alte Rom zu gehen. Bald wanderten wir die Via Felice entlang aufwärts bis Quattro Fontane, dann rechts den Quirinal entlang auf Monte Cavallo an den beiden Kolossen [44]) vorbei, hinunter durch enge Straßen über das Forum Trajanum aufs Kapitolium ins Campo Vaccino [45]) zu

---

[41]) Wirtschaft.

[42]) Fett, nicht fastengemäß.

[43]) Kugel.

[44]) Der Monte Cavallo (Pferdeberg) hat seinen Namen von den beiden kolossalen, 5,6 m hohen marmornen Rossebändigern, die noch aus der alten Kaiserzeit stammen.

[45]) Der Campo Vaccino, Kuhweide, war das alte Forum Romanum, das Jahrhunderte verfallen dalag und als Weideplatz benutzt wurde.

den Überresten des alten Roms. Triumphbögen, Reste von Tempeln, Ruinen der Kaiserpaläste und des Kolosseums umstehen den Platz, nun Kuhplatz genannt. Welch Pracht war hier! Nur eine ungeheure Herrschaft über Völkerreichtum konnte solche Kunstgebilde zusammenstellen. Am einzelnen, das Jahrtausenden getrotzt und noch erhalten steht, zeigt es sich, daß nicht die Natureinflüsse, sondern Menschenhände die ungeheure Zerstörung erwirkt. Menschlicher Übermut errichtete mit Unterjochter Reichtum das prächtige Rom, das durch seine Pracht zu weiterem Übermut aufstachelte, zu weiterer Völkerunterjochung. Das Römervolk wähnte in seiner durch Raub und Mord erschaffenen Dinggröße sich als von ihren Göttern zu Herren der Welt berechtigt und frevelten immer mehr gegen des Allmächtigen Weltordnung und stachelten Völkerschaften durch ihr Bedrängen derselben gegen sich auf, und sie wurden überflutet von denen, die nach ihren Hochmutsbegriffen weit unter ihnen stunden, und ihre gemachten Herrlichkeiten fielen durch diese.

Die wenigen Räumlichkeiten, die noch von den Palästen vorhanden, in denen die Weltherrscher gelebt, sind nun mit Heu gefüllt, und auf ihnen haben sich arme Leute Hütten gebaut; durch die Triumphbögen zieht nun der Bauer mit seinem langgehörnten Vieh; Tempelruinen sind zu christlichen Kirchen umgebaut. An all diesen Resten klettert nun junges Künstlervolk herum, um die Kunstregeln zu erforschen, nach welchen solch großartige Werke zur Darstellung gebracht wurden. Deutsche junge Künstler suchten mit Zirkel und Maßstab zu erforschen, wie die alten Römer ihrer Phantasie freien Lauf gegeben. Törichte! Laßt eurem deutschen Sinn freien Lauf, strebt himmelan wie eure alten Meister, denkt deutsch durchs deutsche Leben, schaut, wie die Römermacht gemordet, und baut ein festeres Deutschtum, schwingt euch auf und krabbelt nicht am Verfallenen herum! —

Aus der Pforte einer zu einer Kirche verwandelten Rotunde erschallte ein Glöcklein, und mit lautem Gesang trat heraus, ein Kreuz von einem Bischof getragen, ein langer Zug von Geistlichen, unter denen ein griechischer Patriarch, umgeben von verkappten Männern. Ihnen folgte ein Mädchen, auch ein Kreuz

tragend, und ihr noch eine Menge Frauen. Langsam unter Singen ging's dem Kolosseum zu. Dort angekommen sammelte sich der Zug um eine stehende Kanzel, die ein Kapuziner bestieg. Er predigte nicht Christi Lehre, sondern sein Reden war ein fortgesetztes Fluchen — Gott verzeih ihm seine Sünde! Endlich wurde seine Rede geschichtlich: Schon damals, als nach Zerstörung Jerusalems durch Kaiser Titus die gottverdammten Juden diesen Bau in ihrer Sklaverei ausführen mußten, war es Gottes Wille, daß er ein geheiligter Ort unserer alleinseligmachenden, heiligen christlichen Kirche werden solle, daß dieses heilige Kreuz hier aufgestellt werden solle. Dabei zeigte er mit seinem kleinen Kreuz, das er in der Hand hielt, auf das große in der Mitte des Kolosseums stehende Kreuz und schlug dann mit dem kleinen so auf die hölzerne Kanzel, daß der ganze große Bau dröhnte. Weiter beleuchtete er die ketzerischen, nichtkatholischen Religionen und verdammte sie; unter allen diesen Irrlehren, die nur zu ewiger Verdammnis führen, sind aber die abtrünnigen, ketzerischen Lutherani die am meisten verdammten, und nun übergoß er, ohne unsere Anwesenheit zu ahnen, uns mit fürchterlichen Flüchen, die uns belustigten und an unseren stählernen Glaubensharnischen abprallten. — Ich hatte der Torheit genug und bestieg die höchsten Punkte des Baues, um den gewaltigen Raum überblicken zu können. Laut und deutlich schallte der Gesang herauf der abziehenden Prozessionen. In meinen Gedanken füllte sich der Raum in seiner baulichen, gewesenen Pracht mit dem ruhmeseitlen Römervolk, das seine Lust am Morden von Tieren und Menschen hier genügend und aufs grausamste gefüttert erhielt. Der schauderhafte Kampf erster Christen mit wilden Tieren schwebte meinen Gedanken vor, und weit konnte ich über die alten Mauern in die goldene Ferne schauen, und da sah ich Christen sein Wollende Menschen auf Scheiterhaufen verbrennen als Seitenstück des finstersten Heidentums. Altrom — Neurom! Die Menschengeschicke entwickeln sich im steten, ruhigen Gang. Ich stund auf dem alten Kolosseum, und dort sah ich den neuen Sct. Petersdom.

Wir wanderten in die Stadt zurück zum Pantheon, das nun weit im Neurom. Durch seinen herrlichen Porticus traten wir in die große Rotunde, die in schönen Verhältnissen zum reich

kassettierten Gewölbe aufstrebt. Die erzenen Rosetten in den Kassetten wurden zum Guß des Baldachins über dem Mittelaltar in Sct. Peter verbraucht. In der Mitte des Gewölbes ist eine weite, runde Öffnung, durch die das einzige Licht einfällt, das diesen großen Raum erhellt. Allen Göttern ward dieser Bau aufgeführt zum an sie gerichteten Gebet, im Gefühle der Einheit derselben in einem Allmächtigen; ein zum Himmel offenes Bethaus ist es nun, dieselben andächtigen Gefühle weckend. Einige Tage darauf, als das eingedrungene Hochwasser der Tiber den Boden des Pantheons spiegelglatt bedeckt hatte, gingen wir wieder hin und traten hinter dem Hauptaltar hervor auf diesen. Welch überraschender Anblick ward uns da! Das ganze Gewölbe spiegelte sich ab, und das Gebäude erschien wie auch nach unten fest gemauert. Die Täuschung ist bis zum Schwindligwerden wahr. Dabei macht das Licht, das vom Wasserspiegel reflektiert, das Ganze heller wie sonst, so daß das Ganze wie ein frei schwebender Glasbau erscheint.

Am letzten Sonntag des Februars 1826 ging ich mit meinen Freunden, den Malern Jacobs und Amüller, nach Tisch zum Tore Castello S. Angelo (Engelsburg) hinaus, vor dem alt und jung sich mit Boccia-Spiel belustigte, längs der Stadtmauer hin, zum äußeren Tore des Vatikans hinaus, die Straße, die nach Ponte Molle, zur Rechten des Monte Mario, und bogen links ab den Weg zur Villa Madama. Nun ging es aufwärts durch Lorbeerwald zur mit Zypressen und Pinien bedeckten Höhe. Unter uns Rom, dann weiter die Campagna und der Abschluß des Gebirges, das von Meer zu Meer Rom im Halbkreis umschließt, darin gen Nordost der schöngeformte, fast allein stehende Soracte. Mit jedem Schritt entfalteten sich neue Bilder; die Sonne brannte heiß vom dunklen Himmel, den kein Wölkchen befleckte. Wir hatten die Villa Madama erreicht, traten in das Gartentor und stunden vor 3 großen Bogen, die zur Haupthalle führen. Diese fanden wir voll Ackergeräte und Gerümpel, darüber prangten Fresken von Julio Romano, von dem noch weiter ein Zimmer ausgemalt ist. Verwaist lag das in gutem Stil aufgeführte Prachtgebäude, in verwilderter, schöner Gartenanlage, von armen Leuten bewohnt; es liegt auf der Nordostseite des Monte Mario mit der Aussicht auf Tivoli

und die Sabinerberge. Wohl eine Stunde blieben wir, Julios Werke und die himmlische Aussicht bewundernd; dann stiegen wir durch Lorbeer- und Olivenhaine auf die Höhe des Berges, durch Zypressen, Aloen und schwarze, dichte Baumwände, durch die hie und da der Sonne Strahlen blitzten und sich Aussichten auf das Albanergebirge, über die sich ein Berg der Abruzzen erhob, öffneten. An der obersten Bergecke stund neben uns Sct. Petersdom, der Berghöhe spottend und das große Rom wie zerdrückend; hinter ihm lag als Schluß des Horizonts ein breiter, glänzender Meeresstreifen. Gesang lockte uns nach einem kleinen Hause, vor dem viele Landleute sich belustigten und nach einer Geige tanzten, die der Virtuose sich aus an 2 Zoll dicken Rohrstäben selbst gefertigt hatte. Als die Sonne sich neigte, bestiegen wir nochmals die höchste Höhe, um im Glanze des Abendrotes das weite, herrliche Bild erschauen zu können. Einzelne Paläste Roms tauchten im vollen Glanze aus dem Häusermeer auf; das Gebirge spielte in allen strahlenden Farben; das Meer war ein Feuerstreifen, und die Peterskuppel glänzte noch in voller Pracht, als es unten in Rom schon dunkelte. Wir eilten im Dunkelwerden die alte Straße zum Vatikantor hinab, hielten uns außerhalb der Mauer und kamen am Kastell vorbei zur Tiberüberfahrt in der Nähe der Ripetta.

Sonntag, den 8. März, früh 6 ging ich mit Jacobs und noch 2 Freunden die Tiber abwärts gen Magliana, um Jugendschöpfungen Raffaels zu besuchen. Bei Ripa Grande ankerten 30 zweimastige Kaufschiffe, spanische, englische und 2 Franzosen; auf den Schiffen waren alle Matrosen tätig, sie in Sonntagsputz zu stellen. Einen eigenen Eindruck machten die großen Segel, die in der Campagna Tiber auf- und abzogen, wo weder Wasser noch Schiff zu sehen, diese weiße Gestalten sich aber durch die glänzend grüne Fläche hinbewegten. Große Büffelherden begegneten uns. Gegen 10 waren wir im alten Jagdschloß, das ein Mediceer erbaut; nach dem Frühstück mit spanischem Wein gingen wir in die Schloßkapelle. In der Altarnische ist von Raffael gemalt: Gott Vater, von Engeln getragen, an 3 Wänden die Verkündigung, die Heimsuchung und die Geburt Christi, die Figuren an 3 Fuß hoch; sehr schön und sehr gut erhalten sind die Bilder. Wir tummelten uns in wahrer Jugend-

luft bis zum Mittagessen auf einem niederen Berge, von dem eine schöne Übersicht der Campagna, in der überall Blumen und blühende Bäume im glänzendsten Wiesengrün stunden. Nach Tisch brachte uns ein Jäger noch in eine Höhle zu einem alten Basrelief, und traten wir dann den Rückweg an. An der Ripa Grande ging viel Trasteveriner [46]) Volks spazieren; wir ließen uns zum Vestatempel über die Tiber überfahren und gingen übers Kapitol in die Stadt.

Meine Nachbarn, die Kapuziner, sorgen für Unterhaltung. Am 13. März wurde ihr General zum Kardinal erhoben; er ist ein Schweizer und ein sehr schöner Mann. Am Abend war das Kloster beleuchtet, und den Tag über fuhren eine Menge Chaisen vor mit geistlichen und weltlichen Herren, wohl, um Glück zu wünschen. — An diesem Tage wurde die Caritas in 10—12 Tagen in Gips fertig.

Osterzeit. Vom Gründonnerstag an hört man keine Glocke, selbst den Stundenschlag nicht mehr. Am Mittwochabend war ich in der Sistina, der Hauskapelle im Vatikan, wo Allegris Miserere ausgeführt wurde. Vor Michel Angelos Jüngstem Gericht thronte der Papst, rechts und links an den Seitenwänden in 3 Stufenreihen Geistliche, auf der höchsten Stufe die höchsten Geistlichen, weiter herum niedere. Es war unter den Herren ein stilles Beten. Ein kleiner Raum unmittelbar am Eingang war durch ein hohes, hölzernes Gitter vom Hauptraum abgeschlossen, und dieser für Betende bestimmte kleine Raum war voll gefüllt von Fremden. Innerhalb des Gitters stund ein Kandelaber mit vielen Lichtern. Ich war zum erstenmal in der Sistina unter Buonarottis großartigen Bildern, und konnte ich deshalb das langtönige Lamentieren aushalten. Nach jedem Absatz von einem zum andern Lamento wurde ein Licht auf dem großen Leuchter gelöscht. Meine Augen waren so in Auffassung der Herrlichkeit über mir, daß die Ohren nur das Gesinge wie von weiter Ferne kommend hörten. Da mit einemmal drangen aber andere Töne so gewaltsam vor, daß meine Augen sich schlossen und meine Seele ganz davon be-

[46]) Trastevere heißt ein Stadtteil am rechten Tiberufer (wörtlich: jenseits des Tiber).

fangen wurde. Töne wie von Engelsstimmen schwebten um mich: es war Allegris größtes Tonwerk.

Sonnabend vor Ostern um 11 Uhr gab die große Petersglocke das Zeichen des Endes der Fastenzeit. Alle Glocken Roms stimmten ein, und bis 12 fortwährendes Büchsengeknalle. Singen und Jubilieren verkündigte die Freude des Volkes. Töpfe, in denen Fastenspeisen gekocht worden waren, wurden in den Straßen mit Böllern in die Luft gesprengt, und überall sah man große Körbe mit Eiern und Schinken etc., um die Eßwaren segnen zu lassen, in die Kirchen schleppen. Einen Abend vor Ostern sah ich im Petersdom der Abwaschung des Altars über dem Grabe Petri, der mitten unter der Kuppel steht, zu. Die ganze Kirche war finster, und nur ein paar Lichter erleuchteten den Altar. Still wurde vom Altar alles, was darauf war, entfernt. Dann bewegte sich ein langer Zug von Geistlichen in weißen Gewändern von der Tiefe des Chors her um den Altar und wieder zurück; sie gingen einer nach dem andern, und während jeder im Umgehen den Altar abwischte, sangen sie alle mit halblauter Stimme ein Gebet. Die ganze Zeremonie war wie ein Geisterspuk anzuschauen.

Am Ostertage füllte wieder eine Unmasse Volks die Kirche Sct. Peters und drängte sich auf dem Platz davor herum. Gen Mittag bewegte sich innerhalb des Vatikans ein Zug zur Kirche. Voran ein Schweizergarde-Offizier in grauer Seide und geharnischt; dann folgten rot und gelb gestreifte Schweizer Gardisten mit Hellebarden. Dann kamen hohe Geistliche in vollem Ornate mit Bischofsmützen auf den Häuptern. Hinter ihnen wurden von altertümlich Gekleideten ein reiches Barett und andere Herrlichkeiten, fürstliche Geschenke für den Papst, getragen, und nun kam auf hohem Tragsessel von Gold und rotem Samt zwischen 2 großen Fächern von weißen Pfauenfedern der Papst in einem Mantel von Silber- und Goldstoff mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, nach allen Seiten das Zeichen des Kreuzes über das kniende Volk machend. Getragen wurde er von vielen Männern, in Rotsamt gekleidet, und umgaben ihn viele Reichgekleidete, dann Schweizer, Flamberge hoch haltend. Den Schluß machte wieder Garde. Im Chor hielt der Papst ein Hochamt ab, was von päpstlichen Sängern mit durch

die ganze Kirche schwebendem Gesang begleitet wurde. Nachher zog der Papst in derselben Ordnung sich wieder zurück und erschien bald darauf auf dem Balkon vor der Kirche und erteilte dem Volke den Segen.

Gen 6 am Abend zogen wir Künstler zum Petersplatze. Auf dem Hintergrunde des dunkelblauen Himmels schimmerten alle Linien der kolossalen Kirche und ließen sie wie einen zarten Fernbau erscheinen. Mit der Dämmerung wurden diese Lichtkonturen immer stärker, bis endlich bei voller Dunkelheit die ganze Kirche wie eine Lichtzeichnung in glänzenden Linien erschien. Mit dem Schlage 1 nach Ave Maria loderte oben auf der Kuppel auf des Kreuzes Spitze eine helle Flamme auf, und in wenig Augenblicken waren die rot schimmernden Linien — zuerst Öllampen, dann Pechflammen — in helle Feuerpunktstriche verwandelt, und der ganze Riesenbau prangte im prächtigsten Glanze. Allgemeines Staunen ertönte aus der Menschenmenge, die nun nach kurzer Zeit in Bewegung kam und sich der Straße Borgo zur Engelsbrücke zu drängte, um den Platz jenseits der Tiber dem Kastell gegenüber zu erreichen. Mit vieler Mühe hatte ich mit meinen Freunden gute Plätze mit freier Ansicht der Front des im Dunkel schwarz vor uns liegenden Kastells errungen, als auch schon Kanonendonner den Beginn des Feuerwerkes ankündigte. Hinter dem Engel, der auf der höchsten Höhe des Kastells steht, schoß eine Feuergarbe von Raketen in den schwarzblauen, klaren Himmel, und in der ganzen Ausdehnung des riesigen Baues entwickelten sich geschmackvolle Verzierungen in weißem Feuer, die in der Höhe der Burg das päpstliche Wappen mit Peters Schlüsseln unter einem Baldachin trugen. Hierauf folgten 6—8 Veränderungen von Feuerverzierungen, immer in der ganzen Ausdehnung des Baues; zwischen jeder donnerten die Kanonen, und nach einem wahren Höllenlärm, den eine Verzierung aus Feuerrädern mit Kanonenschlägen verursachte, schoß vor dem noch brennenden Tempelbild mit den Petersschlüsseln, von unten aus dem Festungsgraben klein anfangend, ein sich immer mehr ausbreitender Strauß von vielen tausend Raketen mit Leuchtkugeln, Schwärmern etc., die Girandola[47]), gen Himmel, der darüber

[47]) Feuergarbe, Raketenkranz.

mit ungeheurem Geprassel in eine Feuermasse verhüllt ward, die in wenigen Sekunden sich in einzelne Funken auflöste. Die Spielerei der Menschen hatte ihr Ende erreicht, und am Nachthimmel schimmerten wieder die ewig festen Sterne.

Wir besuchten auch unsern Freund, den Maler Ernst Meier aus Altona, in seiner Wohnung auf dem Monte Pincio, von dessen Wohnung man auf Sct. Peter sehen konnte; die Kirche glänzte noch über die große Stadt herüber, als wäre sie aus Tausenden von Brillanten gebildet; es erlosch einer nach dem andern, und als vom Kapuzinerturm die Glocke Mitternacht verkündigte, suchte erst jeder seine eigene Wohnung auf. —

Die warme Zeit rückt heran, und beginnt das Volk sich sommerlich zu benehmen. Die vornehmere Damenwelt sieht man nun vor 11 nicht mehr; dann hört man sie bis zur Tischzeit singen. Nach Tische wieder allgemeine Stille bis zum Kühlwerden; dann liegen alle Fenster voll Schönheiten bis Sonnenuntergang. Dann erscheinen sie auf den Straßen, im Theater und in den Cafés. Es ist in der Singzeit oft greulich, das Durcheinandergesinge hören zu müssen, und zu komisch in der Fensterzeit, die in das beste Zeug gesteckten Stutzer die Straßen auf und ab dahinschweben zu sehen. Der Italiener bringt es darin weit, sich vom Schneider zum Kleiderstock machen zu lassen. So weit es der Mann in ängstlicher Anordnung der Kleider treibt, so weit treibt es das Weib in der Nachlässigkeit. Je mehr die Hitze zunimmt, je weiter hängen die Kleider um die Weiberkörper.

Kleine Kinder sieht man nun schon ganz nackt auf den Straßen. In letzter Zeit haben die Blattern zum Entsetzen unter meinen Lieblingen aufgeräumt. Auch meine 2 herzigen Modellchen sind nun Engelchen; überall vermisse ich das mir so lieb gewordene Kindergelalle: „caro 'gnor Ernesto“ [48]). Das Beste an den Italienerinnen ist ihre Mutterliebe; die Sorge für ihre Kinder ist ihre höchste Lust, der sie alles andere opfern. Mutter und Kinder sind unzertrennlich; im Volksleben tritt diese Tugend auch überall in den Vordergrund der Bilder, die uns Künstler so sehr ansprechen. —

---

[48]) Lieber Herr Ernst!

Am 20. April früh 5 rief mich Freund Gail auf zu einem Ausflug nach Albano. Ich hatte vorher strenge gearbeitet und gönnte mir eine Ausspannung. Bis 7 Uhr hatten wir noch Jacobs, Amüller und den Schweden Dr. Schröder zum Gang geworben, und frisch ging's zum Laterantor hinaus den Bergen zu. Um Mittag waren wir durch die Campagna in Frascati in der Trattoria Campana, an der außen geschrieben:

„questa Campana
venuta di Verana,
credenza non si fa,
finche la sona [49]).“

Wir besuchten schöne Villen, nachdem wir uns gestärkt hatten. Die Maler zeichneten, und ich erstieg mit Schröder einen Berg, von dem weite Aussicht über die Campagna nach Rom und aufs Meer sich uns eröffnete. Zum erstenmal sah ich die Sonne ins Meer tauchen, und fanden wir uns alle nachher wieder im Garten einer Villa zusammen.

Nächsten Morgens ging es auf Eseln den Berg hinauf nach Tusculum, der Stadt, die älter als Rom, von der noch viele Ruinen, die in neuer Zeit ausgegraben wurden, zu sehen sind. Lange durchzog ich auf meinem Langohr auf dem alten Pflaster die alten Straßen, aus den einzelnen Ruinen mir ein Ganzes zusammendenkend. Meine Gefährten waren schon voraus, als ich Tusculum verließ, und eben als ich sie weit unten am Berge ersah, ereigneten sich die bei Eselritten so häufigen komischen Szenen: einer wurde von seinem Esel, auf dessen Hals sitzend, getragen; ein anderer fiel eben mit dem Sattel um des Esels Bauch. Unter Scherzen und Lachen ging's bergauf, bergab immer mit den schönsten Fernbildern der Höhe zu, auf der das Städtchen Rocca di Papa liegt. Es ist ein altes Adlernest, noch schmutziger als andere Menschennester in der Ebene; das ist wohl das Merkwürdigste dort. Auf der höchsten Spitze des

[49]) „Diese Glocke [ist] von Verana gekommen; Kredit wird nicht gegeben, bis sie tönt.“ — Da die Glocke auf ein Schild gemalt ist, wird das natürlich nie der Fall sein. Ein Scherz, der sich in dieser oder ähnlicher Form nicht nur in Italien, sondern auch in anderen Ländern findet.

Monte Cavo am Kloster der Passionisten[50]) — sie dürfen nichts sprechen als memento mori[51]) — angelangt, lag um uns ein weites Panorama ausgebreitet.

Unter uns lag das Albanergebirge in üppigster Vegetation, die zahlreiche Städtchen und viele kleine Orte und Villen und Klöster umschloß. Vom Fuß des Gebirges breitete sich die Campagna di Roma zum Meer bis Rom und Tivoli aus, und gegen Südwest zogen sich zwischen dem Gebirge, auf dem Cori (eine Stadt), und dem Meere die Pontinischen Sümpfe hin bis Terracina. Zwischen Albano und Marino blitzte der Albanersee herauf und zwischen Albano und Genzano der Nemisee aus dunkler Tiefe, auf dessen höchstem Ufer Nemi sich zeigte. Nachdem uns ein dienender Bruder des Klosters mit Käse, Brot und Wein gestärkt, ging's wieder bergab nach Albano am Kloster Palazzuola vorbei durch dichtes Gebüsch den See entlang. Wir entließen unsere Tiere und schlenderten nach dem nahen Ariccia, wo wir viele Fremden fanden, besahen uns Landschaft und Volk. Andern Tags ging Dr. Schröder allein über Marino und Frascati nach Rom zurück, weil sein Reisehandbuch diesen Weg ihm als den richtigen zeigte; wir schlugen den Weg zur alten Via Appia ein, die 2 Stunden vor Rom auf beiden Seiten mit noch vielen so gut erhaltenen Grabmonumenten bebaut ist, daß man sich diese Gräberstraße in ihrer gewesenen ernsten Schöne im Geiste vervollständigt denken kann. 6½ Stunden stolperten wir auf den Bruchstücken herum, jedes Denkmal gründlich besichtigend.

Ein paar Tage nachher, nach den schönsten Tagen, stellte sich furchtbarer Sturmwind vom Meere her ein, der Regengüsse über Rom schüttete. Abscheulich sind hier solche Regentage, geradezu aber ekelhaft, wenn Scirocco[52]) sie bringt. Dann schwillt bei nasser, warmer Luft aller Mist, der in den Straßen reichlichst liegt, auf und verbreitet den ekelhaftesten Gestank; alle Gegenstände, die Feuchtigkeit anziehen können, werden naß.

---

[50]) Leidensbrüder, strenge Brüder, wie Bandel sie nennt (Brief vom 23. 4. 26).

[51]) Denk an deinen Tod!

[52]) Ein schwüler, regenbringender Wind.

Meine Werkstatt in Casa Masucci wurde mir zu klein. Ich kündigte sie nach meiner schriftlichen Übereinkunft mit dem Vermieter rechtzeitig und mußte nun die Frechheit desselben erfahren. Er behauptete, ich müsse ihm eine ganze Jahresmiete bezahlen, und als ich ihm unsere schriftliche Übereinkunft vorhielt, blieb er doch auf seiner Forderung. Ein paar Tage nachher wurde ich in die Bayersche Gesandtschaft berufen und mußte hier nun auch erfahren, unter welchem Schutz wir Bayern hier stehen. Ich fand dort meinen Vermieter und den Gesandtschaftssekretär, der mir nun aufgab, des ersteren Forderung zu erfüllen; er berufe sich auf Gespräche, die ich über die Werkstatt mit ihm gehabt. Ich wies nach, daß nach den Gesprächen die schriftliche Übereinkunft entstanden und ich mich nur an diese zu halten hätte. Und als mein lieber Landsmann immer noch sich auf die Seite des Italieners stellte, erklärte ich ihm, daß ich nun verlange, mir Schutz vor den albernen Zumutungen zu geben, andernfalls ich ihn in München verklagen würde, und damit verließ ich sein Zimmer.

Ich mietete und bezog die Werkstatt, die der nach Stuttgart zurückgekehrte Bildhauer Wagner innehatte, die mit der preußischen Werkstatt, die der Bildhauer Wolf innehat, unter einem Dache ist, in der Strada Felice nahe den 4 Fontänen. Der Werkstatt nebenan bezog ich im Eckhaus, das einem Tischler gehörte, über 1 Treppe 2 Zimmer, die, als ich sie mietete, mit Heiligenbildern geschmückt waren. Als ich am 2. Tage nach Tisch nach Hause kam, waren alle Bilder verschwunden. Ich erkundigte mich, warum das geschehen. Da zeigte die Hausfrau auf meine deutsche Bibel, die auf dem Tische lag; sie hatte Biblia sacra und Lutheri lesen und verstehen können und entfernte die Heiligen, damit diese mir Ketzer keinen Schaden zufügen möchten. Ich ging sogleich fort, kaufte mir die krassesten Heiligen und hing sie für die entfernten auf und — erlitt durchaus keinen Schaden durch sie.

Mitte Mai machte ich mir zu meinem Geburtstag das Vergnügen eines Ausflugs in die Berge. Früh ½4 jagte ich 9 Freunde, die mitgehen wollten, aus dem Bette; wir steuerten bald gen Frascati und gingen noch vor Essenszeit nach Tusculum hinauf. Seit meinem Besuche war dort ein Friedhof aus-

gegraben worden; in ein paar Mauern sind kleine Nischen, in welchen in jeder 2 Vertiefungen, in denen Aschenkrüge gefunden worden waren. Auch eine Straße war an hundert Schritt weiter ausgegraben, an deren Seiten die Häusereingänge noch gut erhalten sind. Nach Tisch fanden wir im Café in Frascati noch mehrere Freunde und Bekannte, sodaß wir nun 30 Mann waren. Wir gingen zusammen nach Grotta Ferrata, einem wunderschön gelegenen Konvent[53]), in dem wohl die schönsten und besten Werke, Freskobilder, von Domenichino sind. Am Abend kamen wir noch nach Marino, wo wir 10 die Nacht blieben. Am Abend sammelte sich junges Völkchen zu uns, und ging es mit Gesang und Tanz munter weit in die Nacht hinein. In keinem anderen Städtchen habe ich so viele schöne Leute gesehen wie hier. In aller Frühe nächsten Tags — Donnerstags — wurden Esel bestellt, und nach dem auf dem Marktplatze, von dem aus schöne Aussicht auf die Campagna, eingenommenen Frühstück ging's, so schnell die Esel laufen konnten, am Albanersee vorbei nach Castel Gandolfo, wo es von Städtern und Fremden wimmelte, die wie wir zum Blumenfest nach Genzano wollten. Ein Reitertrupp Franzosen, Künstler — ein kleiner Buckliger trug eine Fahne — kam uns mit lautem Jubel entgegen. In Albano hielten wir uns nur so lange auf, bis wir für die nächste Nacht Lager gemietet hatten, und eilten weiter durch Ariccia bis Genzano, und da die Festlichkeiten erst am Nachmittag anfingen, so jagten wir bei fürchterlicher Hitze noch nach Civita Lavinia, wo sehr schöne Aussicht aufs Sabinergebirge, auf die Pontinischen Sümpfe, aufs Meer und die Campagna ist und — der beste Wein der Umgegend. Früher war dieses Städtchen, das nur 2 Stunden vom Meere entfernt ist, ein Seehafen; Ufer, Hafen, Mauern mit Ringen zur Befestigung der Schiffe sind noch erhalten. Äneas soll hier gelandet sein. Auch hier sind die Menschen schön und gehen in schönen Trachten.

Nach Tisch gegen 1 ritten wir nach Genzano zurück und fanden den Ort von Menschen, meist Fremden, überfüllt. Die Häuser waren mit Teppichen und Blumen geschmückt; an den Seiten zweier Straßen waren künstlich Bäume mit Blumen-

[53]) Kloster.

kronen angebracht, und das Pflaster war hoch mit Buchs bestreut, worauf mit Blumenblättern aller Farben vermittels Schablonen die schönsten Ornamente dick aufgelegt waren, und glich die aufsteigende Straße einem aufs reichste gewirkten Teppich, der von unten und von oben gut übersehen werden konnte. Immer mehrte sich das Volk; endlich gegen 6 zog aus der Hauptkirche eine Prozession und zertrat die bunte Herrlichkeit, straßauf zur kleinen Kirche ziehend, zu deren Türe dieser eigentümliche Teppich führte. Am einen Ende der Straße entstund Streit, der in Prügelei ausartete, während nebenan viel Volks vor einem Kruzifix kniete.

In Genzano war auch eine Schar unverschämter Bettler eingefallen. Unter andern scheinbaren Verkrüpplungen war ein Mädchen mit einer ganz verdrehten, krüppeligen Hand. Sie verstand solche so deutlich und sicher festzuhalten, daß ich fast getäuscht worden wäre. Doch als ich die Hand näher besah, fand ich alle Teile im normalen Stand und schlug ärgerlich darauf. Da wurde die Hand gerade und schön, und wich ich zum Glücke schnell genug aus, denn sie fuhr mir gerade auf die Augen zu.

Ich fuhr mit 4 meiner Freunde direkt nach Rom zurück, die andern blieben in Albano. Dr. Schröder und die Brüder Gail reisten nach Neapel. —

Von meinem lieben, verehrten Lehrer und Freunde Heinrich v. Schubert hatte ich von Florenz ein Briefchen erhalten, für ihn und seine Frau in Rom eine Wohnung zu mieten, und kam er auch am 21. Juni mit noch 4 jungen Deutschen an. Am Johannitage war ich mit Schubert, seiner Frau, dem protestantischen Pfarrer und seiner Frau und vielen jungen Künstlern in der Villa Albani. Schubert sammelte für das Münchener Museum allerhand Getiere, und kroch, als wir in der Villa Albani auf einer Steinbank saßen, das niedliche, weiße, 2 F. lange Tierchen mit roter Krone auf dem Kopfe unter der Bank hervor, das den Übergang der Eidechse zur Schlange bildet; es hat die Beinchen weit auseinander. Es war das einzige Exemplar, das ich in Italien zu sehen bekommen.

Ich freute mich sehr, dem lieben Schubert Führer zu Roms Kunstschätzen und Herrlichkeiten sein zu können. An den Peter- und Paulstagen waren wir zusammen vor der Peterskirche, wo

Beleuchtung und Girandola, nachdem wir am Morgen in der Peterskirche dem Hochamte, vom Papst abgehalten, zugesehen und uns nachher vom Papste segnen ließen. Schubert meinte: „Du wirst sicher hier so wenig wie ich katholisch.“ Wie diese Lichter, Gold und Silber, Sang, Pauken- und Trompetenklang Gemüter umstimmen können, war und ist mir unbegreiflich; mein christlichster Freund schüttelte auch immer leise sein Haupt bei all dem Pomp. — Auch von der Kirche S. Giovanni in Laterano herab ließen wir uns vom Papste segnen, zugleich mit einem Regimente Östreicher, die von Neapel zurückgekehrt waren [54]).

Auch nach Tivoli geleitete ich Schubert mit seiner Frau und Reisegefährten am Tage nach Sct. Paul. In Tivoli wollten wir nicht in die von Fremden überfüllte Trattoria Sibilla (?), und führte ich unsere Gesellschaft in eine andere, bestellte Essen, und stiegen wir dann an den Wasserfällen herum. Hungrig heimgekehrt fanden wir zum Essen den Tisch gedeckt, und bald erschien Signor Oste [55]) mit einem großen, schön duftenden Braten auf großer Schüssel, sie triumphierend hoch tragend, unter der Türe und — stürzte mit ihr, so lang er war, ins Zimmer. Zum Glücke war der Braten dadurch nicht so sehr beschädigt worden, daß er ungenießbar geworden wäre. Die Brühe ward durch guten Wein ersetzt, und lief das Bratenabenteuer zu großer Belustigung ab.

Diese Abwesenheit von Rom sollte Schubert Verdruß bringen. Während wir in Tivoli uns der schönen Natur erfreuten, stahl man in Rom aus Schuberts Koffern aus verschiedenen Geldrollen 26 Scudi, 65 Gulden. Von den runden Summen der einzelnen Rollen fehlten in jeder Rolle einige Stücke, und

---

[54]) Die 3 Ostmächte — Rußland, Östreich, Preußen — wollten die durch den Wiener Kongreß 1815 aufgerichtete Ordnung der Staaten gleichsam zu einer naturnotwendigen, gottgegebenen stempeln. Daher wurde, hauptsächlich auf Betreiben Metternichs, 1820 in Troppau beschlossen und den Österreichern Vollmacht gegeben, den durch den revolutionären Geist bedrängten Fürsten beizustehen und „abgenötigte Neuerungen mittelst bewaffneter Intervention wieder auf den vorigen Stand zurückzuführen“. Als im Königreich Neapel eine Revolution ausgebrochen war, rückten daher die Österreicher 1821 in das Königreich ein; die letzten verließen das Land 1827.

[55]) Der Herr Wirt.

an den Kofferschlössern konnte man eine Öffnung nicht erkennen. Es war deshalb klar, daß der Diebstahl in der größten Ruhe und Sorgfalt ausgeführt worden war. In der Wohnung lebten nur Mutter, Tochter und ein Verwandter als Diener. Ich erbot mich, auf meine Weise das Geld wieder herbeizuschaffen; Schubert litt es nicht und machte Anzeige beim Gesandten Bunsen, und erhielten beide guten Leute nichts wieder. Ich machte die Geschichte im Café Greco bekannt, und die Wohnung, die Schubert bald verließ, blieb leer. Schubert reiste nach Neapel, und zurückgekehrt bat er mich, zur Rückreise bis Mailand mit einem Vetturino für ihn zu akkordieren. Ich bestellte einen solchen zu einer bestimmten Stunde in Schuberts Wohnung, und als ich zu der Zeit auch hinkam, fand ich den Vetturino schon vor. Schubert, der nicht italienisch sprechen konnte, sagte mir freudigst, sie seien schon einig geworden, und gab mir die Summe der Übereinkunft an, die zu meinem Erstaunen die richtige und billige war. Der Vetturino stund freundlichst lächelnd vor mir, und als ich mein Erstaunen äußerte, daß er ganz gegen Vetturinoart keine Übervorteilung versucht, sagte er: „Den Herrn würde ich durch die ganze Welt für das Billigste fahren seines lieben, frommen Gesichtes wegen." So war Schubert.

Mitte Juli 1826. Seit ein paar Wochen sind am Tage Tierhetzen und an Abenden Festinos mit Feuerwerk in dem Grabmal des Kaisers Augustus, aus dem nun ein Amphitheater. Als ich dort war, wurden auf einen gewaltigen Stier, auf den in der letzten Giostra[56]) immer nur ein Hund gehetzt worden war, diesesmal immer 2 zugleich gehetzt; es werden Preise den Hunden erteilt, die einen Stier festhalten. Der Stier blieb immer Sieger und tötete mehrere Hunde. Einmal hingen 2 große Hunde an seinen schon zerfetzten Ohren. Da schüttelte er sie um seinen Schädel und warf sie hoch in die Luft auf den Zuschauerraum, mitten unter die Frauen. Es ist ein grausiges, ekelhaftes Spiel. Ochsen, Büffel und Kühe wurden dann von Männern durch rote Tücher gereizt, und wenn eins dieser Tiere einen Mann anfiel, floh dieser und rettete sich übers Geländer in den Zuschauerraum; Männer flüchteten in Fässer, die von den Tieren herumgerollt wurden; bekleidete Strohmänner tauchten

[56]) Turnier, Kampf.

aus Gruben auf, auf die die Bestien losstürzten; andere Strohmänner, an Stricken hängend, wurden in die Luft geschleudert. Der Stier hielt an einem späteren Kampftage es mit 3 Hunden siegreich aus, und man hörte von Römern nur noch von dieser Bestie reden. Da kam in der Zeit ein Deutscher angereist mit einem deutschen Fanghund, als ein großer Preis ausgeschrieben war für 4 Hunde, die den Stier halten würden. Dieser Deutsche war sicher, daß sein Hund allein den Stier fest stellen würde, und erbot sich, für den Preis den Hund daran zu wagen. Wir gingen hin, den Erfolg zu sehen. Großprahlerisch wurde vor dem versammelten Volke der Stier gerühmt, der wutschnaubend im Raum stund, und halb verächtlich des deutschen Hundes gedacht, der dieses edle italische Tier bezwingen zu wollen wage. Nach langem Redebrei wurde der breite, schwarze Hund hereingelassen, der sich ruhig Raum und Gegner ansah. Der Stier wendete sich sofort ihm zu. Da rief des Hundes Herr: „Faß!" und im Nu sprang der Schwarze dem Stier von hinten zwischen die Vorderbeine und packte den gewaltigen Gegner vorn am Unterkiefer so fest, daß der brüllend und mit dem Schweife schlagend wie angenagelt stehen blieb. Nun erscholl ein wahres Jubelgeschrei und Lob des deutschen Hundes.

Ein Gegensatz zu dieser ekelen Tagesbelustigung sind die unbeschreiblich schönen Festinos an den Abenden. Der große Raum des Amphitheaters ist zu einer mit Tausenden von bunten Lampen erleuchteten Blumenlaube überdeckt, durch die der dunkele, reine italische Sternenhimmel schimmert. 2 Musikchöre führen meist sehr schöne Musikstücke vor; schöne Frauen im besten Putz beleben und zieren das singende und oft tanzende Volk; kleine, zierliche Feuerwerke spielen, und aus ihnen steigen transparente kleine Luftballone in den Nachthimmel. Witze aller Art und Improvisatori erheitern die Menge. Es zeigt sich auch hier der höchste Anstand, in dem sich Römer bei Volksversammlungen zu bewegen wissen.

1. August. Nacht ist's; nichts höre ich als das eintönige Gezirpe der Grillen; kein Hauch bewegt den großen Feigenbaum vor meinem Fenster; über die weite, dunkle Ebene tief unten schneidet die schwarze Horizontlinie des Meeres die Erde vom tief glanzvollen Sternenhimmel ab. Hinter dem Feigenbaum steht

schwarz der Giebel der Kirche des Klosters La Stella, in dem ich in eine Zelle soeben vom dienenden Bruder der Dominikaner eingeführt wurde. Am obersten Ende Albanos, auf dem freien Platze, auf dem das Denkmal der Horatier und Curiatier steht, ist das Dominikanerkloster am Wege nach Ariccia das einzige Gebäude. Ich bin der aria cattiva[57]) Roms mit meinem Freunde Jacobs entflohen, und wollen wir hier 4—6 Wochen arbeiten und uns in freier, frischerer Luft von strengerer Arbeit erholen. Ich habe mir im Kloster eine Zelle gemietet; Jacobs mietete ohnweit eine größere Wohnung mit einem für uns gemeinsamen Arbeitszimmer. Das Singen der Mönche in der nahen Kirche weckte mich frühzeitig, und bald brach der Tag an und ließ mich meinen neuen Aufenthalt genau erkennen. Meine Wohnung konnte nicht einfacher sein: ein schlechtes Bett, ein Tisch und 2 Stühle ist alles, was zur Bequemlichkeit da ist. Unter dem Fenster ein sehr verwilderter Garten, darüber hinaus bis zum Meere die weite Campagna, in der einzelne Häuser sichtbar. Viele Meilen weit nach den Seiten und, da Albano hoch liegt, auch mit hohem Horizont breitet sich das glänzende Meer aus. Am Tage war ich nie in meiner Zelle; ich arbeitete mit Jacobs oder durchstrich mit ihm zu Fuß oder auf Eseln das in aller Sommerpracht glänzende Gebirge. Es hatte sich noch ein Freund von uns, der Architekt Städler aus Bern, in Albano eingefunden und schloß sich uns an, und machten wir mit ihm nun auch weitere Touren, ihn auf die uns schon bekannten schönsten Punkte des Gebirges führend. Wir freuten uns auf den luftigen Höhen, daß wir dem meist in grauen Nebeln umhüllten Rom entronnen waren, und hatten nur zu oft den traurigen Anblick von Rom zu spät entflohener Fieberkranker, die so entstellt waren, daß wir gute Bekannte kaum mehr erkennen konnten.

Spät in der Nacht kam ich in meine Zelle, als eben der Mond groß und dunkelfeurigrot ins Meer sank. Solange er noch den Horizont nicht erreicht hatte, blinkte von ihm, zum Landufer sich ausbreitend, ein heller Lichtstreif. Großartigste, einfachste Ruhe lag auf der ganzen Landschaft; durchsichtig, wie aus Glas geformt, im schönsten Farbenschmelz war das ganze Bild, aus dem das die ganze Luft wie in einem Ton erfüllende Zikaden-

[57]) Der schlechten Luft.

geschrille heraufstönte. Mein neuer Freund, der Prior, stund still, mit mir das herrliche Bild anstaunend, das er doch sicher schon so oft gesehen, neben mir, und als der Mond versunken war, gab er mir die Hand, nahm Abschied und ging mit dem Gebet: „Laß uns, Allmächtiger, morgen in deiner Herrlichkeit weiterleben!"

Auf unseren Ausflügen erlebten wir manch schöne Szenen mit dem Volke. Einst ritten wir nach Monte Porzio, den köstlichen Wein dort zu versuchen. Auf dem Rückweg war es echt sommerlichheiß; wir stiegen ab, um im Lorbeerschatten zu ruhen. Städler, ein schöner, kräftiger Bursche, lag dicht am Wege, wir 2 andern tiefer im Gebüsche. Städler schlief fest ein; da kamen 2 wunderliebliche Mädchen im leichtesten Arbeitskleide mit großen Tüchern über den Kopf und sahen den Schläfer. Sie schlichen hin, betrachteten ihn lange flüsternd, zupften ihn an den Füßen, immer im Begriffe, davon zu flüchten. Doch rührte Städler sich nicht. Sie wurden dreister, und endlich hörten wir sie laut sagen: „non c'è la febbre" [58]), und aus einem kleinen Fäßchen spritzten sie ihm Wasser ins Gesicht und entflohen laut lachend. Wir wollten die reizenden Geschöpfe nicht erschrecken und auch Städlers Benehmen weiter beobachten, und war es auch gar zu komisch, wie dieser, schnell erwachend, nicht fassen konnte, was geschehen, und nur den schon weit hinfliehenden, laut lachenden nachsah.

Einmal blieb mein Esel vor einer Pforte eines kleinen Konvents stehen und war durch nichts weiterzubringen. Da öffnete sich ein Fensterchen, und ein Mönch sagte zu mir: „Sagen Sie nur grazia [59])." Das half, und nun erfuhr ich, daß der Herr des Esels an dieser Pforte öfters Geschenke erhalte und dann grazia beim Gehen sage. Später sagte ich gleich beim Ankommen an diese Türe dieses Zauberwort, und mein Langohr ging dann ruhig vorbei.

Nach einigen Tagen unseres Aufenthalts in Albano beschlossen wir das Bildnis der schönsten Albanerin Vittoria zu malen und zu modellieren. Wir suchten sie in ihrer Wohnung auf, um sie zu bitten, uns für Geld und gute Worte dazu sitzen

---

[58]) Das ist kein Fieber.
[59]) Danke!

zu mögen. Auf einer hohen Steintreppe außen am Hause ging's in die Wohnung, die gleich an der Haustüre einen Raum hatte, in dem 2 Webestühle stunden; an einem arbeitete eine sehr schöne, stattliche Jungfrau an einer bunten Leibbinde (fascia). Wir hielten sie für die Vittoria und richteten an sie unsere Bitte. Da rief sie lächelnd den Namen Vittoria, und eine wunderniedliche, kleine Figur mit einem Kopf mit scharf gezeichneten Gesichtszügen erschien und verdunkelte mit ihrer Schönheit ihre Schwester. Bei allen strenglinigen Zügen hatte dieser Kopf einen jungfräulichen Liebreiz. Freundlichst begrüßte sie uns als Künstler — sie hatte der Künstler Art und Freude an ihrer Schönheit schon kennenlernen — wußte und verstund, was wir wünschten, und wies uns an ihre Mutter, dabei errötend bemerkend, wir möchten ihr nichts verüblen. Was diese Bemerkung sagen sollte, erfuhren wir bei den ersten Worten der Alten; daß ihre Tochter uns in ihrem Beisein sitzen solle, nahm sie sofort als selbstverständlich an und bestimmte uns den Preis, den wir dafür zu entrichten hätten. Das gute Kind kam mit der Mutter; wir arbeiteten an unseren Bildern und wurden leider dabei nur zu oft durch der Alten eigennützige Erzählungen gestört. Da mußten wir hören, was und wieviel ihre Tochter geschenkt erhalten. Das gute Kind, 16 bis 17 Jahre alt, ward dabei immer dunkelrot; die Mutter aber wurde dadurch und durch des Kindes Vorwürfe durchaus nicht aufgehalten, uns auch zu weiteren Geschenken aufzufordern. Vittoria sagte, sie spräche am liebsten mit deutschen Künstlern; wir seien besser wie alle andern; sie plauderte mit ihrer lieblichen Stimme mit uns als mit längst bekannten Freunden. Jacobs malte sie in einer Weinlaube; es wurde ein sehr schönes Bild. Ich meißelte die Büste später in München in Tiroler Marmor; in Hannover kaufte sie der Kunstverein.

Am 26. August kehrten wir wieder nach Rom zurück. Als wir bei schönem Wetter halbwegs gen Rom gekommen waren, zog vom Meer her eine schwarze Wolke in Sturmeseile, und in kurzer Zeit ergoß sich ein so furchtbarer Regen über uns, daß wir uns im Wagen kaum dagegen schützen konnten, und damit war nach 5 Monate langer trockener die Regenzeit eingetreten. Es regnete tagelang, und während ich meinem Freunde Hanson

aus Altona zu meinem Brustbilde saß, schlugen bei fürchterlichem Donnerwetter 2 Blitze ohnweit unseres Hauses ein, wovon der eine zündete. Ich hatte Gelegenheit, römische Löschart zu beobachten. In den Steinhäusern ist wenig Holz, und anstatt mit Wasser zu löschen, sperren sie die Räume, in denen es brennt, mit nassen Matratzen ab und beschütten nur die freien Brände.

Am 7. September erhielt ich den Marmor zur Caritas aus Carrara.

Am 8. begegnete mir ein Leichenzug von 6—800 Menschen, meist bis auf die Augen in dunkle Kapuzen verhüllte Brüderschaften, dann eine Menge Geistlichkeiten und am Ende die reichgeschmückte Bahre, auf der ein schönes, junges, reichgekleidetes Mädchen mit bloßen Füßen unter Blumen lag. Ein paar Chaisen schlossen den Zug, der sich mit Fackeln und Lichtern und singend langsam fortbewegte. Der Zug trat in die Kirche, die der Fontana di Trevi gegenüber, ich mit ein. Das Ruhebett wurde mitten in die Kirche gesetzt, und die Begleitung kniete nun in geordneten Reihen rings herum, in erster Reihe wenigstens 100 Fackeln, in den andern alle Lichter haltend. Nach langem, lautem Beten wurden Fackeln und Lichter gelöscht bis auf ein paar Lichter, die das schöne Gesicht beleuchteten. Viele drängten sich zu, um es noch einmal zu sehen. Mir gegenüber stund mit zurückgeschlagener Kapuze ein sehr schöner Jüngling, mit gefalteten Händen die Leiche anstarrend, bleich wie die Tote. Mit einem Male wurden seine Augen naß, und laut schluchzend stürzte er über die Leiche, von der er sogleich von Personen seiner Brüderschaft erhoben und zur Kirche hinausgeschleppt wurde. Armer Mensch! — Wenn die Kirche leer, wird ein Deckstein der Totengruft geöffnet, und man läßt dann die Leiche auf einem Brette hinuntergleiten, und wird dann ungelöschter Kalk nachgeschüttet. —

Ich kündigte meine Wohnung wegen Unfriedens meiner Hausleute unter sich, eine Römergeschichte. Der Mann, ein ernster, knochiger Mensch, viel älter wie seine runde, lebenslustige Frau, die neben ihrem mürrischen Ehegemahl einen Carraresen, der einen Mord auf dem Gewissen haben soll, zum Geliebten hat. Eines Tages brachte sie eine goldene Uhr nach

Hause und verlangte, ihr Mann solle sie kaufen und ihr schenken; die sie schon habe, wolle sie ihrer Tochter geben. Das wollte der Mann nicht. Da ward Signorina wütend; dafür wurde sie etwas unsanft in ein Zimmer geschoben und sollte darin austoben. Bald wurde es stille; die Frau aber war verduftet. Am Abend kam sie nicht, die Nacht blieb sie weg. Der Mann machte beim Geistlichen, der die Polizei im Stadtviertel ausübte, Anzeige und forderte Nachforschung; die Frau blieb verschwunden. Wochen vergingen; da kam sie wieder mit einem großen Schreiben, in dem dem Manne Kerkerstrafe angedroht wurde, wenn er sein Weib noch einmal schlagen würde. Das war dem Alten doch zu arg, zumal als er zugleich erfuhr, daß seine Ehehälfte die ganze Zeit lang unter dem Schutze des Viertelspolizei-Geistlichen gestanden, der ein naher Verwandter des Geliebten seiner Frau war, und da sie vorher keine Prügel bekommen hatte, so holte er es nun reichlich nach.

In der Mitte Septembers war ich mit Freunden nach langem Spaziergang am Abend in einer Trattoria; wir gingen spät erst nach Hause, und war ich so unvorsichtig, auf dem Heimweg ein großes Stück Wassermelone zu essen. Ich stund frühzeitig auf, weil ich am Tage in meine neue Wohnung Via S. Isidoro ziehen mußte, was ich dann auch bald trotz ungeheurem Drucke im Hinterhaupt ausführte. In der neuen Wohnung ward ich so krank, daß ich den Auftrag gab, mir den besten Arzt kommen zu lassen. Bald kam auch das dicke Exemplar eines reich aufgestutzten italienischen Arztes. Er examinierte mich lange mit wichtiger Miene, strich dabei seine ungeheure Erfahrung heraus und verordnete Blutegel und Arzenei, mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Der Blutverlust machte mich matt; die Arzenei kam, kaum getrunken, wieder denselben Weg heraus, und als der Arzt wiederkam, berichtete ich den Erfolg seiner Anordnung. Er glaubte mir nicht, und mußte ich von ihm mir die Arzenei eingießen lassen, die er bald wieder zu sehen bekam. Nun stierte der gelehrte Herr, den goldenen Stockknopf am dicken Munde, vor sich hin, und als ich ihn um seine Meinung über mein Kranksein befragte, gab er mir die sonderbarsten Antworten. Da wurde es mir bange; ich holte reichlichsten Lohn für seine gehabte Mühe und erklärte, ohne ihn fertig werden zu

wollen. Da brach ein Sturm gekränkter Gelehrsamkeit los, dem ich dadurch ein Ende machte, daß ich mich in mein zweites Zimmer zurückzog. Tags darauf war ich ohne Besinnung, und wurde mir später erzählt, ich sei beständig, Tag und Nacht, herumgegangen, hätte weder gegessen noch getrunken, sei dabei aber immer freundlich gewesen. Schließlich hätte ich mich mit 2 Stöcken fortgeschoben, und auf der Straße, die ich am Tage nie verließ, hätten die Frauen mich geführt und am Abend mich in meine Wohnung gebracht. Ein paar Wochen waren schon so verflossen, als mich zuerst ein Arzt des Fürsten Esterhazy Herr H..... bei meinem Freunde, dem Bildhauer Imhof, der am Kopffieber krank lag, bemerkte und mich für krank am Nervenfieber erklärte. Er konnte mir keine Arzenei mehr geben und empfahl mich der Sorge meiner Freunde, mit dem Vorhersagen, daß ich am 21. Tag tot sein oder in einen tiefen Schlaf fallen würde; dann solle man ihm es anzeigen. Letzteres geschah, und mit hellen Sinnen erwachte ich. Nun bekam ich leichte Arzeneien; ein wahrer Wolfshunger regelte sich bald zu geordneter Eßlust, und in wenig Tagen spazierte ich zur Freude meiner Nachbarn wieder, immer rüstiger werdend, herum. Eine alte Frau, die Gattin eines Bürgergardisten, die mich pflegte, machte sich während meines ersten Schlafes durch ein paar schwere, silberne Löffel bezahlt, und als ich ihr ihren Diebstahl vorhielt, ging eben ihr Herr Gemahl mit einem großen Korbe voll leckerer Lebensmittel unter meinen Fenstern vorbei, und als ich frug, ob das meine Löffel wären, meinte die Frau, sie wollten sie auf meine Gesundheit verzehren. Nach einigen Tagen fuhr ich mit Freund Imhof, der auch wieder genesen war, nach Frascati und stärkten uns dort wieder gänzlich; Imhof war ganz kindisch gewesen durch seine Krankheit. Unter den jungen Künstlern war viel Jammer in letzter Zeit. Eigen war es, daß von den vielen, meist schweren Kranken alle bis auf einen Spanier Bildhauer sind; zu unserer Freude starb keiner, dagegen räumte der Tod unter den Römern stark auf.

Viele deutsche Künstler und nur kleine Leutchen sind ins Vaterland zurückgekehrt, und schon ist stattlicher Nachwuchs dafür angekommen, nur schöne, große, starke Leute.

Zehn Franzosen, Maler, wurden durch mehr als 50 Römer in eine Rauferei verwickelt. Sie schlugen sich mit Steinen; die Franzosen blieben Sieger, doch einem von ihnen war ein Bein gebrochen, und einem andern wurde das Gesicht zerbissen. Die Römer beißen wie Hunde, wenn sie raufen. Zum Glück wurden keine Messer gezogen. Das junge Volk ist ja wie toll; von allen Seiten hört man von Raufhändeln, Mord und Verwundungen. In einem Gasthaus entstund Streit zwischen Römern und 2 Deutschen, und ging der Wirt und eine Magd mit großen Messern auf die Deutschen ein. Die warfen sie aber in den Keller und die ganze welsche Gesellschaft zur Türe hinaus mit größter Gemütsruhe.

Endlich kann man die Sammlungen im Vatikan wieder mit weniger Gefahr besuchen, was in der heißen Zeit oft fast unmöglich war, und finden wir Künstler uns dort viel zusammen unter den herrlichen Kunstschätzen zum allseitigen Lernen.

In meiner Werkstatt geht's nun auch wieder lebendiger her, und arbeite ich auch wieder rüstig mit meinen 5 Arbeitern. Der November hat uns Nordwind gebracht, der beim reinsten Himmel eine angenehme Kühle oft verbreitet. Es ist ein eigener Brauch hier, daß in den Bildhauerwerkstätten Vorbeigehende einsprechen, sich setzen und oft lange den Arbeiten zusehen, und habe ich oft meine Freude an dem richtigen Blick und Urteil schlichter Leute; zuwider sind mir aber die Besuche von sich langweilenden Kapuzenfaulenzern, die immer und immer nur von des Papstes und ihrer eigenen Heiligkeit salbadern. Darunter war einer, ein Spanier, der sich besondere Mühe gab, uns begreiflich machen zu wollen, daß der heilige Vater um die ganze Erde eine große Kette gelegt, deren Enden er in beiden Händen hielte und sie zum Heile der Menschheit immer fester zusammenziehe. Da beugte sich einer meiner Leute anbetend und pries des Papstes heilige Weisheit und erhob den Kopf, den Schwarzen mit ängstlichem Gesicht und Ausdruck fragend: „ma quando rompe la catena?“ [60]) Der Schwarze prallte zurück, ging, und nimmer kehrte er wieder. —

Mein zweijähriger Aufenthalt in Rom war eine ununterbrochene Fortsetzung meiner Kunstbemühungen in Deutschland.

[60]) Wenn nun die Kette aber bricht?

Für strenges Studium nach der Natur neben dem nach der Antike war bestens gesorgt. Modelle, die in von ihnen gehaltenen Lokalen an den Abenden Akt stunden, wurden von uns jungen Künstlern fleißig besucht und nach ihnen gezeichnet. Es waren nur sehr schöne Leute, die antike Statuen bis in die kleinsten Bewegungen nachzustellen wußten, und war das mir, der ich die deutschen Körperformen genau kannte, höchst lehrreich, diese südlichen Formen mit ihnen vergleichend zeichnen zu können, was zur Erkenntnis der antiken Statuen durchaus nötig ist. — Ich bemühte mich, das Römervolk möglichst kennenzulernen, und hielt mich fern von all den in Rom glänzen wollenden fremden Zelebritäten, denen meine Freunde nur zu viel Zeit opferten. Ich vermied grundsätzlich alle Orte und Gesellschaften, wo sich selbst Anstaunende sich breit machten. Nur mit Künstlern hatte ich Verkehr.

Anfangs November kam mein Landsmann, der Graf Platen, der Dichter, nach Rom; er brachte mir direkte Nachrichten von meinen Lieben im lieben Vaterlande. Er ist ein exaltierter Bewunderer alles Italienischen und ein ebenso großer Verächter alles Deutschen, was eine dicke Mauer zwischen uns. Dennoch ist er fast täglich bei und mit mir und geht mit mir unter die deutschen Künstler, mit denen er aber sofort in Streit verfällt, und habe ich ihn schon ein paarmal in Schutz nehmen müssen gegen üble Behandlung.

Imhof hat mein Bildnis in Alabaster geschnitten; es ist ein großes Meisterwerk geworden. Ich und seine Freunde Städler und Berri aus Basel, beide Architekten, haben ihn dazu gebracht, von beiden Marmorbüsten zu fertigen, die allgemein bewundert werden. Wir haben ihn in meiner Werkstatt zum Arbeiten gebracht und ihm, wenn er durchbrennen wollte, die Stiefel abgenommen. Er muß nun zunächst auch nach einer Skizze, die er entworfen, eine lebensgroße Davidstatue modellieren; ich freue mich darauf, den lieben Faulenzer es finden zu machen, daß er einer der besten Bildhauer werden könne.

Ich führe ein sehr regelmäßiges Leben. Bei Sonnenaufgang frühstücke ich: frische Ziegenmilch von schönen, langhaarigen weißen Ziegen mit Brot oder Apfelsinen oder, wenn der Morgen kühl, Kaffee bei meinen Freundinnen, den 3 Grazien in

Via felice, 3 Jungfrauen, die längst in die zweite Hälfte ihres Jahrhunderts getreten; sie nahmen sich meiner während meiner Krankheit gütigst an. Nach dem Frühstück schaffe ich mit Hammer und Meißel mit meinen Gehilfen in die Wette bis 12; dann geht's hinunter nach Trinita de' Monti, die Spanische Treppe hinab, am antiken Marmorschiff vorbei, in die Strada Condotti in das Speisehaus zum Lepre[61]); da finde ich viele Freunde beim frohen Mahle. Nachher geht's im Schwarm lustiger Freunde ins Café Greco, wo es von Künstlern wimmelt. Ist ein Tag, an dem Kunstschätze zugänglich, dann werden oft solche in Gesellschaft von Freunden besucht. Meist aber arbeite ich noch bis Dunkelwerden; dann geht's aber meistens zu Freunden, und der Tag schließt dann in irgendeiner schwarzen „Kneipe", würden wir in Deutschland sagen, dort aber keinen so guten Wein finden wie hier. Die frohste Laune und allerhand Art lustiger Darstellungen würzen die meisten Abende, und haben wir hier viele unter uns, die wie nur geschaffen, um Heiterkeit und Frohsinn in der Masse zu erhalten. Vor allen war Freund Flor, der Maler, in Lustmitteln unerschöpflich und selbst, wie ihn König Ludwig nur nannte, semper in floribus[62]). Wo der war, da zogen alle hin, und man war sicher, da auch guten Wein zu finden. Flor veranstaltete und ordnete alle Festlichkeiten, die wir Künstler uns und anderen gaben; da stellte er lebende Bilder, Antikensäle wurden gestellt, in denen gelehrte Kunstrichter Kunstkennern Vorlesungen zum besten gaben; Nationalitäten wurden vorgestellt usw.

Unter uns Deutschen waren über 60 Sänger, die ein sehr langer Musicus namens Freudenberg aus dem Riesengebirge — die Italiener hatten ihm den Namen Signore Finisce mai[63]) zugelegt — zu einem Singverein, dem er präsidierte und dirigierte, zusammengebracht. Diese führten die größten Musikwerke alter Meister so gut auf, daß es bald in Rom Aufsehen machte und hochgestellte Herren und Damen es für eine große Begünstigung nahmen, den Vorführungen beiwohnen zu dürfen. Einmal frug eine Contessa, eine sehr schöne Frau, unsern Kapell-

---

[61]) Hasen.
[62]) Immer in Jugendblüte, in überschäumender Jugendlust.
[63]) Herr Hörnimmerauf.

meister, den großen, kräftigen Freudenberg, was er sei; sie meinte, welche Stellung er in Deutschland einnehme. Da antwortete er: „io sono[64]) musico", und die Frau wollte vor Lachen sich nicht beruhigen (musico = Kastrat).

Deutscher vierstimmiger Gesang machte in den Sommernächten, in denen sich das Volk oft bis 2 Stunden nach Mitternacht im Freien herumtreibt, großes Aufsehen. Wo sich solcher hören ließ, hörte alle italienische Musik auf, und sammelte sich das Volk um die Sänger, die dann stets mit lautem Evviva[65]) begrüßt wurden. Ich hatte mich vier Sängern, Freunden aus München, Malern, angeschlossen als Notenträger und schmuggelte mich dadurch in manches italienische Haus mit ein, wohin wir unseres Singens halber geladen wurden. So kamen wir auch in eine große Gesellschaft in einer Vignie[66]) zu einem Familienfeste. Zuerst wurde im Freien gehörig getollt, wobei wir Deutsche bei den lärmenden Spielen von den Damen sehr bevorzugt wurden. Beim Dunkelwerden zog sich die ganze Gesellschaft in einen großen Saal zurück, an dessen Wänden sich alle in bunter Reihe niederließen. In der Mitte des Saales wurden nun Tänze, die mehr Pantomimen waren, immer nur von 2 bis 4 Paaren, meist außerordentlich graziös aufgeführt. Ein Improvisator, dem aus der Gesellschaft oft, in seine Ideen einfallend, sekundiert wurde, trat auf; Sänger und Sängerinnen ließen sich hören; kurz, die Unterhaltung aus dem Stegreif war äußerst anziehend. Und sollten wir auch eine ernst-komische Szene noch miterleben. Ein alter Herr hatte ein blühendes, sehr schönes Mädchen, sein Mündel, bei sich, die er, wie meine Nachbarin mir sagte, ehelichen wolle, und sie deshalb wie ein Argus bewachte. Da machten sich um den Alten einige Männer zu schaffen und brachten ihn von der Seite des Mädchens, und es erschien ein schöner, junger Bursche, stürzte vor der Schönen auf die Kniee, erfaßte ihre Hände und schwor ihr seine Liebe und daß er sie aus den Klauen des Alten befreien wolle. Der Alte aber zog einen langen Dolch und wollte sich auf den frechen

---

[64]) Ich bin. — Die Doppelbedeutung des musico rührt wohl daher, daß in früherer Zeit häufig Knaben kastriert wurden, um in ihnen Sopransänger, namentlich für den Kirchengesang, zu erhalten.

[65]) Lebe hoch!

[66]) Weinlaube.

Eindringling stürzen. Seine Freunde tanzten aber mit dem Wutschnaubenden immer weiter von der Szene, und nachdem die Liebenden sich verständigt hatten, kam der Alte mit seinen Mordgedanken zu spät — der junge Mann war verschwunden. In der durch diesen Zwischenfall erweckten allgemeinen Heiterkeit nahm sich das Schmollen des Überlisteten höchst komisch aus, und ward uns Deutschen die Schlußrolle für diese Liebesgeschichte zugemutet: wir sollten die Schöne nach Hause geleiten und sie nicht vom Oheim führen lassen. Ich nahm diese etwas gefährliche Rolle im Schutz meiner Freunde auf mich. Das Mädchen ging gern in den Plan ein, und beim baldigen Aufbruch hing das schöne Kind an meinem Arme, ehe der Geprellte es sich versah. Auf der andern Seite desselben gingen meine Freunde, und mußte der Wütende an meiner leeren Seite gehen. Nun fing er mit mir ein sehr artiges Gespräch an und erklärte mir, mein Benehmen seiner Dame gegenüber könnte wohl in Deutschland in der Ordnung sein, in Rom sei es aber gegen allen Gebrauch. Ich ließ ihn ausreden, dann erklärte ich ihm, daß ich noch kein Italienisch verstehe. Meine Armdame lachte, daß mir der Arm zitterte. Da probierte der Herr mir auf Französisch dasselbe zu erklären; ich versicherte wieder, ihn nicht zu verstehen. Da schnackte er in allen Sprachen durcheinander mit mir, und ich nahm alle mir bekannten Höflichkeitsphrasen zusammen, um der Dame Artigkeiten zu sagen und ihn abzuweisen. Meine Freunde unterhielten sich recht gut mit dem Mädchen und überbrachten ihr allerhand Aufträge, die aus dem Haufen der uns Nachfolgenden kamen. So kamen wir endlich am Hause meines Schützlings an. Nach den artigsten Abschiedskomplimenten ward uns die Haustüre gar gewaltig vor der Nase zugeschlagen. Dahinter mag wohl ein Donnerwetter losgegangen sein; davor ertönte aber ein Gesang, der Trost gebracht haben wird, und nach wenig Wochen hörte ich zu meiner Freude, daß der kühne Jüngling seine Geliebte sich zur Ehefrau erobert. —

Die alten Meister mischten sich sehr selten unter uns junges Völkchen, sicher aber, wenn es ihre Verherrlichung galt. In dem Falle kam es mir gar zu komisch an, wenn in geschmückten Räumen alt und jung mit dicken Lorbeerkränzen auf den Häuptern

sich wie Triumphatoren wechselseitig anstaunten. Ich nahm dieses Eselfutter nie auf meinen unbedeutenden Kopf. Eine Ausnahme machte unser Altmeister Koch; fast jeden Abend besuchte er unsere Zusammenkünfte. Wenn er eintrat, stieß er seinen herkulischen Prügel auf den Boden mit dem Worte: „Ägypten!“ [67]), und freudiges „Guten Abend, Meister Koch!“ schallte ihm entgegen. Meist brachte er einen Stoff zur lehrreichen und lustigen Unterhaltung mit. Er ist eine gar gemütlich aussehende Figur; von mittlerer Größe, rotwangig, das dicke, runde Haupt mit einer barettartigen Mütze bedeckt, den Pfeifenstummel im Munde, ist er immer in Bewegung und sucht, trotzdem daß er gerne renommiert, zu seiner Keule doch noch einen ihm beistehen könnenden Keulenschwinger, wenn er sich auf den Heimweg macht, zum Begleiter. So gut wie Koch malt keiner italienische Natur; seine historischen Bilder leiden aber an einem großen Naturfehler, da er aus Sittsamkeit oder wohl Furcht zu seinen Weiberfiguren Männermodelle gebraucht und damit einen Umschöpfer spielt.

Der Landschaftsmaler Reinhart, ein Bayer, läßt sich auch öfter unter uns sehen. Das ist eine wahre Nimrodgestalt, sehr groß, breitschultrig und knochig, mit langem Gesicht, mit festgeschnittenen Zügen; sehr hoch an Jahren, geht er mit festen, gemessenen Schritten einher, immer von seinem großen Jagdhund begleitet, mit dem er aus den Pontinischen Sümpfen schon gar manch stattliches Sauwild geholt. Er geht nur im Jagdkleid und läßt seinen Nasenwärmer nie aus dem Mund. Seine Bilder zeigen in den großartigsten Formen sein stetes Leben in der Natur. Er wird gerne in den von ihm besuchten Trattorien aufgesucht, und ist er dort immer der Mittelpunkt künstlerischer oder gelehrter Unterhaltung, weshalb die schwarze Spelunke, in der er guten Wein ausgewittert, immer „Reinharts sapienza“ [68]) benamst wird.

---

[67]) Die Bedeutung dieses Grußes läßt sich nicht mehr feststellen. Damals wurden in der Casa Bartholdy in Rom von Cornelius, Overbeck, Veit die berühmten Fresken ausgeführt, die die Geschichte Josefs darstellten. Die Malereien waren damals in aller Munde; das Land Ägypten spielte daher in den Gesprächen der Künstler eine besondere Rolle.

[68]) Weisheit, in Rom wird auch die Universität „sapienza“ genannt.

Schnorr und Overbeck konnte man nur in vornehmen und frommen Kreisen finden; unter die natürliche, überlustige Jugend mischen sich diese Kunstherren nie. Nichtdeutsche Meister verlieren sich höchst selten in unsre Gesellschaft.

Meister Overbeck läßt es zu, daß man an bestimmten Tagen und Stunden seine Werkstatt besuchen kann. Mit ein paar Freunden benutzte ich diese Erlaubnis. Am Eingang der Wohnung stund ein schwarz gekleidetes, fromm grinsendes Männchen und gab deutlich genug zu verstehen, daß wir ihm nur Bajocchi[69])-Schenker seien und nur durch solche Schlüssel der Einzug ins Heiligtum gestattet sei; andere waren von dem Schlingel abgewiesen worden. Wir traten in ein ziemlich großes Zimmer, in dem im sehr abgeschlossenen Licht ein paar Kartons, Zeichnungen aus der heiligen Geschichte, auf Staffeleien stunden; davor war eine stumme, nur hier und da Seufzer der Entzückung ausstoßende Versammlung meist häßlicher Frauengestalten. Die Zeichnungen waren sehr schön, sehr fromm, sehr fein, in ihrer Art meisterhaft; uns jungen Mannsleuten fehlte darin aber die kräftige Naturwahrheit, ohne die doch nichts Großes in der Schöpfung. Da entstund mit einem Male ein freudiges Gewisper, und siehe, Meister Overbeck stund mit frommem, freundlichem, beglückendem Lächeln neben seinen Werken, auf den langen Johanneshaaren ein dunkles Samtkäppchen. Um ihn drängten sich die Weibleins und begrüßten den Holdseligen. Ich kann nun einmal — ich weiß es, es ist ein großer Fehler — weder die gemalten, noch weniger die gedachten Heiligenscheine leiden, und im Erkennen dieses meines großen Fehlers verließ ich diese heilige Halle und war froh, wieder unter Gottes Himmel mich zu sehen, der ein Heiligenschein über Gute und Böse.

Anders mein lieber Schubert, der froh mit den Fröhlichen und fromm in des Allmächtigen Weltall. Sein König hatte bei einer Neujahrscour den Verdienstorden von der eigenen Brust genommen und ihm selbst angeheftet, mit den Worten: „Nicht, weil Sie ein so sehr gelehrter, tätiger Mann sind, sondern weil Sie ein guter Mensch sind, gebe ich Ihnen dieses Zeichen meiner Achtung.“ Ich war zum Glückwünschen bei Schuberts Frau, als er heimkam. Er trat mit linker Brust vorgewendet auf sie

[69]) Kupfermünze des einstigen Kirchenstaates (= 5—6 Pfg.).

zu: „Sieh das schöne Geschenk vom König!“ Darauf nahm er's ab, verschloß es, und ich habe es weiter nie mehr an ihm gesehen.

Im Dezember 1826. Die Marmorarbeit an der Caritas schreitet schnell vor. Ich habe nun auch ein Amorino [70])-Modell gefertigt, das ich in Marmor ausführen werde. Die Büste für Walhalla — Franz von Sickingen — hatte ich so gut wie fertig; da jammerte mir Thorwaldsen, der für den König die Büsten zur Walhalla zu übernehmen hat, so viel wegen eines kleinen lichten Fleckens, den die Büste am Unterkiefer hat, vor, daß ich die Nase der Büste mit einem Schlage entfernte. Nun jammerte Thorwaldsen über die zerschlagenen 100 Dukaten; nun, in ein paar Wochen wird eine Büste ohne Flecken wieder dastehen.

Mein Freund Schwanthaler ist nun auch hier; es will ihm aber hier nicht gefallen. Er ist immer kränklich, und als er mir klagte, daß er jeden Abend krank sei, sagte ich ihm eine Vermutung, daß er wohl zu viel trinke. „Ich trinke ja nicht mehr wie in München“, erwiderte er. Dort war es aber Bier, hier ist's Wein; er hatte offenbar Heimweh.

Professor Wagner, Kommissionär des Königs von Bayern, weil kein Maler, Bildhauer und weil kein Bildhauer, Maler, hatte vom König die Bestellung eines Frieses in Marmor zweiter Gattung zur inneren Architektur der Walhalla erhalten, und wurde ein Teil der fertigen Gipsmodelle (Völkerwanderung) in Marmor auszuführen begonnen, und hörte man fast täglich des Herrn Professors Ansichten über richtige Behandlung des Marmors und über die allein gute Art der Arbeit, nur mit Meißel ohne Raspeln, Vorlesungen halten. Er war in Griechenland gewesen und hatte dort für den König die Giebelfelder des Tempels zu Ägina erworben. Ich machte zu seinen Ansichten und Belehrungen meine Bemerkungen. Da wurde der Herr Professor, der im Geruche starker Grobheit steht, unangenehm und meinte, wie sich so ein Gelbschnabel, der eben erst in Rom hereinsehe, solches anmaßen könne, der von Marmorarbeit noch gar nichts verstehe. Das erhitzte mein Blut durchaus nicht, und wandte ich mich zu meinem Freunde Ebeling, einem Architekten aus Hannover, einem schönen, jungen Manne, mit der Frage: „Möchtest du mir nicht sitzen zu deiner Porträtbüste, die ich

[70]) Liebesgott, Amor, Amorette.

ohne Modell sogleich in Marmor fertigen will?" Das war Wasser auf Wagners Grobschrotmühle, und er fiel nun erst recht über mich Renommisten her. Es war Montag beim Frühstück im Café Greco; ich lud ruhig den gelehrten Herrn Bildhauer ein, mich am Sonnabend abends in meiner Werkstatt zu besuchen und an der fertigen Büste zu erfahren, daß ich über Marmor mitreden könne, und ging. Sonnabends war die Büste fertig, und erhielt ich viel Lob für diese Arbeit. Wagner stutzte und — schwieg und ließ mich weiterhin ruhig mitreden. — Ebelings Büste[71]) fertigte ich aus dem nasenlosen Sickingen.

Ich kannte den ministro[72]) in seiner Werkstatt und verabredete mit dem, daß, wenn ich an einem festgesetzten Tage mit Wagner in die Werkstatt käme, er alle Arbeiter nur mit Raspeln arbeiten lassen solle. Nach dem Nachmittagskaffee erbat ich mir von Wagner die Erlaubnis, ihn in seine Werkstatt begleiten zu dürfen; es ward mir gewährt, und als wir die Türe öffneten, herrschte die Luft voll Raspelgekreische, und konnte ich die boshafte Frage nicht lassen: „Sind das griechische Meißelhiebe?" Die Antwort blieb aus; die erlittene Grobheit war gerächt. —

Die Weihnachtsfeiertage gingen in hergebrachter Formfeier vorüber, und beschloß ich das Jahr am Krankenbette Schwanthalers; ich blieb bei ihm bis 10½ und ging dann zum Architekten Berri aus Basel. Dort traf ich mehrere Freunde, und gedachten wir unseres Vaterlandes und unserer Lieben dort auf deutsche Weise.

Das Jahr 1827 stellte sich in Rom mit ungewohnter Kälte ein; sie steigerte sich bis zum 20. auf 4—5 Grad Kälte. Im Gebirge fiel Schnee; hier bei häufigem Donnerwetter regnete es oft sehr stark. Solch bei uns noch geringe Kälte ist hier unausstehlich, da man nirgend Schutz dagegen findet und nur die mangelhaften Erwärmungseinrichtungen zu haben sind, bei denen man meist noch mehr friert und an denen ich mir Hände und Füße erfroren. Die kalte Zeit währte nur wenige Tage; Karneval kam und ging mit seiner Lust vorüber; alle Bäume und Sträucher grünten und blühten wieder.

---

[71]) Dieser Büste verdankte er später 1834 seine Berufung nach Hannover.

[72]) Aufseher.

Platen, der mich fast täglich in meiner Werkstatt aufsucht und mir, aber mehr sich selbst seine neusten Dichtungen, jede Silbe langsam und gleich betonend, vorliest, wobei ihn der Taktschlag unserer Hämmer nicht irre macht, wird immer reizbarer und krasser in seinem Deutschtumshasse. Unserm Freunde Städler, der ihn durch sein unverhofftes Eintreten und Begrüßen erschreckte, warf er einen Stuhl mitten durch meine Marmorarbeiten nach, zum Glück ohne Schaden anzurichten. Wir wollten ihn aufheitern und gingen mit ihm in die Villa Massimi zu den Fresken von Schnorr, Overbeck, Veit und Koch. Wir erreichten aber das Gegenteil; unbarmherzig kritisierte er die schönen Werke, zog mit einer großen Verachtung über deutsche Kunst her, und als wir sie ruhig in Schutz nahmen, ereiferte er sich so, daß er in Krämpfen zusammenstürzte. Zum Glück kam eine leere Chaise des Wegs, in der wir ihn mit Mühe in seine Wohnung bringen konnten. Wir eilten, einen deutschen Doktor zu holen, der bald kam und ihm ein Brechmittel eingab, worauf er bald, aber jammernd einschlief. In ein paar Tagen hatte Platen sich wieder erholt, ohne daß der Anfall weitere Folgen hatte. Platen war durch die gute Aufnahme seines neuen Werkes, die Verhängnisvolle Gabel, aufs äußerste aufgeregt; wo soll solche Freude über sich selbst hinführen [73])?

In den ersten Tagen des Mais kam König Ludwig von Bayern in Begleitung seines Leibarztes Herrn Harz und des

---

[73]) Später ergänzte Bandel seine Mitteilungen über Platen: „Ich weiß, was Platen als Dichter; der Mensch, in dem der Dichter steckte, war mir aber ein bedauernswertes Geschöpf. Denken Sie sich einen kleinen, schwächlichen Burschen, der betrunken wurde, wenn er ein Glas Wein sah, der zitterte und die Sprache verlor, wenn er in die Nähe einer schönen Frau kam — ich zweifle, daß er je küssen konnte — der, wenn er bei dem Geringsten aufgeregt ward bis zu Krämpfen, wieder köstlich schlafen konnte. Seine Werke machten ihm unsägliche Mühe, und ich armer Kerl mußte seines Geistes Späne mir im langweiligsten Tone vorlesen lassen, ehe er sie zusammenleimte; das war eine Pein für mich wilden, Färbung liebenden Burschen. Er konnte stundenlang in meiner Werkstatt sagen: „Bandel, geh mit!“, trotzdem daß er wußte, daß ich nicht früher als Feierabend gehen würde. Er war gegen Menschen, die er für ihm feindlich hielt, geradezu boshaft und war im höchsten Grade eitel; er verzieh niemals auch nur den geringsten Tadel; solcher konnte ihn rasend machen. Alles Deutsche verachtete er, er, der Meister deutscher Sprache; ich mußte ihn deshalb ein paarmal vor

Marchese Firenze von Perugia abends 8 nach Rom; er stieg in einem Gasthaus am Spanischen Platz ab. Eine Kompagnie Bürgergarde war Ehrenwache, und einen in der Uniform steckenden Schuhmacher, den der König in der Schildwache erkannte, begrüßte der König als alten Bekannten. Er entließ die friedlichen Leute huldreichst und trat dann händereibend mit den Worten: „Wie freue ich mich! Nun bin ich ein paar Tage kein König“ heran, begrüßte freudigst uns, seines Landes Kinder, und beschied uns auf den andern Tag. Alle bayerschen Künstler und noch ein paar andere deutsche erhielten zur bezeichneten Stunde Audienz. Wir stunden im Halbkreis; der König sprach mit jedem über seine Arbeiten, nur mit mir nicht. Von mir erzählte er den andern, daß ich eine Braut in Deutschland hätte, und lobte sie aufs beste. Um Nürnberg waren öfters Kriegsfeldübungen, denen Kronprinz Ludwig (später König Ludwig I.) immer beiwohnte. In dem Hause meines Schwiegervaters, des damals Landrichters v. Kohlhagen, war dann das Hauptquartier und Wohnung der Generale; so kam es, daß täglich an den Abenden der Prinz in heiterster Laune mittafelte. Hierdurch lernte er meine spätere Braut als noch Kind kennen. Auch den Architekten Thürmer ignorierte er gänzlich. Uns gegenüber hinter dem König saß Marchese Firenze auf einer Tischecke, mit den Füßen baumelnd. Während wir beim Könige waren, stürzte ein Diener mit der Nachricht heran, daß Se. Heiligkeit der Papst soeben in den Hof gefahren wäre. Schnell eilte der König hinunter und half dem Papst aus der Chaise; wir zerstreuten uns. In aller Eile waren prächtige Teppiche auf Gang und Treppe gelegt worden, und kam eben der Papst mit dem König den Gang entlang, als ich mit anderen Ketzern mich entfernen wollte. Wir mußten stehen bleiben; der Papst konnte nur langsam vorschreiten, da alle Anwesenden sich auf die Kniee

---

Prügel schützen. Freund war er nicht: in Rom war er wie mein Schatten, später in München hielt er sich ganz von mir fern. Platen war ein Dichter, aber kein Mann, kein Mensch; er ließ sich auf den Händen tragen und verlangte dies als Pflicht; selbst gehen konnte er nicht. — Die schönen, bissigen Sachen, die Platen schrieb, mag ich nicht. Schönheit ohne Himmelsfunken ist mir gleichgiltig. Platens Liebesgedichte, die in seinem Gehirne spukten, sind für alte Blaustrümpfe, nicht fürs kräftige Leben. Platens Geistesspannung hat ihn zu frühem Tod geführt.“

fallen ließen, um das weiße Kreuz auf des Papstes Pantoffel küssen zu können, während dem der Papst das Zeichen des Kreuzes über sie machte. Da kam er an uns heran, die wir stramm ihn begrüßten. Einen Augenblick stutzte er, dann machte er über jeden das Zeichen des Kreuzes zur sichtlichen Verwunderung der Italiener.

Wir hatten eine kleine Kunstausstellung veranstaltet. Ich hatte des Königs Max Josef Büste und die des Franz von Sickingen in Marmor ausgestellt. Als der König sie ersah, lobte er sie sehr und frug, wer sie verfertigt. Ich stellte mich selbst als Verfertiger vor. Da wandte sich der König zu dem auf seiner andern Seite stehenden Professor Wagner sagend, indem er auf die Vorderseite des Sickingen zeigte: „Sagen Sie dem Bandel, daß er hierher „Franz von Sickingen" schreiben solle." Ich wußte, woran ich war. Der König besuchte alle Werkstätten bayerscher Künstler, meine nicht. Am letzten Abend des Aufenthalts des Königs in Rom brachten wir deutsche Künstler ihm ein großes Fackelständchen, und mußte ich das Hoch auf ihn ausbringen. Der König trat mir ganz nahe, und mußte ich ihm in seine Ohren schreien; auch hier gönnte er mir kein gnädig Wort. Während wir im Hofe des Gasthauses mit dem Könige waren und dieser sich mit vielen unterhielt, waren Engländer so ungezogen, oben auf Monte Pincio unanständig zu lärmen; Abgesandte von uns jagten die Kerle fort. Nachher trugen mich, den in Ungnade [74]) Stehenden, meine Freunde auf ihren Schultern in unsere Abendgesellschaft, wo dann viel vermutet und gesprochen wurde. —

Schwanthaler mußte auf des Leibarztes Verordnung zuerst nach Perugia und dann zurück nach München reisen. Er mied in letzter Zeit meinen Umgang; er sagte mir, er könne meine Tätigkeit nicht ansehen. Möge er weiter die Gnade seines Königs in höchstem Grade genießen, ich beneide ihn nicht darum, da er dadurch zu Knechtsdiensten gezwungen werden wird.

Ein paar Wochen vorher kam Wagner im Auftrage des Königs zu mir in meine Werkstatt, mich fragend, für wen ich

---

[74]) Über die Ursachen der königlichen Ungnade vgl. S. 67 f. „Ich mag schöne Freunde in München haben!" schreibt Bandel über die Vorgänge an seine Braut.

die Büste Sickingens mache. Ich erwiderte: „Für den, der mir die Kupferstiche, wonach ich sie ausführen solle, gegeben" und gab dem Herrn Professor deutlichst zu verstehen, daß ich mir seine heimliche Beaufsichtigung ernstlichst verbitte, und bat, dieses auch dem Könige zu schreiben.

Es wird wohl kein Protestant, der sich längere Zeit in Rom aufgehalten, von dort fortgekommen sein, ohne öfter von Bekehrungsversuchen zur alleinseligmachenden Kirche belästigt zu werden. Ich lernte in Rom ein paar gut christliche, alte Geistliche kennen, die mich, sobald ich ihnen meinen Glauben vorgesagt und erklärt, auch für einen guten Christen gelten ließen, dem der Allmächtige auch ohne Maria und Papst gnädig sein könne und werde, und war es mir höchst auffallend, daß sie dem Teil ihres Glaubens, der mit dem unseren näher übereinstimmt, wenig Achtung zollten und wenn ich sie hierauf aufmerksam machte, daß sie dadurch Protestanten wären, sich dagegen ängstlich verwahrten. — Einen jungen Priester lernte ich kennen, der früher ungarischer Husarenoffizier war, sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und nach Rom gekommen war, die letzte Priesterweihe zu erhalten. Wir hatten uns lieb gewonnen, und er konnte es nicht überwinden, daß ich nach meinem Hinscheiden unmittelbar in die Hölle stürzen müsse, Teufeln in den Rachen, während er, unter Engeln im Himmel sitzend, mich leiden sehen müsse. Sein Drängen, mich auch seiner künftigen Seligkeit teilhaftig zu machen, wurde mir lästig, und verabredete ich mit ihm, er solle täglich in meiner Bibel lesen, und er solle mir seines Glaubens Lehrbücher geben, die ich auch durchlesen wolle. 6 Wochen lang solle zwischen uns kein Wort über Religion gewechselt werden. Ich gab ihm meine Bibel mit, und ich bekam Bücher, die nichts enthielten als Formelerklärungen und meist Heiligengeschichten; Christi Worte liefen als Schlagworte mit unter. Nirgend war darin freies Denken geboten, überall nur unbedingtes Glauben an die Vorschriften der päpstlichen Kirchengesetze. Ich war bald damit fertig und durch sie noch stählernerer Lutheraner geworden, und war mein Annahen an meinen allgütigen Schöpfer inniger und fester geworden. Mein Freund wurde immer ernster; ich sah ihm an, daß er sich Gewalt antun mußte, um sein Versprechen des Schweigens zu halten. Da

stürzte er eines schönen Morgens mit der Bibel in der Hand in mein Zimmer, küßte sie und legte sie auf den Tisch und nahm weinend von mir Abschied. Über all das erstaunt, bat ich um Erklärung. Er mußte sich über das in der Bibel Gefundene aussprechen, tat es gegen einen anderen Geistlichen, disputierte mit diesem darüber, ward deshalb verklagt und wurde verurteilt, in ein spanisches Kloster gehen zu müssen. Es war uns beiden ein schwerer Abschied.

3. Neapel.

Am 20. Juni 1827 reiste ich mit meinem Freunde Ebeling, einem badischen Hauptmann namens Maler und einem Architekten aus Würzburg gen Neapel von Rom ab. Wir überfuhren das Albanergebirge und hielten Nachtlager in Velletri. Gen Süden lag vor unserer Veranda, in der wir das Abendbrot einnahmen, das Gebirge von Cori bis Terracina links, rechts die Pontinischen Sümpfe und weiterhin darüber das weite Meer, in der Mitte, in fast gerader Linie ohnweit der Berge, zog sich die Landstraße nach Neapel hin.

Tags darauf brachen wir nicht sehr frühe auf, und erreichten wir nur Terracina. Diese Tagereise auf gerader Landstraße zwischen den sehr einförmigen Gebirgen und Sümpfen hin ist im höchsten Grade langweilig; die einzigen Gegenstände, die die Langweile unterbrechen, sind linker Hand die in bestimmten Entfernungen stehenden Wachthäuser, vor denen kranke Soldatengestalten sichtbar, die einem die doppelte Gefahr vor Fieber und Räubern bezeugen, und zur rechten Hand die lieblichen, borstigen Gestalten von im Sumpfwasser wühlenden Stieren und Sauen. Gen Abend langten wir an der Landspitze, die bis auf wenig Schritte ans Meer reicht, an, und wir eilten, uns auf des Tages drückende Hitze im Meere abzukühlen. Dann bestiegen wir die Burg oberhalb Terracina und erfreuten uns am herrlichsten ins Meer Absteigen des Sonnengottes, der einen purpurnen Mantel um sich gebreitet hatte. Schnell trat Finsternis ein, und kamen wir in der Nacht erst hinunter in die schützende Locanda [75]), die hier ebenso rußig wie überall war. Das ist nun einmal eine Eigenheit im schönen Italien und gar

[75]) Gasthof.

gut zum Ausruhen der Augen, die außerhalb von dem Farbenschmelz geblendet werden. Das Ausruhen des Körpers darin wird leider zu oft nur von den kriechenden und hüpfenden Plagegeisterlein verhindert, dafür aber für Aufmerksamkeit auf schleichendes, giftiges Getier oft nur zu reichlich gesorgt. Man bleibt so in wohlbekömmlicher Aufregung.

Nun ging's ins Reich hinein. Fondi und Itri, zwei wahre Räubernester, sind die ersten Grenzorte, eingefaßt von Aloehecken, aus denen Dutzende von hohen Blütenstengeln mit vollen Blütenkronen emporragten. Schöne, aber schmutzige Weiber — ihr langes Haar, auf beiden Seiten hinter den Ohren zu Büscheln gebunden, hing oft bis zu den Knieen herab — glotzten uns mit ihren großen, dunklen Augen an; die Männer ignorierten uns, und die kleinen Buben schlugen Stöcke, als wären es Gewehre, auf uns an. Die hier noch meist sumpfige Gegend ward bald üppig schön und immer schöner. Der Weg führte hügelauf und -ab immer nahe dem Meere hin nach Molo di Gaeta und hier in die vollste Pracht italischer Vegetation. Über die weite Meeresbucht sahen wir auf einen Felsen, der dem Ufer entlang den Golf vom Meere abschließt, die Festung Gaeta. Wir beschlossen, hier einen Tag zu rasten. Am Morgen, nachdem wir die wenigen Ruinen alter Villen, die in Lorbeer- und Myrtensträuchern versteckt liegen, besucht hatten, mieteten wir einen Kahn und fuhren nach der Festung. Mitten auf dem Golf gen Mittag brannte die Sonne gewaltig, und frugen unsere 2 Schiffer, ob wir auch zu essen mitgenommen; für Wein hätten wir gesorgt, daran hätten sie uns als Deutsche erkannt. Die Hauptsache aber, zu essen hätten wir nichts; dafür hätten sie gesorgt, und wir wollten uns nun wechselseitig mitteilen. Da brachten sie einen Korb, gefüllt mit Brot, Kohlköpfen und lebenden Seeigeln, hervor. Zuerst stutzten wir über diese Naturmahlzeit: die runden Seeigel wurden mitten durchschnitten und das zuckende Fleisch herausgeschabt, schmeckte wie feine Krebse; der Kohl, fein geschnitten, war zuckersüß, dazu Brot und köstlicher Wein, das gab ein lukullisches Mahl ab, weil wir eben nichts Besseres und gewaltigen Hunger und noch mehr Durst hatten. In der Nähe einer starken Palisadenreihe, die mit einem Blockhause weit in die See reichte, angekommen,

kam uns ein Nachen mit einem Unteroffizier und ein paar Mann mit „Werrta!“ entgegen. Die Neapolitaner haben viele deutsche Kommandowörter. Wir guten Freunde teilten unsern Wunsch mit, die Altertümer in der Festung sehen zu dürfen. Im Wachtblockhaus mußten wir nicht sehr lange warten, dann wurden wir mit Wachtmannschaft zum Kommandanten von Gaeta gebracht, der uns sehr freundlich empfing und sich sehr genau nach unseren Wünschen erkundigte und uns weiter examinierte, um allenfalls eine Militärperson unter uns strammen Deutschen zu entdecken. Unser Freund Hauptmann gab sich alle erdenkliche Mühe, seine militärische Haltung zu ändern. Die Geschichte kam dem Herrn Kommandanten aber doch bedenklich vor, denn er gab einem Unteroffizier den Befehl, uns in die Kirche und in der Festungsstadt herumzuführen. Mehr wollten wir nicht sehen. Während der ganzen, ziemlich langen Verhandlung schauten aus den Spalten eines schweren Vorhangs, der hinter dem Herrn Kommandanten eine große Öffnung schloß, drei allerliebste, schelmische Mädchenköpfe hervor, die uns auch examinierten mit ihren dunklen Feueraugen. Wir hatten bald Gnade vor ihnen gefunden, und nun ging ein Kokettieren an mit Pantomimen, die uns Achtsamkeit und „nicht verraten“ geboten. Endlich mußte dem Spiel ein Ende gemacht werden. Auf unserm Rundgang sahen wir nicht viel künstlerisch Merkwürdiges; die Vorhangköpfchen ließen sich aber auch noch als von wirklich stattlichen, graziösen Figürchen getragen ein paarmal bewundern. Unser Unteroffizier brachte uns auch noch auf eine Batterie auf der Felsenhöhe, von wo auf senkrecht aus dem Meere aufsteigender Wand eine weite Fernsicht aufs Meer, und konnte ich am Ende der Festung rechter Hand die sehr stark befestigte Landenge, die zur Festung führt, überblicken. Erst spät am Abend kamen wir in unserem Albergo in Molo di Gaeta wieder an und saßen noch lange in die Nacht hinein im Buschgarten; es war eine wundervolle Nacht.

Weiter bis Neapel bietet die Gegend nichts Schönes; um die Festung Capua ist das Land sogar öde. Capua ist eine sehr alte, nun tote Stadt; wir hatten Zeit, das in der Nähe Capuas gelegene alte Amphitheater zu besuchen. Nach dem Essen machten wir uns den Spaß, kleine Münzen auf vor den Fenstern

stehende Bettler zu werfen; aber o Graus! In wenig Minuten war vor unsrer Trattorie ein dichter Schwarm von den ärmsten, ekelerregenden Menschen, und wurden wir von ihm bis vor die Festung begleitet.

Wir waren wieder in die Berge getreten, und vor S. Agata schlängelt sich der Weg zwischen Felsbergen hin und schließlich in gerader Linie wohl ½ Stunde lang, immer mehr von steilen Felswänden eingeengt, steil aufwärts, und auf der höchsten Höhe schließen Verschanzungen mit doppelter Batterie den Weg ab. Im Feldzug vor ein paar Jahren mußte ein östreichisches Korps[76]) diese Straße marschieren; sie machten sich schon zum Sturm dieses festen Punktes bereit, als es sich herausstellte, daß er von den Neapolitanern verlassen worden war, ohne einen Schuß getan zu haben. In S. Agata wurde Nachtruhe gehalten. Ich hatte nicht Lust, mich mit den vielbeinigen Bewohnern in ein Bett zu legen, sondern schleppte einen Sack voll Maisstroh auf die breite Steinbank vor der Haustüre, hüllte mich in meinen warmen deutschen Mantel und war bald unter dem herrlichen Nachthimmel fest eingeschlafen. In der Morgenkühle war ich schon halbwach, als ich dicht vor mir reden hörte. Ich wickelte mich aus meinem Mantel und sah vor mir eine riesige Figur stehen. Die Stimme kam aber nicht von oben, und bald erkannte ich, daß es ein Weib mit mehreren leeren, ineinander gesteckten Körben, die sie auf dem Kopfe trug, war. Aus ihrem Gewelsche erkannte ich bald, daß sie meinen Leichtsinn schalt, der mich, weder Fieber noch Räuber fürchtend, auf dieses Nachtlager gebracht; mir keine üblen Folgen wünschend, zog sie weiter. Räuber hatten mich nicht gefunden, von Fieber bemerkte ich nichts. Der Morgen stieg in voller Pracht auf. Frisch und heiter weckte ich meine Freunde, die kaum zu wecken waren, da sie die halbe Nacht nicht einschlafen gekonnt.

Die Landschaft wurde wieder schöner, und hier und da kam das Meer wieder in Sicht. Endlich bog der Weg, der lange aufgestiegen war, abwärts. Ein großes Schloß wurde links liegend sichtbar, und endlich eröffnete sich die Aussicht auf den Golf und die Stadt Neapel. Ohne Aufenthalt ging's hinunter eine breite Straße und in die Toledostraße. Immer voller wurde

[76]) Über dies Eingreifen der Östreicher vgl. S. 170.

das Menschengetreibe, immer ärger der Lärmen. Gleich bei den ersten Häusern hatten sich 4—5 halbnackte Kerle auf unser Gepäck gesetzt, was der Vetturino gewähren ließ. Ich wollte sie entfernen lassen; es wurde mir aber bedeutet, das wäre so Costume[77]), und würden diese edlen Jünglinge uns treu bedienen während unserer Anwesenheit in Neapel. Unten in der Toledostraße bogen wir in eine Seitenstraße ein und fuhren in unser bezeichnetes Hotel, wenn man ein Neapolitaner Logierhaus so nennen will. Da zeigte sich sogleich, welch saubere Bedienung uns sich aufgedrängt hatte. Der gewöhnliche Packträgerhandel ging los, nur mit einer Heftigkeit, wie mir selbst neu war. Die halbnackten Kerle kamen mir doch zu nahe; da wurde ich ein Befehlender: ich befahl, sie sollten echt neapolitanisch schimpfen, und dann sollten sie ein paar grani[78]) mehr, als recht wäre, bekommen; wenn sie nicht folgen wollten, bekämen sie aber nur Prügel. Das war im Geschmacke der Burschen, und sie entwickelten einen Heidenlärmen, der sich aufs äußerste steigerte, als ich ihnen Wein bringen ließ, mit dem Befehl zu tanzen. Ich wählte den besten dieser Naturmenschen zum Diener für uns aus, und mußte er sein Amt damit antreten, daß er der Tollheit ein Ende machte.

Nun waren wir in Mitte Neapels, wir hatten aber alle das Gefühl der Enttäuschung. Wir hatten gute, echt südliche Wohnung, sahen aber nur auf gewöhnliche Häuser und fühlten uns bei dem ewig fortrollenden Lärmen höchst unheimlich. Es war zu spät, um sich noch zu orientieren und einen schönen Punkt für den Abendaufenthalt zu suchen; wir zogen in ein Café nahe dem Königsschlosse und fanden dort zu unsrer Freude gute Freunde: Rottmann, Platen und andere, und es heimelte uns wieder an.

Am ersten Tage liefen wir in aller Frühe an den Seehafen und frühstückten dann in Giardino Reale am Rande des Meeres mit der Aussicht auf den Golf mit dem Vesuv, auf den Monte S. Angelo und auf die Bergreihe bis Sorrento, dann die Inseln Capri und Procida im Hintergrund. Dieses

---

[77]) Gewohnheit, Sitte.

[78]) Frühere kleine Münze in Neapel und Sizilien (zwischen 1—3 Pfennigen).

Bild in seiner wundervollen Farbenpracht übertraf alle Vorstellungen, die wir uns aus Beschreibungen und Bildern erdacht hatten. Es ist aber auch nicht möglich, eine genügende Schilderung dieser in Form und Farbenschmelz herrlichen Naturszene zu geben. Unser Drang, auch baldigst die in diesem Lande entstandenen Kunstschätze zu sehen, ließ uns gen Mittag ins Museo Bourbonico eilen. Da waren wir vom Jetzt über 2000 Jahre zurückgetreten. In diesen Räumen lebt man unter dem längst vergangenen Volke, das einst dieses Wunderland bewohnte; hier findet man alle Dinge, die es zum Leben gebrauchte, von den geringsten bis zu den schönsten Werken ihrer Kunstleistungen. Alle bezeugen die frohe Lebenslust und das Bedürfnis, ihre Wohnräume durch Kunst mit der glänzenden Natur außerhalb in Einklang zu bringen. Es fehlen nur die Menschen, die sich dieser Gegenstände bedienten und unter ihnen sich bewegten.

An den Abenden waren wir meist in Giardino Reale am Seestrande, badeten und erfreuten uns der herrlichen Aussicht gen Sorrento und den Monte S. Angelo. Eine Sitte, die gar manchem sicher unangenehm war, belustigte mich öfter: wenn Majestäten mit Hofgepränge beliebten, auch frische Luft, in der langen Straße zum Posilipo hinfahrend, zu genießen, mußten alle Chaisen anderer Menschenkinder halten und die Insassen aussteigen, um auf ebner Erde ihre Verbeugungen demütiglichst auszuführen. Schöne Gegend!

Das neue Neapel wurde uns gleichgiltig; wir gedachten nun daran, bald möglichst auch die Orte kennen zu lernen, in denen man auch das Zusammenleben dieses kunstsinnig-heiteren Volkes sich vorstellen kann, und es ward beschlossen, baldigst nach Herculanum und Pompeji zu wandern.

Mit vielen deutschen Künstlern zog ich in aller Frühe am Golfufer entlang durch Neapel am Platze vorbei, auf dem Konradin enthauptet wurde, weiterhin, immer den Vesuv vor uns, die Bergeinfassung des Golfs rechts im Hintergrunde, nach Portici, dem großen Sommerschlosse der Könige von Neapel. Hier ging's viele Stufen, in Lava gehauen, in die nun Unterwelt des einst sonnigen Herculanums. Da unten stiegen wir in einem Theater herum, das jetzt nur noch wie ein großer, auf dicken Pfeilern gewölbter Keller erscheint; es ist so weit aus-

gemeißelt, daß Bauverständige den alten Bau sich leicht zusammenfinden können. Da unten war mir's zu traurig, und war ich froh, wie ich wieder im Sonnenschein gen Torre del Greco fuhr. Wir eilten noch nach Pompeji. Durch die Gräberstraße traten wir ins große Grab eines Volkes, in das durch alle einzelnen Fächer die Sonne heiter hineinschaut, als erwarte sie, das lustige Völkchen wiederkehren und da wieder anfangen zu sehen, wo ein fürchterliches Ereignis es verjagt und zerstört. Es müßte sich nur die Dächer wieder auf die Häuser setzen und die Gerätschaften aus dem Museum in Neapel zurückholen und könnte wieder weiter wirtschaften. Erst spät am Abend kehrten wir nach Torre del Greco zurück und waren tags darauf wieder bei Zeiten in Pompeji, um es recht gründlich zu durchstreifen. Eine zierlichere Stadt kann man sich nicht leicht denken; Tempel, Theater, Amphitheater, Basilika, alles was große Städte hatten, ist hier auch, aber alles klein, freundlichst und zierlichst reich. Alle Wohnräume klein, aber durch helle, freundliche Farbenbilder heiter und gemütlich; die Straßen enge und fast ohne Fenster; man sieht nur die Haustüren, ein sicheres Zeichen gemütlichen Familienlebens. Jedes Haus hat einen Hauptraum und die meisten ein kleines Gärtchen. Es ist schade und macht es schwerer, sich ganz in das hier gewesene Leben zu denken, daß alles Bewegliche ins Museum nach Neapel geschleppt wurde, ja sogar Bilder, die von den Wänden gesägt wurden. Wenn man alle Gegenstände an den Stellen, wo sie gefunden wurden, gelassen hätte, man könnte in den Häusern auf der soeben ausgegangenen Bewohner Rückkunft zu warten in Versuchung kommen. — Wir kehrten in das wildlärmende Neapel zurück, das uns das friedliche, freundliche Bild Pompejis nicht verdrängen konnte. Jedes Haus in Pompeji, jedes Geräte ist ein Kunstwerk; überall zeigt sich Sinn für Schönheit, alle Gestalten auf den Bildern zeigen Anmut und edle Lebenslust. Wie anders im heutigen Neapel! Nur Befriedigung des gewöhnlichsten Lebensgenusses sieht und begegnet man überall; Kunst ist hier eine gleichgiltige, überflüssige Sinnesreizung. Alles schlendert hier hin unter dem Druck der wundervollen Natur, während in Pompeji überall sich das Bedürfnis zeigt, sich ihr innigst und kunstvollst anzuschließen.

Wir besuchten alle schönen Punkte in nächster Nähe Neapels, besahen uns das schlappe, oft wild aufzuckende Volksleben, hatten als Künstler aller Orten Gelegenheit, den menschlichen Körper in seinen Bewegungen zu studieren, eine leichte, unkräftige Rasse. Für mich hatte dieses Hinleben wie im Traume dieses Volkes auch nicht das mindeste Anziehende; ich sehnte mich stets in die freie, köstliche Natur.

Nach wenig Tagen eilte ich mit 4 Freunden zur Besteigung des Vesuvs nach Resina. Dort nahmen wir Führer mit und ließen uns durch Esel über Lavafelder, in denen die halbverwitterte Lava in großen, halbrunden, nach bergab offenen Gewölben uns entgegenstarrte, bis zum Aschenkegel, der eine Höhe von wohl 6—700 Fuß haben mochte, tragen. Hier ging das Klettern in der losen, sehr steil aufgeschichteten Aschenwand an; es war eine mühesame Arbeit, die durch die großartige Umschau am oberen Rande der wohl ¼ Stunde im Durchmesser haltenden Krateröffnung reichlichst belohnt wurde. Da lag der Golf mit seiner mannigfaltigen Schöne ausgebreitet unten, rechts gen Westen Neapel an der Berglehne hingebaut mit seinen Befestigungen, nach Süden weiter westwärts die Inseln Ischia, Procida, Capri, dann im Süden Sorrentos Bergreihe, die zum Monte S. Angelo aufsteigt, darüber hoch hin des Meeres Horizontlinie; von Süd nach Nord reich bebautes Hügelland und gen Nord die schroffen Wände des alten Kraters Somma. Zunächst unten von Neapel, Torre del Greco, Castellammare, bis Sorrento des Golfs Ufer wie eine Perlenschnur mit Ortschaften und Villen bebaut. Im Nachmittagsglanz schimmerte dies großartige Bild. Nach innen des Berges zeigte sich die furchtbarste Zerstörung: aufgeworfene und wieder eingestürzte Wände, die wohl 3—400 Fuß tief, sich auf eine gelbe Fläche von wohl 200 F. Durchmesser hinabsenkten. Diese Fläche, von großen und kleinen, mit Schwefel überzogenen Steinen gebildet, spie aller Orten dünne Rauchsäulen aus. Man konnte gut in diese Tiefe hinunterklettern, was meine Gefährten auch sogleich unternahmen. Da man ganz gut den Krater von oben überschauen konnte, so zog ich's vor, oben zu bleiben, um den Sonnenuntergang zu beobachten. In vollster Pracht ward mir dieses Schauspiel, während die andern unten herumkletterten. Das

Herabstürzen einiger Steine erregte donnerähnliches Getöse. Da machte ich mir das Vergnügen, solche Donner zu erregen, und warf große Bimssteinklumpen hinab. Mit einem Male bewegte sich die Erde, auf der ich stand; ich sank, und nun ging's die schräge Fläche langsam nach innen abwärts. Alle Versuche aufzustehen waren vergebens; ich glitt fort bis zu einem Stein, den ich vorher hinabgeworfen und der sich festgesetzt hatte. Doch wie ich ihn berührte, stürzte er noch mit furchtbarem Gepolter schnell hinunter, und Gott sei's gedankt, ich hatte durch ihn Zeit erhalten, einen Arm in die Asche einzuwühlen, und ich hielt mich so noch höchstens zweimal meiner Länge vom Rande des sicheren Todes ab. Ich rief um Hilfe; jeder Ruf brachte mich etliche Zoll weiter hinab. Ich mußte damit einhalten; meine Freunde hatten mich zu meinem Glücke gehört. Ich hatte meine Seele Gott befohlen; da erschien einer der Führer, an einen Strick gebunden, umging die Erdschicht, auf der ich lag, und stieß Stock und seine Schritte fest in die Asche und stund endlich, von oben festgehalten, vor mir. Nun ward mir auch ein Strick zugeworfen, und mit der Hilfe des Führers konnte ich mich erheben und schnell aufklettern. Während ich so emporkam, stürzte die Erdschicht, auf der ich gelegen, mit fürchterlichem Getöse in den Abgrund. Meine Freunde sprachen kein Wort, nur einer der Führer schalt über meine Unvorsichtigkeit. Ich rutschte den Aschenkegel hinab. Unten fiel ich zusammen und mußte von den Gefährten auf meinen Maulesel gehoben und gehalten werden. Ich wußte nun, was der Mensch für ein erbärmlich Geschöpf ist; ich hatte Schreck und Furcht erfahren. Beim Einsiedler erholte ich mich bei Lacrimae Christi [79]); dann ging's über Lavaströme nach Resina wieder hinunter, und kamen wir in finsterer Nacht wieder nach Neapel.

Ein paar Tage nachher wollten wir in aller Frühe zu Schiff nach Ischia fahren; Platen wollte mit. Als wir ihn abholen wollten, schlief er noch und erklärte, er müsse erst ins Café; dann wolle er sich beeilen. Wir begleiteten ihn zum Frühstück; da wollte er erst zum Baden. Auch hier gaben wir nach. Nach dem Bade wollte er etwas ausruhen. Das war uns doch zu viel, und kamen wir durch seine Bummelei ohne ihn erst um 11 Uhr

[79]) Einer der besten Weine in dortiger Gegend.

zum Anfang unserer Fahrt, die, da bald der tägliche Seewind eintrat, sehr langsam vorwärtsging, und kamen wir deshalb in Ischia erst so spät an, daß wir die Besteigung des Epomeo, des hohen Berges im Mittel der Insel, auf den andern Tag verschieben mußten. Wir waren auf unserer Fahrt auf Procida gelandet, einer langen, sehr schmalen Insel, mir merkwürdig wegen der schönen Tracht der Bevölkerung, die nur aus Schiffern besteht. Am andern Tag ging es auf Eseln über Lavafelder den ausgebrannten Vulkan hinauf. Daß er noch nicht so friedlich ist, wie er sich uns zeigte, bewies uns ein kleiner verlassener Ort auf wohl ⅓ der Höhe des Bergs, der so durch sein Leben zusammengeschüttelt war, daß auch nicht eine Mauer ohne Risse zu finden war; viele Häuser waren nur noch Schutthaufen. Die Bergspitze fanden wir als mit der Zeit sich steinartig zusammengefestigte Aschenmassen, die malerische Felsenhöhlen bildeten, in denen ein Einsiedler seine luftige Wohnung sich eingerichtet hatte, bei dem wir einige Erfrischungen, unter anderen köstliche Kirschen, fanden. Der Berg hat zur Insel eine bedeutende Höhe, und erscheint von ihm deshalb die Insel sehr klein und überall weit vom Meere umgeben. Gen Morgen sieht man auf den Golf von Neapel mit dem Berg- und Inselabschluß. Klein scheinen die Inseln Procida und Capri, nieder der Monte S. Angelo und der Vesuvio, und alle diese Erdgrenzbilder verschmelzen mit der hingestreckten Küste Italiens nach Nord und Süd in den über zwei Drittel des ganzen Umkreises weiten Horizont des Meeres, und ist es eine überraschende Täuschung, daß, da man so hoch steht und das Land unter einem so klein ist, man glaubt, tief mit dem Berge ins Meer eingesunken zu sein und wie in einer glänzenden, hellen Hohlkugel zu stehen. Der Horizont ist dem Auge gleich wagerecht und die Bergeshöhe die der Tiefe dieses Bildes, auf dem der Golf mit Inseln und Gebirgen wie auf anschwellender Seitenwand sich zeigt. Wir konnten uns lange nicht trennen von diesem wundervollen Bilde, das durch die schnell wechselnden Wolkenbildungen die überraschendsten Lichtwirkungen erhielt, und war das Absteigen vom Berge wie vom Himmel ins Alltagsleben.

Wir blieben den ganzen Tag auf der Insel und fuhren tags darauf sehr früh ab zum Golf von Bajae. Dort umgingen wir den ganzen Golf, besuchten die Ruinen alle, in denen nur wenig künstlerisch Merkwürdiges, wollten in der Höhle der Hundsgrotte [80]) ein armes Vieh nicht quälen lassen, bestiegen den Monte Nuovo, der vor nicht sehr langer Zeit (1538) sich erhoben hatte, und stiegen hinab nach Pozzuoli, das in derselben Zeit sich gesenkt, sodaß der uns Künstlern allein interessante Tempel jetzt ein paar Fuß hoch unter Wasser steht. Wir umschifften das Kap Misen (?) und kamen durch den Posilipo wieder im lärmenden Neapel an, mit dem Entschluß, in ein paar Tagen wieder hinauszuziehen gen Salerno und Pesto (Paestum) [81]).

Mit drei Freunden fuhr ich am Golf entlang bis Torre del Greco und dann landeinwärts über Salerno bis Eboli; hier übernachteten wir. Als wir abfahren wollten, hörte ich meinen Freund Ebeling, der diesen Tag das Amt des Zahlmeisters hatte, in gewaltigem Wortwechsel mit unserem Gastgeber; dieser hatte eine unverschämte Rechnung gestellt. Ebeling hatte noch keine Übung, mit solch Volk fertig zu werden; ich schickte ihn deshalb in die vorm Hause haltende Chaise, die von vielem Volke umstellt war, das die fremden Blondbärte sehen wollte. Ohne ein Wort zu sprechen, ging ich, in der einen Hand die

---

[80]) Diese Grotte (Grotta del Cane) ist mit kohlensaurem Gas gefüllt. Hunde, die man hineinließ, wurden betäubt oder erstickten.

[81]) Randbemerkung: In den ersten Straßen Neapels hatten eben die Handwerker, die im Sommer meist in offener Straße und spät in die Nacht hinein arbeiten, ihre Lichter angezündet, als eine Frau, die Mutter eines halbnackten Jünglings, der in seinem Tragkorbe schlief, diesen weckte, er solle einen Gang von einer Stunde Wegs machen, einen wichtigen Auftrag zu besorgen, und solle dafür einen Francesconi (1½ Taler) erhalten. „Ich will nicht, ich will jetzt schlafen", war der Bescheid des Menschen, der sicher keinen Gran (Münze = 1—3 Pfg.) im Vermögen hatte. So dieses Volk. — Diese Kerle arbeiten fleißig, wenn sie wollen; wenn nicht und sie bekommen Hunger, springen sie ins Meer und holen sich Seetiere — frutti di mare — essen sie roh und sind zufrieden, wenn sie sich ein Glas Wein dazu kaufen können. Ich sah einen solchen Burschen, der ein paar große Fische gefangen hatte, sie durch eine lange Straße mit Geschrei zum Kauf ausbieten, und als er sie nicht verkauft hatte, mit eben solch Geschrei an einem Eckhaus in Fetzen zerschlagen; sie hätten ihm eine köstliche Mahlzeit geben können.

Rechnung, in der andern den Geldbeutel, die Treppe hinunter, stieg vorm Hause auf eine Bank und las nun den versammelten Leuten die Rechnung laut vor, dabei die Preise für dieselben Sachen aus einer Speiseliste, die ich von Neapel bei mir hatte. Bei jedem Satze erscholl lautes Gelächter und Hohn auf den Wirt, der bald bat innezuhalten. Es machte mir die Geschichte aber zuviel Spaß, und als ich fertig war, machte ich meine Gegenrechnung, zahlte die Summe derselben; der Wirt bedankte sich artigst, und ich gab deshalb noch ein reichliches Trinkgeld. Unter Gejubel der Zuhörer fuhren wir in den schönen Morgen hinaus.

Bald kamen wir in ein wahres Dickicht von Myrtengesträuch, aus dem viele hohe Myrtenbäume herausragten, und durch sie hin ging's Stunden lang immer ebenen Bodens fort, bis sich das Meer zeigte und ohnweit des Strandes die Tempelruinen der verschwundenen Stadt Pästum. Der größte, der Tempel des Neptun, hat noch 84 gut erhaltene Säulen, einen großen Teil der Gesimse und die 2 Giebel, einen derselben nur gering zerstört. Wir lagerten uns, nachdem wir diesen Prachtbau genau untersucht, vor demselben, um ihn zu zeichnen. Wir hatten schon lange gesessen, da wollte ich zur weiteren Wanderung einen langen, schwarzen Stab, der neben mir lag, aufheben. Der fing aber an, sich zu ringeln und als gar stattliche Schlange sich zu entfernen. Wir gingen noch zu den anderen 2 größeren Tempelruinen und eine Strecke der alten Stadtmauer entlang, aßen noch zusammen in dem einzigen Hause, einer kleinen Locanda, die von Anwesenheit von Menschen Zeuge ist, und trennten uns dann. Ebeling und Gail blieben, um Studien am Neptuntempel zu machen, Mai und ich fuhren den direkten Weg nach Salerno zurück. Erstere blieben ein paar Tage und kamen fieberkrank für ihren Kunsteifer zurück.

Pästum war eine große Stadt, und ist es höchst auffallend, daß man außer sehr geringen Fundamenten keine Straßen und Wohnhäuser finden kann. Wohin ist all das Material gekommen, da die nächsten nun bewohnten Orte viele Stunden weit entfernt liegen?

Wenige Monate vorher, als ich nach Salerno kam, waren die Östreicher abgezogen, und als ich einen Salerner frug, ob

sie nicht froh wären, diese Leute loszusein, sagte er: „Durchaus nicht; wir hatten sie lieb, und machten sie uns schöne Musik.“ Ich: „Aber sie kosteten doch viel.“ — „O nein, nur unsre Esel mußten mehr Ernte eintragen.“

In Salerno waren wir in einem Gasthof dicht am Meer sehr gut versorgt; wir waren noch bei guter Tageszeit angekommen und konnten uns noch im Meere abkühlen. Als wir eben uns zur Ruhe begeben wollten, kam ein deutscher Bedienter ins Zimmer gestürzt und bat uns, seinem Herrn und ihm zu helfen; eine Menge Packträger bedrängten sie so, daß sie sich nicht zu helfen wüßten, und der Wirt wolle sich nicht einmischen. Wir eilten mit unseren Stöcken und traten eben ins Zimmer, wie einer der Schlingel den Lord So-und-so anpackte. Da fingen wir an, die saubere Sippe zur Türe hinauszuprügeln, und es ward Ruhe. Lordschaft sagte: „Es gefällt mir diese Sprache, will mir merken.“ Wir hatten ein Zimmer auf den Landungsplatz der Schiffe. Die Nacht war so schön, wie sie in Italien nur sein kann. Wir konnten ein Fenster halb offen lassen, da keine Spur von Stechfliegen sich gezeigt, und schliefen fest ein. Da, bei Tagesanbruch, krachte ein Kanonenschuß, und mein lieber Gefährte lag vor Schreck auf dem Boden. Ein Schiff war in der Nacht angekommen und salutierte.

Wir machten uns nun auch gleich auf zum Seehafen, mieteten eine Barke und fuhren gen Amalfi, das wir bei gutem Wind auch bald erreichten. Wir waren freudigst überrascht, dort und gleich im Hafen deutsche Freunde zu finden, mit denen wir den Tag über die merkwürdig dicht am Meeresrand auf der Südseite des Monte S. Angelo gelegene Stadt und deren Umgebung durchwanderten. Wir nahmen in ihrem Hause bei freundlichen, schönen Leutchen Wohnung. Dicht an der Stadt fällt das Meeresufer so steil in die See ab, daß die größten Schiffe am Rand anlegen können, und steigt hinter der Stadt der Engelberg (Monte S. Angelo) steil auf. An der rechten Seite der Stadt auf schroffer Felshöhe ist vor einer großen Grotte ein Kloster, von dem aus eine schöne Aussicht über das beschränkte Land und eine weiteste übers Meer. Wir blieben einen ganzen Tag unter unsern Freunden. Das Volk ist dort rüstig und schön.

Von Amalfi fuhren wir in einer Barke dem Felsenufer entlang nach der südlichen Scaricatura [82]) von Sorrent, einer sehr hohen, in den Felsen gehauenen Treppe, auf die die Sonne so furchtbar brannte, daß mein Gefährte, der den ersten Sommer in Italien war, kaum hinaufkommen konnte. Ich trug schließlich alles, was er bei sich hatte. Auf der Fahrt hierher sah ich die ersten Delphine, die auf unser Singen sich uns näherten. Da sah die Mannschaft eines größeren Schiffes sie und fing deshalb auch an zu singen, worauf die Tiere diesem stärkeren Gesang zuschwammen. Ein Felsenloch im Ufer, das die Höhe des Wasserstandes hat und in das die leichten Brandungswellen einschlagend ein gewaltiges Brummen verursachen, heißt deshalb Buco del orso [83]).

In Sorrent angekommen, hörten wir, daß in Castellammare noch den Nachmittag eine Fregatte vom Stapel gelassen würde. Wir hielten uns deshalb nicht lange auf und fuhren in einer sehr kleinen Barke am nördlichen Felsenufer der Sorrenter Berge durch Klippen aller Art nach Castellammare und kamen eben an, als der schwarze Fregattenrumpf ins Meer schoß unter Musik und dem Donner der 84 Kanonen des Linienschiffes Vesuvio und anderer kleiner Kriegsschiffe. Alle hatten geflaggt, und die Matrosen stunden auf den Rahen. Im Hafen war eine bedeckte Tribüne mit reichen Teppichen und rotem Zelte, auf dem der König mit seinem Hofstaate dem Schauspiel zugesehen. Auf dem Vesuvio war alles schmuck, und ein roter Baldachin beschattete das Verdeck; der König fuhr auf ihm nach Neapel zurück. Nach beendigtem Schauspiel, das sich in der wundervollen Umgebung großartigst abspielte, fuhren wir nach Neapel zurück, wo wir bei dunkler Nacht eintrafen.

Die Zeit, die ich für meine Reise nach Neapel verwenden konnte, war verlaufen. Noch ein paar Tage hatte ich zum letzten Besuch der Kunstschätze; die Erholungsstunden verlebte ich noch mit meinen Freunden an schönen Punkten der wundervollen Landschaft, und endlich ging's wieder gen Rom zurück [84]).

---

[82]) Abladeplatz.
[83]) Bärenloch.
[84]) Randbemerkung: Der Paß, um von Rom nach Neapel reisen zu können — es war dazu ein eigener nötig — kostete 4 Francesconi, an 6 Thlr.

Ich reiste mit der Corriera [85]) und traf darin mit einem östreichischen Hauptmann zusammen, der Kommandant des kleinen Forts zu Ferrara war. Es war ein nicht großer, wohlbehäbiger, fröhlicher Mann, und wurden wir bald gute Gefährten. Wir kamen in der Nacht nach Capua, und stieg hier ein Neapolitaner Offizier ein, dessen Bursche mit einem Gewehre in der Serpa Platz nahm. Beim Einsteigen renommierte der junge Mann viel noch mit anderen Offizieren über Begegnen mit Räubern, und als wir vorm Tor waren, rief er seinem Burschen hinaus, er solle scharf laden. Da meinte mein östreichischer Gefährte, das wäre doch wohl überflüssig und gefährlich. Da wandte der junge Krieger sich spottend zu uns, fragend: „Haben Sie Furcht?" Mein Hauptmann erwiderte ganz trocken: „Ich bin östreichischer Hauptmann", und der Neapolitaner schwieg verdutzt.

An der römischen Grenze in Terracina mußten unsere Koffer ins Zollhaus wandern, und wir mußten Pässe vorzeigen. Der Hauptmann, der in Zivilkleidung war, sagte, er sei östreichischer Hauptmann. Der Römer Zollbeamte, ein sehr schöner, junger, großer und stattlicher Mann, sagte: „Ich bitte es zu beweisen." — „Das habe ich nicht nötig; es ist genug, daß ich es Ihnen sage." — „Ich darf Ihnen nicht glauben; Sie müssen es beweisen, und bitte deshalb, Ihren Koffer zu öffnen." Trotz meiner Warnung weigerte der Östreicher sich, dies zu tun. Die östreichischen Offiziere hatten das Recht, alles, was zu ihrem Bedarf, zollfrei mitnehmen zu dürfen. Der Römer: „Wenn Sie nicht öffnen, dann muß ich es tun", und nahm ein großes Messer, um damit den Lederkoffer aufzuschneiden. Da mußte geöffnet werden. Obenauf lag die Hauptmannsuniform; der Beamte begrüßte den Herrn Hauptmann artigst, untersuchte den Koffer weiter und zog ein großes Pack Schokolade heraus, legte es säuberlich beiseite: „Ah, der Herr Hauptmann frühstücken gerne Schokolade." Sodann brachte er ein anderes Paket heraus, dessen Verpackung ihm wohl nicht fremd war, denn er streckte sich in die Höhe, riß das Paket auf, zog ein Dutzend der feinsten Damenhandschühchen heraus, legte es dem Hauptmann auf die Hand: „Tragen Östreicher Offiziere solche Handschuhe?"

---

[85]) Eilpost.

und warf das ganze Paket dem Herrn Hauptmann vor die Füße, so daß sie wieder aufsprangen, wendete uns den Rücken und machte sich an andere Geschäfte. Es war nichts zu machen als verblüfft zu sein. Der Beamte hätte konfiszieren und strafen müssen; seine stolze Verachtung war aber die höchste Strafe. In Rom trennten wir uns, und versprach ich, im Fort Ferrara vorzusprechen. Am 16. Juli kam ich von Neapel zurück.

4. Heimreise.

Ich rüstete mich nun zur Heimkehr ins liebe Vaterland. Die Hitze war in den Straßen Roms fast immer 29—30 Grad, ja sogar einige Tage stieg sie bis 32 Grad. Schließlich stieg sie durch Sciroccowind bis zum Ersticken. Der reichliche Straßenmist schwoll durch die feuchte Sciroccoluft hoch auf und ging in ekele Fäulnis über, die unausstehlichen Gestank erzeugte. Ich eilte möglichst fertig zu werden. Zudem hatten sich meine Freunde meist in die Berge geflüchtet, und ich dankte Gott, als ich endlich, aus der stickenden Luft entrückt, hoch über den Appennin dahinrollte, daß mich nicht wieder, wie das Jahr zuvor, eine Krankheit niedergeworfen.

Mit Tagesanbruch stieg ich in Rom in den Reisewagen, in dem innen eine junge, sehr schöne Frau mit ihrem wunderlieblichen Töchterchen von 9 Monaten und deren Amme saß. Sie erwartete ein zweites Kindchen; mit ihr war ein Verwandter ihres Mannes als Beschützer und noch 2 geistliche Damen und ein Kammerkätzchen. Außen in der Serpa saß bei mir ein geistlicher Herr, der bis Mailand hin Klöster bereisen mußte, und vor uns der Vetturino.

Wir waren 9 Personen. Der Kutscher versorgte uns mit süßen Netzmelonen, die auf vielen Feldern an der Straße von ihm gemaust wurden, und in Weingärten wußte er auch Trauben für uns zu finden. Zuerst unterhielt ich mich nur mit meinem Sitznachbarn, dessen neugierige Fragen ich kaum beantworten konnte, und da er sich bei jeder Kirche bekreuzte, so tat ich es auch einmal, und nun entströmte dem für die Menschenseelen besorgten Halbheiligen ein Schwall von Verfluchungen über meine der alleinseligmachenden Kirche abtrünnigen deutschen

Landsleute. Mich hielt er für einen seines Glaubens; ich ließ ihn dabei, und da ich so oft schon verflucht und gesegnet worden war, so ließ ich seiner Liebhaberei freiesten Lauf. Auf einer Tabaksdose hatte er die Bilder zweier Nonnen, seiner Schwestern, die er bei jeder Prise, die er nahm, küßte. Da zeigte ich ihm auch das Bild meines Bräutchens und küßte es auch. Auf seine Frage, wer das sei, sagte ich, es sei meine Heilige: Linchen. „Linekene?" Diese Heilige kannte er nicht; es müsse eine sehr gute Heilige sein, da ich sie so sehr verehre, meinte er. Ich versicherte ihm dagegen, es sei eine oft recht schelmisch-böse, die mir meine Wünsche nicht erfülle, welchen Heiligenzug er zugab. Die schöne Frau erlöste mich von der großen Gelehrsamkeit meines Nachbarn. Der Wagen war zur Serpa offen, und hatte sie alle unsere Gespräche gehört; meine Heiligenbildgeschichte durchschaute sie und brachte sich durch sie ins Gespräch, und schnell war eine lebhafte Unterhaltung im Gange, als sie hörte, daß ich Bildhauer sei. Sie kannte den schwedischen Bildhauer Byström, dem ich auch befreundet, und hatte sein schönes Marmorwerk, Juno mit dem Kinde Herkules an der Brust, erst kürzlich gesehen; sie beurteilte es sehr gut und konnte sich nicht lobend genug darüber aussprechen. Der schöne Weg über Narni nach Terni, wo wir noch in guter Abendzeit ankamen, ward in fröhlicher Unterhaltung, singend und oft jubilierend, in echt italischer Art zurückgelegt. In Terni angekommen, schlug ich vor, noch vor der Abendmahlzeit zum Wasserfall des Teberoni (?) zu gehen. Die Männer schlossen sich mir an, und wir erklommen die Höhe, von der der durch ein Hochwasser mit reichlichstem Wasser gespeiste Fall sich zuerst in einer mächtigen Wassersäule wohl an 400 Fuß herabstürzt und weiter dann in mehreren kleinen Fällen ins enge Tal hinabeilt. Wir stiegen bis in die Mitte des Hauptfalles hinab und stunden eben davor, als die letzten Sonnenstrahlen ihn beglänzten und im Wasserstaub sich die Farben des Regenbogens zeigten. Es war ein wunderkräftiges Farbenbild: der Himmel mit dunklen Wolken, das Tal, in das der Fall sich stürzte, in den kräftigsten dunklen Farben und alle Wolkenränder und Landvorsprünge, alle Berghäupter im grellsten Abendlicht und überall auf den üppigsten vom Wasserstaub bedeckten Bäumen und Sträuchern Glanz-

lichter und dazwischen der mächtige Wasserfall wie glühendes Glas. Leider verschwand das prächtige Bild zu schnell im Dunkeln; still vor Erstaunen zogen wir talab. In Terni hatten die Frauen die Abendtafel bestens geordnet, und blieben wir lange in heiterster Laune noch beisammen.

Die Damen bekamen zur Nachtruhe ein großes Zimmer, wir 3 Männer davor unser Zimmer, gleichsam als Schutzwache. Wir Männer blieben noch bei gutem Wein eine geraume Zeit plaudernd beisammen, und als wir in unser Schlafzimmer eintraten, öffnete sich die Türe des Damenzimmers, und das Kammerkätzchen rief mich, Signore Ernesto, einzutreten. Der Reisemarschall der Signora wurde zurückgewiesen, als er mit eintreten wollte, und innen ward mir Künstler eine große Überraschung: da lag Byströms Juno mit dem kleinen Kinde, freilich kein Herkuleskind, aber genau wie die Marmorgruppe geordnet, und auch eine Junogestalt, die Amme. Signora, eben auch nicht jungfräulich im Bette liegend, freute sich über meine Bewunderung, und machte ich meiner Verwunderung ein baldiges Ende zu des Beschützers der Dame Zufriedenheit. — Italienisch!

Des andern Morgens ward in Foligno Abschied genommen; Signora, eines hohen Beamten Frau, reiste nach Ancona, ich nach Perugia; die Nonne war am Abend vorher schon in ein Kloster abgegangen, und der geistliche Herr hatte in der Nähe in Klöstern Geschäfte. Mit mir ganz gleichgültigen Reisenden kam ich in Perugia an und fand in Casa Zanetti etliche meiner Freunde. In diesem Absteigequartier der deutschen Künstler war nach und nach alles auf deutsche Art von den Künstlern eingerichtet worden. Ich bekam mein Zimmerchen und einen Kellerschlüssel, um mir selbst nach Belieben Wein holen zu können. Perugia, ein freundliches Städtchen, auf gestreckten Hügeln, in üppigster Vegetation, mit schönen Fernsichten, ist ein reizender, uns Deutsche anheimelnder Ort. Dadurch, daß er auf Hügeln, ist er auch gegen andere italische Orte ungewöhnlich reinlich; als Straßenreiniger laufen große, schwarze Schweine mit abgeschnittenen Schwänzen überall herum, die einer Familie gehören, die das Privilegium hat, diese Tierchen in der Stadt laufen lassen zu dürfen, weshalb sie auch mit dem Namen dieser Familie benannt und gerufen werden. An den Morgen durch-

wanderten wir Kirchen und Kunstsammlungen; nach Tisch wurde im Garten Kaffee getrunken, Siesta gehalten oder gespielt und musiziert, italienisch von den 2 Töchtern in Gesprächen gelernt und diesen deutsch dafür gelehrt. Die eine Tochter war schon an einen Bildhauer Braun aus Stuttgart verheiratet, und um die zweite warb ein Deutscher aus Altona. Letztere gab sich Mühe, deutsch sprechen zu lernen. Ein Maler aus Göttingen Österley war ihr Lehrer, und sollte sie eines Abends uns ein Heldengedicht vortragen. Sie stellte sich in Heldenstellung und begann mit stattlichem Pathos: „Ick segg es noch und bliev dobi, Äppelbrie is Äppelbrie." Schallendes Gelächter unterbrach ihren großartigen ernsten Vortrag.

Drei Tage verweilte ich, an den Werken der Meister Perugino und Fiesole lernend und mich unter meinen in Lust ausgelassenen Freunden erholend. Am 4. Tage ritt ich — 5 Gehstunden in 1¾ Stunden — nach Assisi, im Kloster S. Francesco am Bau und der reichen Bilderausschmückung desselben zu lernen. Am fünften Tage setzte ich meine Reise nach Firenze in einer langsamen Corriera weiter fort. Mit mir reiste wieder ein geistlicher Herr, der wohl eine hohe Stellung haben mußte, da er überall mit großer Hochachtung behandelt wurde. In dem Orte, in dem Mittag gemacht wurde, versammelte sich so viel Volks, daß die Straße vor dem Gasthause gedrängt voll stund. Dem Herrn wurde der Lärmen lästig; da stieg der Wirt aufs Dach und schüttete ein paar Eimer Wasser auf die Leute herunter. Mit ungeheurem Jubel entfernten diese sich; auch italienisch. Der Geistliche lud mich ein, ihm sein köstliches, mitgebrachtes Essen verzehren zu helfen, was ich natürlich nicht verweigerte, und fand ich in dem Herrn einen sehr gebildeten, freundlichen Reisegefährten. Er wußte viel von meinem lieben Vaterlande und ließ sich von mir mehr davon vorschwatzen. Er kannte die Liebhaberei von uns Deutschen, gerne zu trinken und daß wir gute Stoffe zu würdigen wissen, und mußte deshalb an jedem Kloster gehalten werden, um durch den ihn begleitenden jungen Geistlichen im Kloster nach einem guten Trunk zu fragen, worauf jedesmal in Begleitung eines sehr demütigen Geistlichen ein dienender Klostermensch mit großen Humpen erschien, dessen immer köstliches Naß versucht und ein paar

Flaschen davon gefüllt und mitgenommen wurden. So ging die Reise Tag und Nacht fort, und unterhielten wir uns so gut, daß wir nicht zum Schlafen kamen. Gut war es aber doch, daß Florenz bald erreicht wurde; es wäre sonst des Trinkens zuviel geworden. Wir nahmen wie langbekannte Freunde Abschied. Namen und Stand des freundlichen Herrn sagte er selbst nicht, und fragen mochte ich ihn nicht. Mir war er ein guter, lieber Gefährte gewesen, und er hat wohl manches Mal an den jungen, fröhlichen Deutschen zurückgedacht.

In Florenz (29. August 1827) bezog ich denselben Gasthof, dasselbe Zimmer, in dem ich bald vor zwei Jahren war. In demselben Gasthof fand ich einen Freund, Dr. med. Himly aus Göttingen, der in Rom sich durch Heilung vieler armer Augenkranker viele Segenswünsche errungen hatte, keine in Bausch und Bogen, sondern von dankbarem Herzen kommende. Eines Tages war ich bei ihm, als ein junges Mädchen, der er das Sehen wieder verschafft, mit ihrer Mutter ihm ein paar weiße Täubchen gebracht, aus Dankbarkeit; die Tierchen wurden in seinem Garten heimisch. Ich durchlief mit ihm und meist noch mit anderen anwesenden Künstlern die Kunsthallen, Kirchen und an den Abenden schöne Anlagen vier Tage lang; dann reiste ich mit Diligenza [86]) bis Bologna mit einem Turinesen und seiner Frau und einem Mailänder mit Frau und Tochter über Ferrara, ganz leidlich lustig, soweit meine erwachte Sehnsucht nach Deutschland und meinen Lieben dort es zuließ. In Ferrara hatte ich Zeit, meinen Reisegefährten von Neapel nach Rom aufzusuchen. Er stellte mir seine niedliche Frau vor, der er die verhängnisvollen Handschuhe mitgebracht, und ließ seine kurz vorher angekommenen Rekruten aus Ungarn antreten, schöne, kräftige Leute. Ich hatte noch Zeit, die Terrakotta-Paläste aufzusuchen.

In Bologna besuchte ich nur wieder die Galerie der Akademie. Von Bologna ab reiste ich bis Venedig mit einem Engländer, der mit seinem Englisch-Italienisch die Reisegesellschaft sehr belustigte. In Padua war ich einen halben Tag und übernachtete. Als ich eben zu Bette gegangen und die Lampe löschen wollte, gewahrte ich an der Wand über meinem Kopfe zwei

[86]) Postwagen.

große, sich bewegende schwarze Flecken, und als ich näher nachsah, waren es 2 sehr große Tarantel-Spinnen, die Körper wie große Walnüsse und der Umkreis mit den Beinen gut 3 Zoll im Durchmesser; es war eine kleine Arbeit, diese haarigen Bestien zu töten[87]). In Padua hatte ich nur so viel Zeit, die Stadt zu durchlaufen.

Auf der Reise dahin hatte ich Gelegenheit, der Italiener Reiseart zu sehen. Im Gasthof angekommen, ward Wein oder Kaffee gefordert; dann gingen ein paar Männer und brachten bald allerhand Fleisch und Käse, Früchte und Leckereien, marinierte Fische, und es wurde kalt gespeist.

In Mestre wurden unsere Sachen am Zollhaus gehörig durchschnüffelt, und als wir schon eine gute Strecke mit unserem Schiffchen in den Lagunen waren, kam uns ein Nachen mit 3 Zolldienern nachgeeilt, uns „Halt!" zurufend. Da unsere Schiffer ruhig weiterfuhren, frug ich sie, was diese Menschen noch wollten, nachdem wir am Zollhaus entlassen. „Geld pressen!" war die lakonische Antwort. Da nahm ich eine der Stangen, an denen unten ein rundes Brettchen, womit im seichten Wasser das Schiff geschoben wurde, und forderte die andern Männer auf, mit mir die Unverschämten abzuhalten. Das war was für meinen Engländer, und nun entwickelte sich zur großen Befriedigung unserer Schiffer eine kleine Seeschlacht, in der wir Sieger blieben und der Feind mit Hohngelächter zur Flucht getrieben wurde. So sollten es alle Fremden machen, meinten die Schiffer, dem Räuberwesen gegenüber.

Der Engländer schloß sich nun mir enge an und bat mich, bei ihm zu bleiben und in demselben Gasthof zu wohnen; er hätte gute Empfehlungen für solche, und ich, da ich in Venedig noch nie war, überließ ihm das Aufsuchen eines Gasthofs. An der Piazzetta angekommen, marschierte Albions Sohn voraus; ich ließ ihm das Wort, und wir liefen in 3 ihm empfohlene Häuser. Wo wir hinkamen, wurde für ein Zimmer mit 1 Bett pr. Tag

---

[87]) Randbemerkung: In Rom waren in meiner Werkstatt so viele Skorpione, daß ich meinen Bekannten ganze Skalen davon auf Papierstreifen mit Gummi aufheften konnte. Junge Katzen, die ich mir aufziehen wollte, wurden von ihnen getötet.

ein Dukaten oder 3—4 Fünffrankentaler[88]) gefordert, sowie mein Engländer italienisch radebrechte. Da riß mir die Geduld, ich frug endlich einen anständig aussehenden Italiener, wo ich ein gutes Gasthaus für Italiener finden könne. Er gab mir Regina d'Inghilterra und den Weg dahin an, und als wir dort angebarkt kamen, fanden wir jeder ein gemütlich eingerichtetes Zimmer für den Tag für einen Zwanziger[89]), deutsche, freundliche Bedienung, gute Küche, noch bessern Wein und volle Freiheit zu tun, was wir wollten. Und ich fand einen Freund aus München, der schon vor 3 Wochen aus Rom abgereist war, den Architekten Propst. Die Freude war wechselseitig groß, uns hier zu treffen. Ich lief nun mit Propst in Venedig herum, nach bestimmtem Plane, um in wenig Tagen die Merkwürdigkeiten und Kunstschätze dieser eigentümlichen Stadt kennenlernen zu können. Der Platz vor der Sct. Marcuskirche mit der Piazzetta und dem Dogenpalaste übertraf weit meine Erwartung und Vorstellung, und war ich alle Stunden dort, die mir frei blieben. Das weitere Venedig, nachdem ich die für die große Stadt doch wenigen interessanten Bauwerke kennengelernt, fing an mir langweilig zu werden. Das Gondelfahren in der stinkenden Lagune, das Laufen in den engen Straßen und das ewige Auf- und Absteigen über die Kanalbrücken bietet keine Annehmlichkeiten. Fernsichten gibt es keine; die Geschichte der Stadt ist mir gleichgültig. Überall drängt sich einem das Zeugnis einer untergegangenen Größe eines Volkes auf, das durch Gewaltmittel gehoben und gehalten, endlich zum unaufrichtbaren Sturz gekommen; nirgend mehr Erfreuliches, Erhebendes, nur Zeugnisse weiteren Verfalles. — In wenig Tagen hatte ich genug, und sah ich mich nach Reisegelegenheit wieder um.

Mein englischer Reisegefährte hatte bei der Regina d'Inghilterra gut, ja sehr gut, wie er öfter rühmte, gespeist, dafür sehr gut bezahlt und von Venedig soviel wie nichts gesehen, und als ich abreiste, war er mit von der Partie.

Am 11. September verließ ich Venezia und fuhr mit einer Art Eilpost nach Verona, wo ich um Mitternacht ankam. Hier

---

[88]) Der Dukat ein Goldstück = 9,60 M.; der Fünffrankentaler ein silbernes Fünffrankstück.

[89]) Zwanzig Kreuzer.

blieb ich bis zum 13. Abends ging es im Postwagen gen Deutschland. In der Nacht vom 15. zum 16. kam ich nach Bozen, gehörig zusammengerüttelt. Um Mitternacht, als umgespannt wurde, erwachte der Engländer und frug italienisch zum Fenster hinaus, wieviel Uhr es sei. „'S is holbi zwölfi", schallte es im Postknechtston herein. Der Frager schrak entsetzt zurück, und als ich ihm sagte, das wäre Deutsch, da kam er außer sich, und mußte ich ihm schon jetzt sagen, wo er in München sein Italienisch anbringen könne. Er blieb später auch fast nur im Café Tambosi. Mich erfreute das „Holbi zwölfi" höchlichst; waren diese Worte doch Beweis, wieder im Vaterlande und meinen Lieben nahe zu sein.

In Bozen mußte ich wieder einen Tag warten. Am 18. kam ich erst nach Innsbruck und am 21. September endlich nach München. Auf dem Zirlberg im Orte Seefeld waren wir so eingeschneit worden, daß wir übernachten mußten.

In München quartierte ich mich bei meinem Freunde Rottmann ein, zeigte Sr. Majestät dem König meine Ankunft an und bat um eine Audienz. Den Morgen nachher in aller Frühe — wir lagen noch in den Betten — trat ein Hoflakai ins Zimmer, frug nach mir, und nach den Worten: „Se. Majestät läßt Ihnen sagen, daß er keine Zeit für Sie hätte" machte er kehrt, und ich wußte, wie ich daran war[90]). Ein paar Tage darauf schrieb ich der Majestät nochmals, daß ich mich in Nürnberg mit meiner Braut, dem Fräulein Karoline von Kohlhagen, zu verheiraten und am ersten Mai des nächsten Jahres nach Rom zurückzukehren gedenke, wenn ich durch Majestät bis dahin im Vaterlande keine Beschäftigung erhielte, um mich dann dort zu bleibendem Aufenthalt einzurichten.

---

[90]) Außerhalb dieses Zusammenhangs finden sich folgende bittere Bemerkungen Bandels über König Ludwig I: „Des König Ludwigs Worte, die Förster aufführt: ‚Die Kunst in München bin ich' charakterisieren den König und sein Kunsttreibenlassen ganz genau. Der König war durchaus kein schaffender Geist; er hatte weder Liebe noch Verständnis für Kunst und würde ohne königliche Mittel gar nichts für die Kunst gewesen sein. Er hatte als Prinz viele Kunstschätze gesehen, und imponierte ihm die Größe der Kunst. Deshalb wollte er das Beste haben und sammelte, was ihm erreichbar war. Er wollte nicht schaffen, nur haben; er wollte Künstler nicht bilden, sondern sie nur für seine Liebhabereien gebrauchen. Seine Bauwerke, die er ausführen ließ,

Am Tage meiner Ankunft in München ging ich, schon im Dunkeln, in die Wohnung meines während meiner Abwesenheit von Erlangen nach München übergesiedelten Freundes Dr. Ph. Pfeiffer und kam bei vollkommener Finsternis eine Treppe hoch an seine Wohnungstüre, fand den Glockenzug und klingelte. Ich hörte einen gehen; es kam aber niemand zum Öffnen. Ich klingelte, ohne zu reden, noch ein paar Male. Da kamen endlich Tritte zur Türe, und eine Stimme sagte: „Bandel, du bist es. Pfeiffer ist mit seiner Frau ausgegangen", und tapp, tapp entfernten sich die Schritte wieder. Ich hatte mein Kommen in München an niemand gemeldet und wußte nicht, was ich von dem eben Erlebten denken sollte; ich verweilte deshalb ein paar Minuten. Da tapp, tapp kamen die Schritte wieder, und die Stimme ließ sich wieder vernehmen: „Bandel, warte! Pfeiffers kommen die Straße herauf; sie werden bald da sein." Bald darauf hörte ich ihre Stimmen zur Haustür hereinschallen; ich rief sie an, und es erfolgte im Dunkeln ein freudiges Willkommen. Ich frug sogleich nach der rätselhaften Stimme, und: „Sollst es gleich sehen", ward mir beschieden. In der Wohnung war noch kein Licht, und als das Zimmer hell war, sah ich ein wohl 19 Jahre altes Mädchen mit offenen, aber nichts fest ansehenden Augen auf mich zukommen und mich als alten Bekannten begrüßen. Pfeiffers Hausgenossin, eine Bekannte meiner Braut, war seit Monaten in somnambulen Schlaf versunken. — Ein paar Tage später erzählte ich von meiner Reise und sprach über die nächste Zukunft. Da trat M. R.... auf mich zu, sah als wie in die Ferne: „Eben kommen 2 deiner Freunde zu dir — sie haben einen Hund bei sich — Madame Klotz (meine Hausfrau) öffnet — sie fragen nach dir — die Frau sagt, du seist nicht zu Hause — „Wann ist Bandel wohl

sind nur Erinnerungen an Gesehenes, und ist München dadurch eine Musterkarte von Nachäffungen aller Baustile geworden, durchaus keine Stadt, die im Stil des Volkes das Volk zu fernerem Festhalten seiner Eigenheit führen könnte. Mir war solch Treiben meiner Natur schnurgerade entgegen; deshalb mochte und konnte ich mich nicht knechten lassen. Als ich ging, begriff man mich nicht. König Ludwig hat mit seinem Kunstgebrauch deutschem Volkscharachkter sehr geschadet." — Bandel ist der Bedeutung Ludwigs I. kaum gerecht geworden; vgl. die anerkennenden Worte bei Artur Weese, München, 3. Aufl., Seemann, Leipzig, S. 424 ff.

zu treffen?" — „Kommen Sie morgen in der Frühe!" Damit ging sie wieder, kehrte sogleich wieder zu mir um und sagte: „Der eine, dein Freund, kommt sehr weit her und will sehr weit verreisen." Das war mir doch zu arg. Ich lief sogleich nach Hause, und M. Klotz kam mir mit der Meldung entgegen, daß mein Freund Schmidmer und noch ein anderer Mann mich hätten besuchen wollen und daß sie sie auf morgen frühe zum Wiederkommen aufgefordert hätte. Auf meine Frage, ob nicht noch jemand dabei gewesen, sagte sie: „Ja, wenn Sie einen Hund als dritte Person gelten lassen wollen." Der Architekt Schmidmer kam von Moskau und wollte nach Italien reisen.

Meine Sachen waren von Rom angekommen. Eine Menge Schreibereien wegen meiner Verheiratung mußten besorgt werden. Ich hatte so viel zu tun, daß ich erst gegen Ende Oktober nach Nürnberg abreisen konnte. Meine Braut traf ich auf einem Landsitz bei Nürnberg, der Unternburg, einem schloßartigen Gebäude mit breitem Wassergraben. Die Freude des Wiedersehens war groß.

Ich ward zu einer schönen Aussicht geführt. Von einer Steinbank aus übersah man eine schöne, gleich grüne Wiese, die rechts und links von hohen Hecken begrenzt war, und im Hintergrunde stund ein Bauernhaus mit neuem, rotem Dache. Wunderschön war dieses großartige Bild in dem glänzenden Augenspiegel meiner lieblichen Braut und mir unendlichmal lieber als der Blick von Neapel übern Golf nach dem Monte S. Angelo (vgl. S. 196). In Nürnberg wohnte ich bei meinem lieben Freunde Korte, und eine Reihe fröhlicher Tage unter lieben Freunden, immer mit meinem Bräutchen zur Seite, verlebte ich bis zum 9. Dezember, wo in aller Frühe Blumen und allerhand Flitter vor meiner Haustür gestreut worden waren, die nun von kleinen Kindern aufgelesen wurden. Ein reformierter Pastor Kindler segnete im Hause der Eltern meiner Braut — Roßmarkt, Ebracher Hof — unsern Ehebund, und wir waren nun Mann und Frau. Den Tag über blieben die Zeugen unseres Bundes bei uns. Ein kolossaler Schreck befiel mich, als mir am Tage vor unsrer Hochzeit all das schöne Zeugs, Mitgift genannt, gezeigt wurde, das mir mein Bräutchen an die Flügel

meiner Freiheit hängen würde, und mußte ich das alles ins Eheleben mitschleppen. Wir blieben noch 8 Tage im Elternhause und reisten dann unseren Sachen nach nach München ab [91]).

---

[91]) In Karoline v. Kohlhagen hat Bandel eine Gattin gefunden, die ihm in allen Lagen seines wechselvollen Lebens, in Freud und Leid treu und aufopfernd zur Seite gestanden hat. Geduldig und voller Güte, wußte sie ihren Mann von der rechten Seite zu fassen; sie verstand es, sein leicht erregbares Gemüt zu besänftigen und seinen oft in Künstleridee eingesponnenen Geist mit ernsten Worten auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuführen. Ihr Wort galt bei Bandel viel. Der warme Hauch ursprünglicher Natürlichkeit war über ihrem Wesen ausgebreitet; eine schlichte Weiblichkeit adelte all ihr Tun und Lassen. Echte Frömmigkeit, die im Vertrauen auf Gottes Hilfe nie den Mut verlor, ließ sie die Sorgen des Alltags vergessen und stärkte sie mit froher Zuversicht für die Zukunft. Ihr Wirkungskreis war die Familie. Die große Kinderschar betreute sie mit einer Liebe und Hingabe, die oft ihre durch Krankheit geschwächte Kraft überstieg; manche durchwachte Nacht fand sie am Krankenlager der Kleinen, die sich hilfesuchend an die Mutter wandten, zumal wenn der Vater bei längerer Abwesenheit in der Ferne weilte. Am Tage überwachte sie die Schularbeiten und ließ es sich nicht verdrießen, bis spät in den Abend hinein die Kinder zu unterrichten. Bei ihrer Erziehung kam die Sorge um den Haushalt nicht zu kurz; alles bedachte sie und griff selbst tätig mit ein. Sparsam wußte sie hauszuhalten; sie flickte alles selbst, nähte für die Kleinen die Kleider und strickte ihnen ihre Strümpfe. — Wenn auch die häuslichen Geschäfte sie von früh bis spät beschäftigten, die höheren geistigen Bestrebungen in ihr wurden nicht erstickt. Sie war eine feingebildete Frau, die ihre kurz bemessene Freizeit mit der Lektüre der besten deutschen Schriftsteller ausfüllte. Dabei lebte in ihr ein ausgeprägtes Nationalbewußtsein. Ihrem Manne, der 1838 in Carrara mit seinem Freunde Hofer Lamartine las und dessen Lektüre seiner Frau empfahl, antwortete sie: „Du wirst viel mit mir zu tun haben, bis Du mich davon überzeugst, daß es solche schöne Werke in anderen Sprachen gibt wie in der unsrigen. Wenigstens möchte ich erst alle schönen deutschen Werke kennen lernen, ehe ich mich an eine andere Sprache mache.“ Musik und Gesang übte sie bis ins hohe Alter, und wenn sie abends nach mühevollem Tagewerk Erholung suchte, so setzte sie sich an ihren Flügel und ließ ihre Seele in den Tönen unserer deutschen Meister ausklingen. Ihr Kunstverständnis ermöglichte es ihr, an dem Schaffen ihres Mannes teilzunehmen; manch guter Rat ist nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung seiner Werke geblieben. Alles in allem eine echt deutsche Frau, die in ihrem Wesen die größte Hochachtung und Verehrung weckt, Hausmutter und Künstlerfrau zugleich; und nur mit tiefster Ergriffenheit kann man ihre Briefe an den Gatten lesen, die in allen Äußerungen von der Tiefe ihres Gemüts und dem Verantwortungsgefühl ihrer Aufgabe Zeugnis ablegen.

VII. Bildhauer in München (1828–1834)

Die Reise nach München machten wir mit einer Lohnkutsche in 2½ Tagen. In München hatte ich eine Wohnung zu ebener Erde, im Kaufmann Rietschler-Hause, unmittelbar an das Palais der Gräfin Baiersdorf anstoßend, gemietet. Sie war noch nicht bewohnt gewesen, nur weiß gestrichen, und mußte ich während der ersten Tage mich viel mit Malern abgeben und malte ein Zimmer selbst, hell apfelgrün mit Stiefmütterchen gestreut und ein goldbronzenes, gotisches Friesgesims.

Wir hatten und fanden viele liebe Freunde, mit denen wir alle Zeit unseres Aufenthaltes in München ein äußerst gemütliches Leben führen konnten. Die Familie des Oberappellationsgerichts-Direktors von Popp, Hofrat Professor H. Schubert, Professor Hermann, Dr. Ernst Förster, Prof. Maßmann, Prof. Schnorr standen uns freundschaftlichst nahe; Schwanthaler, Stiglmayer, Gail, die Heß, Rottmann, Bürkel und fast alle Künstler waren mir liebe Freunde. Mit der Familie des Oberstlieutenants Rickerl waren wir sehr befreundet und durch meine Frau verwandt; seine Mutter und meiner Frau Mutter waren Schwestern, Freiinnen von Oberkamp. Mit Rickerl hatte ich in den letzten Jahren fast täglich in den ersten Morgenstunden im Sommer meist vor Sonnenaufgang schon ein paar Stunden die Umgegend Münchens zu Pferde durchjagt, wenn unsere Bekannten noch schliefen. Durch Oberhofstallmeister Freih. v. Keßling hatte ich die Erlaubnis erhalten, auf Königl. Reitbahn dem Unterricht meines lieben Freundes, des Stallmeisters Schreiner, von Popps Schwiegersohn, beiwohnen zu dürfen; ich ward ein guter und verwegener Reiter, wodurch ich mir das Vertrauen erwarb, Pferde von Generalen mit meiner Frau Onkel Rickerl reiten zu dürfen, was wir beide dann auch bestens ausnutzten. Nach oft mehr als 2stündigem Ritte nicht ermüdet, arbeitete ich sogleich in Marmor. Mit dem Onkel, einem wackeren Degen — er hatte die 2 Feldzüge nach Östreich (1805 und 1809) und den nach Rußland (1812) bis Moskau mitgemacht — waren die Ritte gar lustig und oft nur zu verwegen. Einst ritten wir gen Nymphenburg und hörten eine 24 Pfünder-Batterie experimentieren und nach der Scheibe schießen. Wir ritten darauflos.

„Reitest du mit?“ frug der Onkel. „Das versteht sich von selbst“, meine Antwort. „Vorwärts marsch!“ und im vollen Lauf ging's an der langen Scheibe vorbei, während des Schießens. Wir kehrten, und ein zweiter Ritt wäre gewagt worden, wenn nicht ein Adjutant angesprengt gekommen wäre, der uns zu Sr. Exzellenz dem Herrn General v. Zollern, der in der Batterie zugegen war, befohlen hätte. v. Zollern war ein kleiner Herr mit großem Kropf und empfing uns mit gewaltigem Gekollere. Mich belustigte die Szene gar sehr, denn meinen Onkel kennend, wußte ich, daß sie doch gut endigen würde; auf allen Gesichtern der Offiziere zeigte sich ein zurückgehaltenes Lächeln. Nur der General gab sich Mühe, recht streng zu sein. Ich ward ignoriert. Endlich als der General ausgezankt hatte, sagte Rickerl ganz ruhig: „Exzellenz, hinschießen ist leicht, aber auf sich herschießen lassen ist etwas anders“, und nun lachte alles laut auf, sogar Exzellenz. Bald wurde heimgegangen, wir in Mitte der Offiziere. Da ging's durch eine enge, mit Planken auf beiden Seiten geschlossene Straße, und in ihr schmetterten auf einem Male die Trompeten, was meinem Nichtsoldatenpferd so wenig behagte, daß es sich über die Planken einen Ausweg suchen wollte, was ich bestens verhinderte, und erwarb ich mir dadurch viel Lob und wieder neue Pferde zum Reiten. —

Unser meister Umgang war mit meinen alten Freunden Maßmann und Ernst Förster und ihren Frauen und Kindern. Wir jungen Eheleutchen hatten alle mit gleich alten Kinderchen zu schaffen, was besonders die Weibleins zu enger Freundschaft brachte. Franka Maßmann, die seelenreinste Frau, und Emma Förster, aufs äußerste lieb und gut, machten mit meiner Frau ein friedliches Kleeblatt, unter dessen Schutz unsere Kinderchen fröhlich heranwuchsen.

Im Sommer, wenn es in München heiß und staubig, sucht man gerne Frische auf dem Lande oder im Gebirge. So brachte ich meine Frau und Kinder im Jahre 1832 nach dem von München 1 Stunde entfernten Thalkirchen, in ein Bauernhaus uns einwohnend, dessen Garten unmittelbar an das Gut des Freiherrn von Freiberg (damals Königl. Stallmeister) stieß; die Freifrau, die Künstlerin Elektrine Stuntz, war uns bekannt geworden in der Familie von Schaden (Witwe des Appel-

lationsrats v. Schaden), ihr Bruder, der Königl. Kapellmeister Stuntz, hatte die 2. Tochter Schaden zur Frau. Wir wohnten hier in allernächster Nähe der wild über Abfälle stürzenden Isar. Bei Sonnenaufgang brachte uns Freibergs Flageolettspiel ins Freie. Wir Männer gingen nach dem Frühstück nach München zu unsern Arbeiten — ich modellierte damals meine sich schmückende Venus — die Frauen lebten mit den Kindern gemütlichst zusammen. An den Abenden fanden wir uns wieder zu ländlichem Stilleben vereint.

Mein Münchner Leben hatte nun eine andere Bedeutung gewonnen. Ich stund nicht mehr allein und vor einer Zukunft, die mir nur Licht zeigte in der Liebe meines Weibes und in dem Bewußtsein, daß ich mit eigener Kraft ein freies Kunsttreiben mir schaffen könne, wenn der gütige Gott, dem ich allein unser weiteres Leben empfahl, uns leiten und schützen würde. Auf den Allmächtigen vertrauend, schritt ich frohen Mutes vorwärts.

Ich hatte einen großen Fehler begangen, als ich nach dem Tode des Königs Maximilian Josef, der mich so huldvoll beschützte, nicht gesucht, mit König Ludwig ebenfalls in unmittelbare Verbindung zu kommen; woran hauptsächlich schuld war, daß ich beim Heimgang des Hochseligen Königs schon auf der Reise nach Rom begriffen war und nicht wagte, bei den vielen Veränderungen, die ein Regentenwechsel mit sich bringt, wieder nach München zurückzukehren, um meine Angelegenheiten dort selbst zu ordnen. Ich vertraute diese dem Liebling des Königs Ludwig, dem Hofbauintendanten Leo von Klenze, an und wußte nie genau, auf welche Art dieser meine Wünsche und Forderungen dem Könige unterbreitete, und so kam es, daß nach dem in Rom Vorgefallenen und nach dem abschlägigen Bescheid einer Audienz nach meiner Rückkunft in München ich annehmen mußte, nicht in der Gnade des Königs zu stehen und daß damit mein Bleiben in München keinen festen Halt habe.

Ich schrieb deshalb an den König, daß, falls ich bis Mai 1828 keine Bestellung für ihn erhielte, ich für immer nach Rom übersiedeln würde. Ich war in nichts dem Könige verpflichtet; die 2jährige Pension von jährlich 500 Gulden, die ich in Rom erhalten hatte, war nichts anderes als der Ersatz für die mir

auf die Rechnung für die Arbeiten am Sckelldenkmale im Englischen Garten, die sich auf 1600 Gulden belief, nicht bezahlten 1100 Gulden. Ich hatte nur 500 Gulden darauf erhalten. Ich erhielt vorerst keinerlei Bescheid noch Zeichen für zu hoffende Gewähr.

Als ich mich im Jahre 1825 zu meinem Aufenthalt in Rom rüstete, hatte mir König Maximilian Josef eine jährliche Pension von 500 Fl. jährlich, solange ich in Rom bleiben wolle, bestimmt. Die Hoffnung einer Verbindung mit meiner nachherigen Braut mußte ich damals als vergebens betrachten, und hatte ich deshalb mich auf jahrelanges Bleiben ausgerüstet. Es kam alles anders; ich hatte durch meine Verlobung einen Anhalt in Deutschland erhalten und fand dadurch keine Lust, mich in das italienische Wesen einzuleben. Nach meiner Verehelichung und nach einer Hoffnungslosigkeit für ein tätiges, mir zusagendes Künstlerleben in Deutschland kam mir die Lust, in der großen Kunststadt Rom unter Kunstgenossen, wie diese, auch mir eine Lebensbahn zu schaffen. Ich ging deshalb mit meinen Einrichtungen in München langsam vorwärts, den Termin — Mai — abwartend, in dem ich ein bestimmtes Handeln vorhergesagt.

Im April ward mir der Antrag, eine der Statuen zum Giebelfeld der Glyptothek nach einem Modell meines verstorbenen Freundes, des Bildhauers Haller, das er in Rom modelliert hatte, in Marmor auszuführen. Da Haller nicht mehr lebte, und weil ich daraus ersah, daß ich gehalten werden solle, nahm ich die Bestellung an, weil es die erste Figur war, die in Marmor zur Arbeit vergeben wurde und ich den Preis bestimmen durfte. Ich begehrte für die Arbeit in Schlanders-(Tiroler-) Marmor 6000 Fl. Die Summe ward gewährt, und mir eine Königliche Werkstatt zur Arbeit dazu eingeräumt.

Nun hatte ich einen Anhalt. Ich erklärte dem Könige, daß ich ferner aber keinerlei Ausführung nach anderer Arbeiten übernehmen würde. Hierauf ward die auch von Haller schon modellierte Minerva, Mittelfigur des Giebelfeldes, dem Bildhauer Leeb übergeben. Dieser, als er erfuhr, daß ich die Arbeitspreise bestimmt hatte, zeigte mir sogleich ein Stückchen, wie sie nur durch Neid und Gewinnsucht unter Künstlern leider zu häufig

vorkommen; er fing mit mir Streit an, der von seiner Seite bis zu Tätlichkeiten führen sollte. Leeb wagte mich an der Brust zu packen, wofür ich ihn rücklings zu Boden warf.

Diese Arbeit hatte ich baldigst eingeleitet und zu aller Erstaunen in sehr kurzer Zeit vollendet. Die Statuengruppe — Steinbildhauer mit einer Figur, Hoffnung, die er vollendet — ist 8 bayr. Fuß hoch, und machten mir meine Helfer, die alle keine Fertigkeit in Marmorarbeiten besaßen, viel zu schaffen. Ich mußte alle schweren Arbeiten selbst mitmachen, weshalb ich beschloß, die nächste große Arbeit allein durchzuarbeiten.

In den ersten Tagen des Sommers erwachte in mir immer eine wahre Sehnsucht nach den Bergen, und so kam es auch im ersten Jahre meiner Ehe an einem herrlichen Sommermorgen, bei Aufgang der Sonne, daß ich meiner jungen Frau sagte: „Wäre ich nun nicht verheiratet, so würde ich sofort ins Gebirge marschieren.“ „Ei, das können wir auch miteinander“, meinte meine Ehehälfte. Sogleich hielt ich sie beim Wort, und keine Stunde später wanderten wir gen Süden den Tiroler Bergen zu. Bei guter Morgenzeit waren wir in Starnberg, und nach gutem Frühstück saßen wir in einem Einbaum — einem zu einem Nachen ausgehöhlten Baumstamm — und ließen uns nach Seeshaupt rudern. Fast 3 Stunden währte die Fahrt, die uns der immer wechselnden Szenerie wegen und mir besonders des Staunens meines Weibchens wegen nicht lang wurden. In Seeshaupt, der fernsten Seespitze gegen das Gebirge, kamen wir in der Dämmerung an und labten uns an der Auswahl der besten gebratenen Seefische, die uns in großer Menge vorgesetzt wurden. Am andern Morgen ging's über Iffeldorf, wo wir bei einem mir von früher bekannten Bauern etliche meiner Zeichnungen, Bildnisse, die ich früher in Blei klein gezeichnet, gut in Ehren gehalten, innen an die Türe des Linnenschreins genagelt, vorfanden; dann weiter nach Schlehdorf am Kochelsee. Während unseres Mittagessens überraschte uns ein kunstgerechter Gesang einer weiblichen Stimme, und als wir die aufwartende Dirnei (Kellnerin) frugen, ob eine Sängerin aus München auch hier wäre, lachte das schöne Dirnl, knixte und stellte sich selbst als die Sängerin vor und bewahrheitete es beim Hinausgehen mit dem schönsten, reinsten Jodler. Am Nachmittage

vertrauten wir uns einem bald 90 Jahre alten Fischer zur Überfahrt zur Kesselberger Mühle an, und führte der freundliche Alte die Ruder mit Jugendkraft. Noch wenig hundert Schritte vom Ufer, raste plötzlich ein Sturm vom Kesselberge und die Jocheralm herunter, der uns schnell weit in die See wieder zurücktrieb. Ich wollte helfen; der Alte litt es nicht, wir mußten uns unten in den Nachen setzen, und bald hatte unser Fährmann alles Nötige geordnet und zog uns mit ungeahnter Kraft glücklich ans Ufer. Der Sturm hatte sich ebenso schnell, wie er gekommen, wieder gelegt, und schritten wir an den Wasserfällen entlang den Kesselberg aufwärts. Es war meiner kleinen Frau keine leichte Aufgabe, die sie aber bestens löste. Die Pracht des Bildes oben, der an Hunderten von Fuß über der Höhe des Kochelsees gelegene Walchensee, belohnte sie für ihre Anstrengung. Ein Fischer im ersten Häuschen am See rüstete schnell seinen Nachen, und nun ging's weiter über den See der Jachenau zu. Der See war mir längst bekannt; das Wiegen des Kahns schläferte mich ein, und ich erwachte erst wieder am Ufer des Aussteigeplatzes. Die herrliche, großartige Landschaft, die meiner Frau ganz neue, ungeahnte Bilder vorgeführt, hatten sie in stetem Staunen erhalten, das aber durch die unbegründete Sorge um ihren schlafenden Mann sehr getrübt worden war. Nun ging es noch eine gute Strecke in die Jachenau hinunter bis zum nächsten Bauernwirtshaus, wo wir zu übernachten beschlossen. Unterwegs hatten wir eine Tabakspfeife und eine silberne Uhr gefunden. Auf unsere Anzeige hin fanden sich die Verlierer, stämmige, große Holzflößerknechte. Der, dem ich die Uhr zurückgab, grabbelte in seinem Ledergeldbeutelchen ein paar Groschen, um uns zu belohnen, zusammen, und als ich ihm, anstatt zu nehmen, einen Vierundzwanziger[1]) gab, um seine durch den Fall in etwas beschädigte Uhr bessern lassen zu können, waren wir unter den einfachen Gebirgsleuten gut aufgenommen. Am 3. Tage gingen wir bis Lenggries eine sehr kleine Weite; es war ein Festtag und das Volk in den schönen, kleidsamen Trachten.

In Pfaffenstaffel, einem Wirtshaus in der Nähe einer kleinen Kirche, ward tüchtig getanzt. Spät am Abend kamen wir

[1]) 24 Kreuzer.

erst in Lenggries an und trafen es in einem großen Wirtshaus ziemlich ungemütlich. Es war viel Lärm im Hause, und machten die großen Feiertagsanstrengungen sich sehr bemerkbar.

Am 4. Tage kamen wir nur bis Tölz, einem kleinen Städtchen an der Leisach. Kaum eine Viertelstunde von Lenggries — mein Weibchen war weit voraus — kam ein Gendarm, der in Lenggries im Wirtshause mit war, über eine Planke auf mich zu: „Hoben's an Paß?" — „Nein." — „Das ist sehr schlimm." — „Ja, das ist sehr schlimm." Dabei ließ er es gut sein; ich aber bemerkte ihm, daß er mich gestern im Wirtshause, wo er mit war, hätte fragen müssen, und wenn er etwas erfahren wolle, mit nach Tölz gehen müsse, wohin wir jetzt gingen. Er schob ruhig ab. — In Tölz hatte ich einen alten Bekannten, den Bildhauer Fröhlich, der gar schöne religiöse Bilderchen in Alabaster schnitt; er hatte eben einen Christus als guten Hirten in Alabaster fertig. Fröhlichs Arbeiten waren alle aus kindlich religiösem Sinn entsprungen, rein und schön in Form und Ausdruck. Tirol hat viel solcher Künstler, die, solange sie in ihrem einfach kindlichen Leben und Sinn bleiben, nicht leicht in ihren Kunstleistungen übertroffen werden, sobald sie aber weiterstreben wollen, sich nicht zurecht finden können und selten Bedeutendes leisten. Das Kindliche will eben auch in kleiner Form sich aussprechen. Fröhlich hatte einen schnackenden Starmatz, der uns viel belustigte. Das Tierchen war sehr artig, solange wir im Zimmer weilten; als wir aber gingen, wurde er echt bayrisch grob und schimpfte entsetzlich. Solange er uns in der Straße sah, hörten wir ihn nachschimpfen.

Am 5. Tage in der Frühe vertrauten wir uns einem Bretterfloße an, der auf der reißenden Loisach uns pfeilschnell in die Isar und auf dieser nach München brachte. Unterwegs stürzen diese Flüsse in künstlichen Abfällen, von Holz gebaut, über große Höhen hinab, und werden dabei die Flöße bis weit in ihrer Mitte ins Wasser gestoßen. Mein die Gefahr nicht kennendes keckes Weibchen freute sich bei jedem Abfall; sie hatte nicht bemerkt, daß die Floßknechte vor jedem Fall beteten und sich sicher stellten. Ich hatte meine Frau so viel wie möglich sicher gesetzt und war froh, wie wir endlich in München am Grünen Baum landeten. Zu Hause wieder angekommen, wurden wir beide, frei-

lich nicht ernstlich, krank; müde nennt man solch gefährliche Krankheit, sie vom Schnell-, ich vom Langsamgehen. —

Ich hatte unterdessen meine Marmorarbeiten, die ich in Rom begonnen hatte, kommen lassen: eine Caritas, einen Amor, des Königs Maximilian Josef Büste, noch 3 andere, ein Grabrelief, einen reichen Taufstein, der in die Petrikirche in Hamburg kam, und noch kleine Werke und arbeitete an diesen eifrigst. Im Jahre 1830 bestellte Graf Schönborn eine große Marmorvase, die ich nach meiner Erfindung ausführte; sie kam nach dessen Gut Wiesentheit, und da ich einen geschickten Arbeiter für solche Gegenstände hatte, so ließ ich auch zugleich eine Kopie der griechischen Vase, die in S. Cecilia in Trastevere bei Rom kolossal steht, in kleinem Maßstab ausführen; König Georg von Hannover kam später in Besitz derselben. Die Ausführung der Figuren zum Giebelfeld der Glyptothek in Marmor wurde nun eifriger betrieben. Die Skizzen dafür hatte Haller in Rom, sehr klein, unter Beirat des Königs und des Professors Wagner gemacht, und wurden nun bei dieser Skizzen Ausführung eine weitere mir, andere an die Bildhauer Schwanthaler, Rietschel, Meier und Leeb übergeben, und sollten vorerst lebensgroße Gipsmodelle dazu angefertigt werden. Ich durfte wählen und nahm mir den Figurenmaler, eine sitzende Figur, die eine vor sich stehende kleine Figur anmalt. 6500 Fl. ward als Preis dafür bestimmt.

In dieser Zeit beschlossen die Münchener Bürger, dem Hochseligen König Maximilian Josef auf dem Residenzplatz eine Statue zu setzen, und sollten die bayerschen Künstler darum sich bewerben und sie ausführen. König Ludwig, der damals Rauch nach Bayern zu ziehen wünschte, bestimmte aber, daß Rauch sie in Gips ausführen und in Erz gießen lassen solle. Rauch bestimmte zum Schrecken der Münchner 40 000 Thlr. in Gold = 88 000 Gulden, die er auch später dafür erhielt, für das Gipsmodell allein. (Thorwaldsen forderte und erhielt vom König Ludwig für das Gipsmodell der Reiterstatue Maximilians, die auf dem Wittelsbacher Platze in Erz steht, 4000 Scudi = 10 000 Gulden.) Um Rauch fester zu halten, sollte er die Ausführung der Glyptothek-Giebelfiguren leiten. Ich war mit dem lebensgroßen Modell der mir anvertrauten Figur so viel wie

fertig, als Rauch zu mir kam und mir des Königs Wille mitteilte, daß die Figuren unter seiner Leitung gefertigt werden sollten. Ich versicherte Rauch, daß ich ihn als Künstler hoch schätzte, daß ich aber sein Schüler weder in Wirklichkeit noch dem Schein nach werden wolle, da mein Streben ganz andere Wege ginge wie seine [2]), daß ich aber seinen wie jedes anderen Künstlers und Laien in der Kunst Tadel stets beherzigen werde. Da ich mit meinem Modelle so viel wie fertig war, so bat Rauch, wenigstens doch die Abformung in Gips außen in Stiglmayers Erzgießerei, in der er auch seine Werkstätte habe, vornehmen zu lassen. Dazu war ich einverstanden, wenn mein Freund Stiglmayer mir einen eigenen Raum dazu geben könne. Stiglmayer tat es, und ich ließ mein Modell dahin bringen. Als mein Modell wieder aufgestellt war, meinte Rauch, eine Gewandfalte könnte besser anders liegen, worauf ich bemerkte, dann müßte die andere auch geändert werden. „Probieren Sie es einmal!" Ich merkte, wo das hinaussollte, und änderte die Falte. Andern Tags meinte Rauch: „Ja, Sie hatten recht. Ändern Sie nun doch weiter!" Ich meinte aber anders, stieg auf die Figur, drehte den Kopf ab und warf damit die weiche Figur zuschanden. Rauch entfernte sich rücklings. Mein Entschluß, die Figur nicht machen zu mögen, war gefaßt. Andern Tags ging ich, um die Figurenruine abzutragen, und fand Rauch in meiner Werkstatt. Er war in sichtlicher Verlegenheit, was er nun tun und dem Könige berichten solle, der in Neapel weilte. „Schreiben Sie die Wahrheit; das Weitere findet sich. Auf keinen Fall werde ich aber unter Ihrer Leitung arbeiten." Rauch sagte, er würde den nächsten Tag abreisen; ich erklärte, auch abreisen zu wollen. Nach so viel Tagen kam Rauch wieder. Ich war im Steiger Wald und bis Würzburg herumgelaufen und kam zufällig an demselben Tage wieder und traf Rauch wieder in meinem Arbeitsraum. Bei der Zerstörung meiner Figur hatte mein kleines Gewandmodell einen Schmiß mit abgekriegt, der es zu dessen Vorteil umgeschaffen hatte, und meinte Rauch nun, es sei schade; so müsse die Ausführung sich recht gut machen; wenn er nur wisse, wie die Geschichte mit dem Könige abzumachen wäre; er würde wieder abreisen und lange nicht

[2]) Rauchs Kunstrichtung war vom Klassizismus stark beeinflußt.

mehr kommen. Das war mir recht. „Schreiben Sie nach Neapel, daß ich meine Figur zerstört und nun in Ihrer Abwesenheit eine andere modellieren würde. Betonen Sie: in Ihrer Abwesenheit.“ Rauch sagte, es tue ihm leid gezwungen zu sein, dieses schreiben zu müssen. Rauch reiste ab, und ich machte mich bei verschlossener Türe an die neue Figur. Der Brief nach Neapel ging ab. Bald darauf reiste der König nach Deutschland zurück. Majestät hatte immer ein kleines Notizbuch bei sich, in dem er alles aufzeichnete. In vollen 3 Wochen hatte ich meine lebensgroße Figur wieder fertig, und da sie mir recht war, wollte ich sie nicht auch zerstören und auf jeden Fall in Gips gießen, wozu ich den Gips schon angeschafft und bereit stehen hatte. Müde von der Arbeit, schlenderte ich in die Stadt. Da stund mit einem Male der König vor mir und rief mich gar unsanft an: „Bandel, was arbeiten Sie?“ „Majestät, ich habe die bei mir bestellte Figur zum Giebelfelde fertig modelliert in Stiglmayers Werkstatt und werde sie morgen in Gips gießen.“ „Was?“ er sah schnell in sein Buch und rief mich wie erzürnt an: „Gehen Sie mit, das will ich sehen.“ Er konnte die Nachricht, daß ich die Figur beginnen würde, erst 14 Tage vorher erhalten haben. Damit wendete er seine Schritte der Gießerei zu und ließ mich hinterdreintrappeln. Es machte mir Spaß, da ich wußte, daß meine Figur nicht zugedeckt war und gut beleuchtet stund; vor dem Gießen lasse ich die Modelle immer eine Nacht offen stehen. Majestät schoß voran, ich in guter Entfernung nach. Und nun kam ein mir günstiger Zwischenfall. Bei Rietschel stund eine sehr ausgeführte Skizze, eine beflügelte, ganz nackte weibliche Figur, die sich auf eine Schiffschnabelsäule stützte. Wir jungen Leute hatten längst, da wir das Ding nicht zu erklären wußten, schlechte Witze darüber gemacht. Nun trat der König in Rauchs Werkstatt, die offen stund, und Rietschel nahm die Gelegenheit wahr und machte den König auf die geflügelte Nackte aufmerksam, mit der Bemerkung, Professor Rauch hätte ihn beauftragt, ihm, dem Könige, diese Skizze zur Genehmigung zur Ausführung vorzustellen; es sei eine der Viktorien zur Walhalla für die Seesiege. Majestät machte noch ein viel erstaunteres Gesicht wie wir Bayern, stutzte und rief sich umwendend nun mehreremale: „Nein! Nein! Nein!“ und lief dem Hauseingange zu.

Ich war vergessen, hatte aber glücklicherweise die Flügeltüren meiner Werkstatt, an der er vorbeimußte, geöffnet, und die untergehende Sonne beleuchtete mein Werk aufs vorteilhafteste, mich selbst überraschend. Den König überraschte es; er blieb stehen, ward immer freundlicher, zog wieder sein Büchelchen heraus und: „Brav gemacht, Bandel! Abgeformt und so bald wie möglich in Marmor begonnen!“ Ich war doch froh, daß sich diese Geschichte so gewendet. Die anderen außer Leeb arbeiteten unter Rauchs Lehre.

Bald war der Marmor angeschafft, und ich begann nun allein die Marmorausführung nach dem kleineren Modell 6 F. zu 8 F. und nahm zur Vermessung während der Arbeit keinen Zirkel, sondern nur 2 Stöckchen mit den Kopflängen der Figuren, jedes in 4 Teile geteilt. Zum Abschlagen großer Massen hatte ich wenige Tage einen Steinhauer zur Hilfe. Frisch ging die Arbeit voran. Der König kam öfter, und mußte ich in seiner Gegenwart arbeiten, wobei ihm die Scherben um den Kopf flogen. Nach 5 Monaten war ich fertig, und waren die 6500 Gulden verdient. Da kam der König in meine Werkstatt, als eben der Baumeister der Basilika, Ziebland, und ein Gipsformer bei mir waren. Der König lobte mich und rühmte meine Fertigkeit in Marmorarbeiten und sagte: „Nun hauen Sie hier ein: Bandel fecit.“ „Das tue ich nicht“, war meine Antwort. — „Warum nicht?“ — „Weil die Figur nicht von mir ist.“ — „Sie haben sie ja doch gemacht.“ — „Ja, das Machwerk ist von mir, die Erfindung nicht; nur Arbeiten, die von der Erfindung bis zur Ausführung von mir sind, nenne ich meine.“ Da entspann sich ein Befehlen und Weigern; Ziebland, ein langer, hagerer Mann, wackelte und zitterte; der Arbeiter stieg rücklings die Treppe hinauf, und schließlich rief Majestät: „Ich will es haben.“ Ich: „Ich tue es nicht“, und mein Name steht nicht daran. Endlich doch beruhigt ging der König mit Ziebland und mir nach dem nahen Bauplatz der Basilika. Da knallte ein Schuß, und ein Krach schlug an die Bretterwand, die den Bauplatz von dem Institut, in dem junge Griechen gebildet wurden, schied. Ich sprang auf die Planke und sah, wie das Hellenenvolk nach einer auf die Bretter geschmierten Scheibe geschossen und eben wieder schießen wollte, was ich schnellst hintertrieb. Maje-

stät mag für den Schrecken wohl noch Maßregeln gegen weiteren Unfug befohlen haben.

Durch den Prinzen Karl, Bruder des Königs, bekam ich die Bestellung von 3 großen Gewandbüsten und einer ohne Gewand: 2 für ihn, eine für die Königinwitwe Karoline und eine für die Kaiserin von Östreich, die Gewandbüsten jede für 100, die ohne Gewand für 50 Karolin [3]). Dazu mußte ich auch 2 reiche Postamente von weißem Marmor machen lassen. Die eine Gewandbüste und die ohne Gewand bekamen im Prinz Karl-Palais — Salamberthaus benannt — am Eingang des Englischen Gartens gelegen, eine sehr schöne Aufstellung. Die Büste, die Königinwitwe erhielt, mußte ich im Schlosse Biederstein (im Englischen Garten) mit meinen Leuten aufstellen und dazu einen passenden Platz suchen. Die Majestät half mit auswählen, und auch diese bekam einen guten Platz. In demselben Zimmer stund sehr schlecht aufgestellt Canovas Psyche in Marmor auf Marmorpostament. Ich bedauerte es und bat die Königin, der schönen Arbeit einen besseren Platz geben zu lassen. „Wählen Sie einen, und sie soll dahin kommen.“ Ein paar Schritte entfernt war eine gute Stelle; der Zimmerboden war glatt, und ich machte den Vorschlag, die Figur sogleich umzurücken, was geschehen könne, wenn die Herren — es waren 3 — mit meinen 3 Arbeitern mitanfassen und nach meiner Anordnung mithelfen möchten. Da gab's bitter lächelnde Gesichter, und es schien der Majestät sehr zu gefallen, als sich die Herren ziemlich ungeschickt beim Ziehen benahmen. Ich verhütete das Schwanken der Statue, und in ein paar Minuten war die Arbeit zu aller Zufriedenheit getan.

Ein paar Tage nachdem ich die Büsten bei Prinz Karl abgeliefert und aufgestellt hatte, ward ich zum Prinzen befohlen und von ihm mit ernst sein sollender Miene empfangen: „Sie haben mir eine unvollendete Arbeit abgeliefert.“ Ich frug, wie das gemeint sei; ich wäre ja eben für die gute Ausführung der Büsten von Kgl. Hoheit belobt worden. „Ja, von mir, aber vom Professor Rauch nicht.“ Ich frug nun, was dieser zu tadeln hätte. Da nahm der Prinz meinen Finger und schob ihn in eine Faltentiefe, die unterwärts hing und in die niemand sehen

[3]) Eine Goldmünze, ihr Handelswert war 11 Fl.

konnte. „Da fühlen Sie; da innen sei es nicht glatt.“ Ich sagte lachend, ich wolle einen Arbeiter schicken, der die nicht zu sehende Tiefe glätter machen solle. Da hielt der Prinz das Lachen nicht mehr zurück, belobte mich, wollte von einer Änderung nichts mehr wissen und sagte: „Ich wollte Ihnen Rauchs Tadel nicht vorenthalten, damit Sie Ihre Bemerkungen für sich darüber machen können. Oberste Meisterschaft muß man sich immer zu erhalten suchen.“

In nächster Zeit bekam ich den Auftrag, für das Treppenhaus des Herzog Max-Palais 14 doppeltlebensgroße Karyatidenköpfe in Gips zu fertigen; ich sollte 2 Modelle anfertigen und jedes 7mal vervielfältigen, jeden Kopf für 30 Gulden. Das war mir zu langweilig; ich fertigte jeden Kopf anders: unten an der Treppe 2 Kriegerköpfe als Wache; aufsteigend 4: eine Ägypterin, Griechin, Römerin, Deutsche; auf dem Ruheplatz einen altdeutschen Priester und mein Bild; weiter aufsteigend 4 Frauenköpfe: Fruchtbarkeit, Reichtum, Frohsinn und Frömmigkeit; ganz oben Romantik und Stärke. Diese Arbeit machte mir viel Freude; ich beschäftigte dabei einen Schüler, der mir einen rohen Kopf aufbauen mußte in einem Tage; am 2. Tage fertigte ich den Kopf, am 3. ward er in Gips geformt und gegossen. Während ich einen Kopf fertig machte, ward ein weiterer aufgebaut, und so waren die 14 Köpfe in 16 Arbeitstagen zum Versetzen an die Pfeiler fertig.

In allen freien Zeiten modellierte ich eine 10 F. hohe, segnende Christusstatue in Gips, die ich nach Hof schenkte für die nach dem Brande wieder restaurierte Hauptkirche dort.

Ich wurde im Künstlerverein als Verwaltungsmitglied gewählt, und als der Wunsch geäußert wurde, daß die Büsten der 4 Gründer des Vereins, Peter Heß' des Schlachtenmalers, des Hofmalers Stieler, des Architekten Professor Gärtner und des Dekorationsmalers Dominik Quaglio, im Vereinslokale aufgestellt werden möchten, machte ich mich an die mir liebe Arbeit und stellte die Büsten auf als Geschenk für den Verein. Der wollte aber kein Geschenk, und als ich einige Wochen darauf für meine 2 kleinen Buben den Christbaum putzte und eben die Lichter brannten, brachte der Vereinsdiener ein Päckchen mit einem großen Schreiben. Im Päckchen waren 80 funkelnagelneue

Dukaten, im Schreiben Dank und Bitte, die 4 Büsten formen zu lassen, um jedem der 4 Künstler einen Abguß geben zu können. Die Dukaten zierten sofort den Baum, und es freute mich, meine Büsten so geehrt zu sehen und meinen lieben Kunstgenossen sie auch mitteilen zu können. Die Büsten stehen noch im Verein.

Bald darauf erhielt ich vom König den Auftrag, in der Größe der Walhallabüsten in Gips die Büsten der Künstler Heinrich Heß, Zimmermann, Rottmann, Ohlmüller, Voit, Amsler, Ziebland und anderer zu fertigen, jede für 20 Dukaten. Auch diese Arbeit fertigte ich zu des Königs Zufriedenheit, und war Majestät während dieser meiner Arbeit oft in meiner Wohnung und kam stets unverhofft. Einst saß ich mit Frau und den 2 ältesten Söhnen bei Tisch, der 3.[4]) lag nebenan in der Wiege, da trat der König eiligst ein. Ich saß im Arbeitskleid und wollte mich entfernen, um mich umzukleiden. „Wo wollen Sie hin?" — „Majestät, meinen staubigen Rock wechseln." — „Bleiben Sie, das ist des Künstlers Ehrenkleid." Ich mußte bleiben, wir mußten weiter essen. Meine Frau lud den König ein mitzuessen. „Ich würde nicht mehr zu Mittag essen können und von der Königin deshalb gescholten werden." Majestät blieb sitzen, wiegte meinen 3. Jungen und ging erst mit mir ins Arbeitszimmer, als wir mit dem Essen fertig waren.

Meine 2 ältesten Buben spielten viel in meiner Werkstatt, während ich arbeitete. Einst spielten sie am Boden mit einer Kugelbüchse, da trat der König in die Türe, blieb stehen und trat nicht eher ein, als bis ich das große Spielzeug der Kinder entfernt hatte. Ich hatte in Erwartung, daß der König einmal kommen würde, an den Wänden viele meiner gezeichneten Skizzen aufgehängt, weil ich den König nie dazu bewegen konnte, sie ihm vorzeigen zu dürfen. Diese List gelang. Dem Könige gefielen manche; er lobte sie, und endlich frug er: „Wer hat die Zeichnungen gemacht?" — „Alle ich, Majestät." Da wandte sich der König ab und sprach nicht weiter darüber.

---

[4]) Randbemerkung: 1. Sohn Heinrichs Geburt 23. Juni 1829 in München, 2. Sohn Roderichs Geburt 11. September 1830 München, 3. Sohn Arnulfs Geburt 25. September 1833 München, 4. Fritz geb. 23. Oktober 1834 Berlin, 5. Amalie 7. August 1836 Hannover, 6. Hans 2. Mai 1839 Detmold, 7. Angelika 18. Dezember 1840 Detmold.

König Ludwig hatte so viel Pläne für Ausführung im Sinn, daß er alle Ablenkungen davon und Ausgaben für anderes oft ängstlich vermied. Majestät gebrauchte die Künstler für seine Zwecke; selbständiges Auftreten begünstigte er nicht. So kam er einst mit den Worten zu mir: „Lieber Bandel, ich kann keinen Bildhauer besser gebrauchen als meinen Schwanthaler, aber ausführen kann er nicht.“ Es wurmte mich, das über meinen Freund hören zu müssen, und erwiderte: „Daran sind Majestät selbst schuld. Geben Sie ihm solche Arbeiten, die äußerste Ausführung erfordern, dann wird er es lernen und können.“ — „Ja, dazu habe ich kein Geld.“ Diese Worte zeigten mir mein weiteres Schicksal unter des Königs Schutz. Ich wünschte nur, Arbeiten möglichst auszuführen, und nun erklärte der König, für solche Arbeiten auch nicht einmal für seinen begünstigten Bildhauer Geld zu haben. Bei jeder Gelegenheit sagte ich dem Könige, daß ich nur solche Aufgaben mir wünsche, und wenn ich solche in Bayern nicht fände, sie anderswo suchen würde. „Sie sind ein eigensinniger Mensch und glauben, man sei Ihnen nicht gnädig, wenn man Ihre Wünsche nicht gleich erfüllt.“ Das Warten auf Erfüllung meiner Wünsche ward mir aber zu lange, und es reifte in mir immer mehr der Entschluß, Bayern zu verlassen. „Sie sind mein Büstenbildhauer, mein bester Steinbildhauer“, waren stete Versicherungen des Königs. Büsten allein wollte ich nicht machen, und Marmor- und Steinarbeiten, auch nach anderer Modell, hatte ich immer erklärt nie übernehmen zu mögen, selbst nicht als bloßer Beaufsichtiger und Lehrer für solche Arbeiten.

Die Vorarbeiten zum Walhallabau waren inzwischen so weit vorgeschritten, daß an die Grundsteinlegung (18. Okt. 1830) gegangen werden konnte. Es ward mir der Auftrag, eine sitzende Germania, 8 F. hoch, für die Bekrönung des Baldachinbaues über dem Grundstein in Gips herzustellen. Man wählte mich wohl, weil ich bekannt war, keine Mühe zu scheuen, und schnellst arbeiten konnte; beides war aber auch nötig bei den bestehenden Verhältnissen. Ich eilte nach Donaustauf, dem damals ziemlich ärmlichen Orte, über dem sich die Ruine Donaustauf hoch zur Bergeshöhe aufbaut, neben der auf einer davon östlich gelegenen Bergkuppenfläche die Walhalla errichtet wurde. Auf diesem

Berge war ein reges Leben: es wurde geebnet; Terrassen wurden gebildet, auf denen die breiten Treppenbauten sich schon in ihren Anlagen zeigten, die vom Tal hinauf zum Walhallabau führen sollten. Dort oben war von mir kein Arbeitsraum zu finden, und mußte ich unten im Orte mir eine Werkstatt richten, in der ich sofort meine Holz-, Stroh- und Gipsarbeit begann. In wenig Tagen war ich fertig, und wurde mein zerbrechliches Werk mit vieler Mühe auf den Berg und weiter mit noch mehr Mühe und Gefahr auf den wohl an 50 F. hohen, tempelartigen Bau gebracht und befestigt, was eine wahre Schaukelarbeit war. Die Puppe Germania mit Eichenkrone, Schild und Schwert schaute stattlich aufs schöne Donautal und die alte Regensburg herab. Der Festtag kam. König Ludwigs Majestät, Fürsten und hohe Herren kamen im Gepränge, um die bei solcher Veranlassung gebräuchlichen Handlungen zu begehen. Eine ungeheure Menge Volks hatte sich versammelt, und aus ihm hob sich ein Festzug heraus, schön wie ich nie einen gesehen, großartig lieblich, von den schönsten Bayerjungfrauen gebildet. Jeder Kreis hatte 3 seiner schönsten Stadtjungfrauen geliefert, die schmuck gekleidet hohe, prächtige Fahnen trugen; nach jeder Fahnengruppe trugen Landjungfrauen in meist reizend schönen Trachten Erzeugnisse ihres Kreises. Musik und Geschützdonner geleiteten den Zug vor das Zelt der Herrschaften, wo dann um den Grundstein nach Überreichung der Landeserzeugnisse die schönen Kinder sich um ihre Fahnen gruppierten. Das Fest verlief bei schönstem Wetter aufs fröhlichste. Tags darauf ward der Baldachinbau wieder zerstört. Ich hätte gerne den Kopf der Germania mir erhalten; er war nicht zu erhalten und rollte schließlich, wie alle anderen Teile der Figur, ins Tal der Donau zu.

Von Regensburg nahm ich wenige Tage nach der Feier meinen Weg nach München über das Rittergut Haus, einige Stunden südlich von Regensburg, um einer Einladung der Besitzer derselben, der mir von Jugend auf befreundeten Freiherrlich von Dörnbergschen Familie, zu folgen. Ich blieb dort ein paar Tage, zeichnete die Frau Baronin und ihre schöne Tochter Mimi, die nachherige Fürstin von Thurn und Taxis. Es war eine kräftige, schlanke, graziöse, echt deutsche Jungfrauen-

gestalt mit reinstem, schönem, plastisch geformtem Gesicht und Kopf, den reiches, rotblondes Haar in reichster Fülle schmückte. Übermütig schaute der frische Geist aus den glänzenden, großen, blauen Augen, und der rosige Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen spottete der Sorge um sie, wenn sie allein ihren Rappen bestieg, um wie eine Walküre über die Fluren bergauf und -ab zu stürmen. Es war ein schönes Bild, die blonde Reiterin mit fliegenden Haaren auf dem schwarzen Renner. Die schönen Tage auf Haus in Erinnerung an Jugendzeiten vergingen schnell, und zog ich über Landshut und Freising wieder in München ein.

Im Jahre 1833 ward mir der Auftrag, die vom sel. Bildhauer Haller modellierten 6 Statuen für die Nischen der Hauptfront der Glyptothek in Marmor und 12 der 24 von Schwanthaler für die Pinakothek in kleinen Modellen gefertigten Künstlerstatuen, lebensgroß, in Sandstein auszuführen, d. h. ausführen zu lassen unter meiner Aufsicht und Hilfe. Ich lehnte diesen Auftrag entschieden ab und erklärte, Bayern zu verlassen. König Ludwig suchte keinen Künstler in dessen Eigentümlichkeit zu stärken; er gebrauchte nur ihre Eigentümlichkeiten zu den Zwecken, wozu er sie verwenden konnte, und hat dadurch manch großes Künstlergenie zerstört und andere von der möglichen Ausbildung ihrer Werke zurückgehalten. Stiglmayer war ein ausgezeichnetes Bildhauergenie; die liegende Statue der Fräulein Mannlich auf dem Münchner Gottesacker, ein hervorragendes Kunstwerk in jeder Hinsicht, ist Zeuge dafür. Er ward gezwungen, Medailleur an der Münze zu werden und ward bald in diesem Kunstzweig einer der besten Meister. Da mußte er Erzgießer werden, und ward ihm dadurch eine seinem Geiste und Talente entsprechende Kunstübung abgeschnitten. Haller war ein nicht leicht übertroffenes Talent in Nachbildung des menschlichen Körpers; die Statue des Philoktet, die in Gips überlebensgroß in Innsbruck, beweist das. Der König stellte ihn unter den Zwang des Nichtbildhauers und Nichtmalers Professor Wagner in Rom (vgl. S. 186); Haller war zu schwach, sich selbst Bahn zu brechen, und ging zugrunde. Heinrich Heß, einer unserer besten Künstler, dessen Apollo unter den Musen und später religiöse Bilder seine eigentümliche große Meister-

schaft bewiesen, mußte die Allerheiligste Kapelle (Allerheiligen-Hofkirche) in einem ihm fremden Stil malen, und so schön diese Werke, so konnte Heß nur hier und da seine Eigentümlichkeit darin geltend machen, und sind diese Ausflüsse seines Geistes Zeugen, welch große Werke alle hätten werden können, wären seinem Schaffen keine Fesseln angelegt worden. Schlotthauer mußte mit anderen unter Cornelius malen, der doch bei aller großen Meisterschaft kein Maler war. Schwanthaler war des Königs Skizzenfabrikant und bekam nie Gelegenheit, seine Eigentümlichkeit zur möglichen Ausbildung zu bringen. Nach Schwanthalers immer geistreichen kleinen Skizzenzeichnungen mußten talentvollste junge Künstler ängstlich, mit Hilfe der Quadrate, alle Fehler, die sich natürlich bei Übertragung der kleinen, meist flüchtig skizzierten Zeichnungen ins Große zeigen mußten, nachstricheln. Wo konnte da eigentümliche Ausbildung gedeihen, die meist durch den geringen Lohn für solch Sklavenarbeit noch mehr erschwert wurde! Das Schaffen in der Kunst verträgt keinen hemmenden Zwang; nur das Freieste erstrebt Hohes.

Welch großer Künstler war Schüler eines Meisters? Alle, die sich hohen Ruhm erworben, sind entweder ganz selbständig vorgeschritten oder haben sich früh von fremden Einflüssen frei gemacht. Wo Gott keinen Geist geschenkt, kann keiner eingeschult werden; wo kein Talent zum Darstellen, wird immer nur krüppeliges Zeugs erstehen. Letzteres kann durch frühe Übung schneller erkräftigt werden. Durch des Geistes Unterdrückung oder Hemmung, was stets naturgemäß durch Nachahmung entsteht, verkümmert oder stirbt jede Eigentümlichkeit.

Die Erziehung von Kunstjüngern durch Kunstschulen ebenso wenig wie durch einzelne Meister hat Wert, wenn nicht die freiste Entfaltung der dem Künstler innewohnenden Kräfte gewahrt bleibt. —

Es war mir klar geworden, daß meine Kunstfertigkeit vom Könige gebraucht werden sollte, ohne daß auf meine mir eigene Kunst Rücksicht genommen wurde. Ich stellte alle Erlebnisse, meine und die mir von anderen Künstlern bekannt gewordenen, zusammen und wollte und konnte mich nicht selbst verlieren, um mich für andere Pläne und Ansichten gebrauchen zu lassen. Mein eigener Plan, durch ein Armindenkmal dem deutschen Volke ein

Mahnzeichen zu errichten zur brüderlichen, festen Einigkeit in einer scharfen Spitze, trat nun entschieden vor und befestigte den Entschluß, nun eine Ausführung dieses Planes mit all meiner Kraft und allen Mitteln unter jeder kommenden Entsagung der bei den Menschen zur Gewohnheit gewordenen Annehmlichkeiten durchzusetzen. Ich entwarf, 1 Fuß hoch, eine kleine Skizze am offenen Fenster — mein Arbeitszimmer war zu ebener Erde — und war, den Rücken gegen die Straße, eifrig daran. Da: „Bandel, machen Sie da einen Arminius?" Ich wandte mich freudig um; Professor Dr. Schorn hatte mir zugesehen. „Nun soll dieser Armin auch sicher ausgeführt werden", sagte ich, und war Schorn der erste, dem ich meinen Plan mitteilte. Er mag ihn wohl abenteuerlich gefunden haben, so wie er nur aus dem Bandel, aus dem man damals in München nicht klug werden konnte, entspringen könne. Nur meinen besten Freunden teilte ich meinen Plan mit; alle rieten mir ab, bis auf Maßmann, der mir jede ihm mögliche Hilfe zur Ausführung zusagte.

Um der Gegend der Aufstellung meines Gedankens näher zu kommen, und hoffend, in Berlin mehr Anklang für meinen Plan zu finden, reiste ich dorthin, zuerst allein. Ich mietete mich bei meinem Freunde Wackernagel ein und modellierte ein weiteres, 4 Fuß hohes Armin-Modell, reiste zurück nach München und machte dort in wenig Tagen Anstalt zur Übersiedelung nach Berlin, zerschlug die Gipsmodelle, verpackte meine Marmorwerke und Modelle, die ich weiter gebrauchen wollte, verkaufte in Auktion meine Hausgeräte, die ich nicht mitnehmen konnte, und saß am .... mit Frau und 3 Kindern im hochaufgepackten Reisewagen.

Ein paar Tage darauf wollte der König, der damals in Berg wohnte, durch Gärtner mir eine Bestellung machen lassen, die mich auch nur als Arbeiter wollte. Da sagte Gärtner: „Solche Bestellung nimmt Bandel wohl nicht an; er ist aber auch abgereist." — „Wohin?" — „Nach Berlin, um dort zu bleiben." Da wandte sich der König, trommelte an der Fensterscheibe und sprach weiter über anderes. So sagte mir später Prof. Gärtner.

VIII. Zwischenzeit in Berlin (1834)

Es war ein schwüler Tag, an dem wir von München abreisten. Der Fuhrmann hatte eine andere als die von mir ausgesuchte Kutsche gebracht, und als wir 6 Stunden von München entfernt auf einer geraden, von allen lebenden Wesen leeren Landstraße fuhren, knisterte und knackte unser Gefährt. Ich rief zum Halten, aber schon zu spät; das eine Hinterrad zersplitterte, und die Kutsche fiel mit uns in einen 5 F. tiefen Wegegraben, daß die Räder oben und wir unten im Kasten übereinander lagen. Der lederne Schirmdeckel hielt bis auf eine Eisenstange, die zerbrochen war und unserem kleinsten Sohn von ¾ Jahren einen Hieb über die Stirn gegeben hatte. Bald waren wir außen, und nun zeigte sich unser Unglück: dem Kinde war der Augapfel aus der Augenhöhle getrieben, und eine große Beule bedeckte seine Stirne. Ich war ratlos; in der grimmigen Hitze hatten wir keinen Tropfen Wasser. Mein ältestes Kind kniete betend neben seinem Brüderchen; der 2. Sohn warf mit Steinchen. Da, ohne ein Wort zu sagen, drückte die Mutter mit ihrer Zunge das Auge in seine Höhle zurück, worauf die Augenlider fest zufielen. Den Kutscher schickte ich nach der nahen Poststation Buch zurück, um uns eine Postchaise zu holen. Da in unserer größten Not kam ein Bursche, den ich tags vorher auf dem Polizeibureau sah, als ihm angekündigt wurde, daß er binnen 24 Stunden München verlassen müsse; es war ein herumziehender Kegelspieler. „Schöne G'schicht! wos hobt's? Kann i Enk helfen?" Ich sagte ihm, daß es uns an Wasser fehle und wir nicht fortkönnten, Wasser zu suchen. „Da kann i helfen; hobt's a Krügl?" Zum Glück war unser großer Steinkrug ganz geblieben, und der Kegelbua eilte damit fort und kam erst nach langer Zeit mit frischem Wasser an. Der gute Landstreicher half uns nun eifrigst. Während wir so im Graben, im vollen Sonnenbrand notdürftig mit Schirmen uns schützend, uns abmühten, kamen von München her gen Pfaffenhofen ein paar Männer, anscheinend geistliche Herren. Auf Befragen sagte der Kutscher, sie führen nach Pfaffenhofen, wohin wir auch mußten. Sie hatten anhalten lassen, um ihre Neugierde zu befriedigen. Als wir sie aber baten, ein Kind nach Pfaffenhofen mitzunehmen, gaben sie Befehl zum

Weiterfahren. Teilnahmslos fuhren andere vorbei. Endlich kam die erhoffte Postchaise und mit ihr zugleich ein Mann in einer Mietchaise von Ansbach, wohin wir reisten. Auch er hielt an, und als ich hörte, daß der Kutscher von Ansbach war, machte ich den Vorschlag, der einzelne Mann möge die Postchaise nehmen und nach München, das 6 Std. entfernt war, fahren; ich würde diese Extrapost bezahlen, wenn ich dafür die Ansbacher Kutsche erhalten könne. Der Kutscher war sehr damit einverstanden und ich mit dem Preise, den er forderte. Der Herr aber mochte nicht und — ließ uns liegen und fuhr ab. Da zeigte es sich, daß die angekommene Chaise unsere Sachen kaum aufnehmen konnte, und als wir uns abmühten, es doch möglich zu machen, kamen wieder Reisende mit fast leeren Wagen. Diese baten wir wieder vergebens, ein Kind oder einen kleinen Koffer mitzunehmen bis Pfaffenhofen, wohin auch sie fuhren. Endlich waren wir mit unserer Verpackung fertig, wobei der Landstreicher wacker geholfen, und als ich ihn dafür belohnen wollte, nahm er nichts an. Langsam ging's nun wieder vorwärts; wir wußten uns kaum mit den 3 Kindern zu helfen und kamen nach langer Fahrt doch auch ins Nachtquartier. Ein befragter Arzt machte ein bedenklich Gesicht, gab Ratschläge. Es war eine ängstliche, mühevolle Nacht, nach der wir aber doch ohne schlimmere Anzeichen weiterreisen konnten. Der Mutter Entschlossenheit hatte das Auge ihres Kindes gerettet. Nach wenig Tagen öffneten sich die Augenlider und zeigten ein unverletztes Auge, und wir hatten Beweise, daß die Sehkraft nicht verloren war. Der Augenbogenknochen war zerschlagen, und erst nach vielen Jahren ward der Bruch und die richtige Stellung des Auges wieder hergestellt. — Wir kamen nur bis Ingolstadt, dann weiter in einem Tage bis Weißenburg und erst am 4. Tag nach Ansbach.

In Ansbach wohnten wir bei meiner Frau Eltern wenige Tage, in denen ich meinem im Jahre 1812 in Ansbach verstorbenen Bruder Fritz ein kleines Denkmal in Sandstein ausführte: auf einem stehenden Stein ein lebensgroßer, aufschauender, geflügelter Engelskopf, dem ich die Züge meines lieben sel. Bruders gab. Der Stein ward auf sein Grab, das rechts von dem meines sel. Vaters, aufgestellt, dicht am Denkmale, das ich ein

paar Jahre vorher meinem sel. Vater errichtet hatte. Dieses besteht aus einem großen stehenden Sandstein mit Wappen und Inschrift, darüber eine reich eingefaßte Nische, in der die lebensgroße Marmorbüste des Seligen; der Stein ist gekrönt mit reichem Gesimsschluß, auf dem ein Kreuz. Auf dem Grabgewölbe liegt ein reich profilierter Deckelstein.

In Ansbach erfreute mich die Liebe meiner Jugendfreunde wie auch die Teilnahme derer in Nürnberg. Wir wohnten da auch in der Familie Zehler ein paar Tage; dann ging's nach Hof, allwo wir im Hause des Bruders meiner Frau gastlich aufgenommen wurden. Mein Schwager von Kohlhagen war damals Postmeister in Hof. Ich stellte in der restaurierten Kirche, die nach dem Brande noch nicht ganz vollendet war, mein der Kirche geschenktes Christusbild (vgl. S. 230) auf dem Hauptaltar auf. In Hof blieben wir nur wenig Tage, in denen wir Ausflüge in die Umgegend machten. Wir konnten wegen meines jüngsten Kindes Arnulf, der noch sehr leidend war infolge des Schlages, den er über die Stirne bei dem Umstürzen des Wagens erhalten hatte, nur langsam reisen. Von Hof ging es aber doch durch Thüringen Tag auf Tag ohne längeren Ruhepunkt bis Berlin; das letzte Nachtlager war in Potsdam.

Das war früher ein langweiliges, kostspieliges Reisen; es wurde uns erst wieder wohl, selbst als wir in unserer nicht eingerichteten Wohnung ankamen, in der wir die ersten Tage es nichts weniger als bequem hatten. Da ward nun ausgepackt, eingekauft und all die Tätigkeit, die eine neue Einrichtung mit sich bringt, eifrig betrieben, und nach wenig Tagen hatten wir wieder ein Heim, das unserm in München verlassenen aber weit an Bequemlichkeit nachstund. Unsere Freunde Wackernagel waren uns behilflich, und die Familie des damals Majors in einem Garderegiment von der Horst, mit der wir in der Köpenicker Straße über einer Treppe in derselben Etage wohnten, leistete uns gütige Hilfe.

Nachdem ich eingerichtet war, machte ich bei sehr vielen Künstlern Besuche, aber nur Prof. Rauch, Prof. Stier, Baurat Stieler und Direktor Olfers beehrten mich mit Gegenbesuchen und Einladungen. Professor Stier hatte ich in Rom kennenlernen; er hatte am sogen. Schafgraben in Berlin sich ein

sehr originelles Haus erbaut und arbeitete damals an einem Bauplan einer protestantischen Kirche mit getrenntem Altar und Kanzelgottesdienst nach Anordnung der alten griechischen Theater, was er sehr praktisch und geistreich durchführte.

Eines Abends bei Olfers in einer großen Gesellschaft waren Prachtkunst-Kupferwerke zur Beschauung aufgelegt, und erfreute es mich, daß auch viele Damen an der Ansicht derselben und dem Besprechen über die dargestellten Bauwerke eingehend teilnahmen. Baurat Stieler, der in demselben Hause wohnte, war so gütig, eine Mappe von Schinkels Detailzeichnungen zum Neuen Museum, das damals im Bau begonnen war, zu holen, und ich sah so zuerst von Schinkels Hand die so äußerst schönen, kunstgerechten Zeichnungen und Wasserfarbenbilder dieses genialen Meisters. Ein Bild des oberen Teiles des großen Treppenhauses mit dem Deckengebälke und offenen Dachstuhle ist mit sichtlich besonderer Liebe ausgeführt, wohl der genialen Idee wegen, die auf des Dachstuhls Lagerholz als zum Ornament gehörend fast lebensgroße, runde Tiere, geflügelt, gestellt hat. Mir gefielen die geflügelten Ochsen und Löwen nicht, und ich fast allen Anwesenden unbekannter Neuling unterstund mich, gegen solche mir unnatürlich, ja sogar unanständig scheinende Anordnung — man sieht von den Bestien vorerst die Bäuche — tadelnd zu sprechen. Da hatte ich mich schlecht bei den Schöngeistern und bei allen Damen eingeführt; ich ward achselzuckend betrachtet, und um den großen, reich mit Kunst belasteten Tisch blieben nur Olfers und ein paar Künstler. Olfers meinte, die Tiere hätten ja Flügel, als ich dabei blieb, daß auf so schmalen Balken keine runden Tiere am Platze wären. — Sie stehen nun vergoldet oben, und bin ich noch meiner Ansicht.

Mein Besuch bei dem Akademiedirektor Schadow war mir höchst lehrreich für meinen vorhabenden längeren Aufenthalt in Berlin. „Was wollen Sie denn hier in Berlin? Geben Sie sich nur keiner Hoffnung auf Bestellung oder Verkauf, die Sie hier finden würden, hin, denn Sie sind hier nicht ausgebildet worden.“ Das machte mir meinen Standpunkt dem alten Künstler gegenüber mit einem Male klar. „Darauf rechne ich vorerst auch gar nicht; das Weitere wird sich finden. Vorerst wünsche ich nur die Berliner Kunst und Künstler ken-

nenzulernen und vor allem den Herrn Direktor und seine Kunstwerke, von denen eines mit daran schuld hat, daß Sie mich hier als Bildhauer sehen." — „So! und was ist das für eines?" — „Ihre kleine Reiterstatue Friedrichs des Großen, das erste gute Bildwerk, das ich als Kind sah und stets in meinem Zimmer hatte; als Mann tut es mir leid, es nicht groß in Erz ausgeführt sehen zu können." Da ward der alte Herr freundlicher, und ich konnte mich lange mit ihm über Kunst und besonders die in München unterhalten, trotzdem daß er mich vorher wegschnauzen wollte. „Warum gehen Sie denn aber von München fort? Sie müssen doch nichts können, weil König Ludwig Sie nicht hält." — „Das sollen Sie bald genug erfahren, vorerst nur, daß ich selbständig bleiben und Armin, dem Cheruskerfürsten, ein Denkmal errichten will." — „Ich habe auch eine Arminstatue gemacht." — „Darf ich sie sehen?" — „Heute nicht, habe keine Zeit." Ich verstund und ging. Der Alte gefiel mir, ein tüchtiger Künstler durch und durch; er schnackte offen heraus, was er eben dachte; sein Hinterhalten war leicht zu durchschauen, so auch seine Schwächen, und seine Grobheit machte mir Spaß, sie kam mir fast liebenswürdig vor.

Die Kunstausstellung kam. Ich stellte viele meiner Werke auf und hatte dabei weitere Erfahrungen zu machen über das Berliner Kunsttreiben. Als Nichtberliner Akademiekünstler mußte ich den Transport meiner eingeschickten Arbeiten selbst bezahlen, was mir sehr viel gekostet. Nur mit vieler Mühe konnte ich meinen Sachen gute Plätze erringen, und als ich meiner Marmorgruppe der Caritas einen guten Platz errungen, wurden dicht um sie auf Säulchen Berliner Künstler kleine Statuen gestellt; ein Amor in Lebensgröße blieb, vom Rücken beleuchtet, an einem Fenster; die Gipsbüste des Dichters Chamisso, die ich eben noch modelliert, ward mir mehrere Male auf die Seite gestellt hinter Zinkornamente. Auf mein Befragen, warum das geschehe, ward mir die Antwort, weil sie in grauem Gips und nicht wie Gebrauch in weißem gegossen sei. Ich gieße Büsten lieber in grauem Gips, weil dieser nicht das Starre des weißen hat. Nach der Ausstellung wurden meine Arbeiten sogleich und ohne mein Wissen in einen Gang geschoben, der geweißt wurde,

ohne meine Sachen zuzudecken; die Folge war, daß sie alle mit Kalkweiß besudelt wurden.

Ich erfreute mich der vielen schönen ausgestellten Kunstwerke, war fast alle Ausstellungszeit in den Akademieräumen, um zu lernen und das Publikum kennenzulernen; zu letzterem war mir der Vorteil, daß mich niemand kannte. Eines Tages kam die Königl. Hoheit Herzogin von Cumberland, nachherige Königin von Hannover. Ich ging in ihrer Nähe durch die Säle; ich hatte sie, als sie in Ansbach als Prinzeß Solms lebte, oft reiten sehen, meist in Reittracht, die an die gelbe Husarenuniform des Regiments ihres Gemahls gemahnte (vgl. S. 21); es war damals eine der schönsten Frauen in Ansbach und nun noch immer eine stattliche, königliche Gestalt. Direktor Schadow begleitete die Frau Herzogin. Bei meiner Caritas blieb sie lange stehen und frug endlich: „Herr Direktor, was sagen Sie zu dieser Figur?" — „Nun ja, die Händchen sind recht niedlich." Dabei wandte er sich um: „Hoheit, das ist ein Teil des Reliefs von Kies, das im Giebel der Kirche in Potsdam in Stein ausgeführt wird", und suchte die Beschauerin meiner Gruppe davon abzulenken. Diese lächelte und umging noch einmal dieselbe. Ein paar Schritte weiter war mein Amor aufgestellt; vor den trat Schadow, wohl nur aus Zufall, daß er nicht gesehen werden konnte. Mein sel. Vater war ein Hausfreund bei Prinz Solms in Ansbach gewesen. Ob der Name Bandel der Frau Herzogin noch erinnerlich war, als sie die Frage stellte: „Woher ist Bandel?", auf die sie keine Antwort erhielt. Dieses Erlebnis war ein Hoffnungsdämpfer.

Meister Rauch, den ich in seiner Werkstätte oft besuchte, nahm mich stets sehr freundlich auf, und es schien mir, daß er gerne mit mir über seine Arbeiten sprach. Besonders viel unterhielt er sich mit mir über die verschiedenen Projekte des König Friedrichs-Denkmales. Er wollte auch unter anderm eine Säule, ähnlich den Trajans- und Antonius-Säulen in Rom, mit Reliefs aus König Friedrichs Leben vorschlagen, wovon ich entschieden abriet, da solch fortlaufende Reliefs von schwer zu verbindenden Tatsachen immer mißliche Arbeit machen und den Beschauer verwirren und langweilig werden und vor allem, da sie, je weiter sie in die Höhe kommen, zumal der Beschauer zum

fortgesetzten Rundgang um die Säule gezwungen ist, immer undeutlicher werden und der Arbeiter solcher Schraubenreliefs gezwungen ist, die Reliefs, je weiter nach oben sie stehen, auf andere Art zu formen, um noch erkenntlich zu werden. Auch über Bekleidung geschichtlicher Figuren besprachen wir uns, da Rauch zugemutet worden war, sogenanntes Idealgewand, das ist römisch oder griechisch, nach verbohrter Gelehrten Ansicht, einer König Friedrichs-Statue zu geben. Das Kleid gehört zu den Taten, und bedingt dasselbe nur zu oft den Erfolg der Handlung mit.

Schadows Werke und seine Persönlichkeit zogen mich im Berliner Künstlerleben am meisten an, und suchte ich beide möglichst oft auf. Einmal kam ich zu Schadow, als er hoch oben auf einem Gerüste nahe dem Oberlichtfenster zeichnend saß. „Was wollen Sie? Ich habe keine Zeit." — „Das sehe ich; ich kann warten, bis Sie Zeit haben. Dann werde ich Sie bitten, mir Ihre Werke zu zeigen. Ich habe von Ihrem König mit den Hunden gehört; diese Gruppe wünsche ich zu sehen, wie auch Ihren Armin." Er oben: „Hab' keine Zeit." Ich unten: „Kann warten", und damit machte ich mir es in einem Stuhle bequem. „Sind Sie noch da?" — „Wartend, Herr Direktor." Ich mußte sehr lange warten; endlich erhob sich der Alte und kam herunter. „Nun, Sie sind noch da? Nun kommen Sie!" Nur eine Türe hatte mich von der Werkstatt getrennt, und beim Eintritt stund ein nackter Mensch in einer Bärenhaut in Gips vor mir. „Ist das Ihr Hermann?", und ein Kunststreit war sogleich in vollem Gange über Bekleidung und Auffassung unserer Vorfahren, die Schadow sich selbst noch wie halbe Bären gedacht und ich mir als ein schon so weit gebildetes Volk, das den Römern schon standhalten konnte und das, wie Tacitus ja selbst beschreibt, sogar schon eine originelle Art Luxuskleidung besaß; die Frauen verstunden mit Pelzen schön und reich verzierte Kleider zu bilden. Schließlich gab mein lieber Gegenstreiter nach und gab der Art, wie ich Armin kleiden würde, Beifall. — Da stund nun auch, wie er gelebt, Friedrich der Große, mit seinen Hunden spazierengehend, ein Naturbild, wie es nur einem Zeitgenossen des großen Mannes zu machen möglich war und einem die Natur so getreu nachbildenden Meister wie Schadow. Dieses

Bild packte mich so, daß ich den lieben, guten Brummbären Schadow hätte umarmen mögen; das schickte sich aber in Berlin nicht. Meine Freude darüber mußte aber doch gefallen haben, da mir eine freundliche Entlassung wurde.

Etliche Tage darauf ward dem gefeierten Greise zu seinem Geburtstag ein Festessen bereitet; Rauch lud mich dazu ein. In Mitte der Tafel saß der nun 80jährige Meister, zu seiner Rechten Rauch und neben diesem ich. Rauch wollte mich dem Jubilar vorstellen. „Den kenne ich nicht", war eine wirklich komische Abweisung. Den Meister des Königs mit den Windspielen und des Hermann und Ziethens begrüßte ich dem ohngeachtet glückwünschend und an unsere schon gemachte Bekanntschaft erinnernd mit vollem, freudigem Herzen.

Eine Einladung mit meinem Freunde Wackernagel bei Frau Staatsrätin (?) Winterfeld zum Mittagstisch und Abendtee brachte mir viele Unterhaltung und mich schließlich in Mißkredit. Nach Tisch ging's in den Garten, wo wir alten Kinder zierlichst mit Armbrüsten nach der Scheibe schossen und für gute Schüsse mit Konfekt belohnt wurden; ich als im Schießen alter Praktikus bekam die meisten Preise. Mein Schußruhm sollte aber bald verdunkelt werden durch meine Dummheit. Als es dunkel geworden, gingen wir hinauf in den Gesellschaftsraum, allwo ein großer Kreis von Damen und Herren versammelt war, der sich angelegentlichst in philosophischen Phrasen über irgendeinen gelehrten Gegenstand schon fast bis zum Streit vertieft hatte. Nicht das Geringste sicher verstehend, hörte ich staunend und aufmerksamst zu, um endlich einen leitenden Faden in diesem Phrasenlabyrinth zu finden. Vergebens. Da riß mich die Hausfrau aus meiner Aufmerksamkeit. „Warum sind Sie nun so stille?" — „Mir geht es wie vor Jahren einem Professor der Philosophie aus Erlangen, der im Café Greco in Rom unter uns Künstler geraten war, als eben 2 unserer launigsten Genossen einen uns bekannten Witz ausführten und sich mit philosophischen Phrasen, die alle keinen Zusammenhang hatten, zu unserer Belustigung herumstritten. Der Herr Professor wurde immer aufmerksamer, und endlich trat er vor die sich Streitenden mit den Worten: ‚Meine Herren, ich glaube Sie zu verstehen', was allgemeine Lust erweckte. Hier bin ich aber in umgekehrter

Lage; man streitet sich sicher sehr gelehrt, und ich muß gestehen, daß ich gar nichts verstehe." Da wurde nicht gelacht; ich war nun aber als Dummkopf unten durch. Ich erfuhr wieder zu spät, daß man die Wahrheit nicht so gerade heraus sagen darf; man schadet sich immer damit.

Mit unseren Wohnungsnachbarn, der Familie des damals Majors von der Horst, waren wir bald befreundet, und als einmal der Herr Major gegen meine Frau äußerte, er sähe gar nicht, daß ich irgendeine freudige Erholung suche; was mir denn Freude mache? da sagte sie, ich hätte nur große Freude am Reiten schöner, guter Pferde. Da kam ich eben ins Zimmer, und lud mich von der Horst ein, mit ihm andern Morgens auszureiten. An dem Tage früh stunden 2 schöne Pferde, ein Wallachfuchs und eine Schimmelstute, im Hof; ich sollte mir eins auswählen. Ich wählte das schönste Pferd, den Schimmel, und stieg auf; im Sattel versuchte das Tier mich mit Lanzaden[1]) wieder herauszubringen. Meine zusehende Frau glaubte, ich wolle ihr Reiterstückchen vormachen. Der Herr Major bestieg, mich beobachtend, seinen Fuchs. Ich wußte schon, was ich unter mir hatte. Wir ritten langsam zum Köpenicker Tor hinaus. Außen bemerkte ich, daß ich schon wüßte, was ich für ein Pferd ritte; ob der Herr Major mitlaufen lassen wolle, und im rasenden Lauf ließ ich mein Pferd die vorliegende, sandige Straße hinsausen. Am Ende des geraden Wegs wandte ich in schulgerechter Volte, und noch weit entfernt kam von der Horst nach; mein Pferd stund schulgerecht still. „Nun, endlich habe ich doch einen gefunden, der das Vieh außer mir reiten kann. Es steht Ihnen jederzeit zu Diensten", waren des Majors Worte. Wir ritten noch weit umher, und ich und mein Pferd wurden befreundet. Bald nachher ritt ich auf die Schöneberger Heide zu einem großen Manöver, wo ich Gelegenheit fand, mit englischen und hannöverschen Offizieren ein kleines Wettrennen zu machen. Die Offiziere ritten in einer Linie, ich hinten nach. Da hörte ich, daß sie die Schnelligkeit ihrer Pferde erproben wollten. Sie sprengten an und waren schon weit voraus, da ließ ich meinem Schimmel freien Willen, und wie ein Pfeil war er bald durch die Linie, und erst weit voraus ließ ich die Reiter wieder nach-

[1]) Bogenförmiger Luftsprung eines Pferdes.

kommen. Da war ein Loben und Fragen. Weit vor uns aus dem Waldsaum sah ich sich Truppen entfalten. Ich ritt auf einen kleinen Sandhügel, um den Fortgang der Bewegung zu sehen. Aufmerksamst schauend bemerkte ich wohl einen einzelnen Reiter dicht neben mir halten, ohne mich nach ihm umzusehen. Da kam ein Offizier zu mir herangeritten und sagte mir, daß der König neben mir hielte; ich möchte Platz machen. Ich salutierte reitergerecht den mich freundlich wiedergrüßenden hohen Herrn, der in einfachster Uniform von mir, der ich ihn nur aus Bildern kannte, nicht erkannt worden wäre, da des Königs Gesicht durch gedrückte Nase anders als auf den Bildern sich mir darstellte. Weit entfernt umgab ein Halbkreis von Offizieren ihren Kriegsherrn; ich blieb in der Nähe derselben und bekam so die besten Ansichten des großartigen Schauspiels. Erst nach 8 Stunden, in denen ich fast immer im Sattel war, kam ich wieder heim; ich und mein Pferd hatten in der Zeit nichts genossen, und doch war der Schimmel noch ebenso mutig wie beim Ausritt. —

Der Minister v. Altenstein, ein Freund meines sel. Vaters, lebte in Schöneberg in seiner Villa, als ich zuerst nach Berlin kam. Ich beschloß ihn aufzusuchen, ging hinaus, ward sogleich vorgelassen und freundlichst aufgenommen. „Was wollen Sie werden?“ — „Nichts als wozu ich mich selbst machen kann.“ — „Das ist echt Vandelisch“, meinte Exzellenz; „aber dazu kann ich Ihnen ja gar nicht helfen. Wo ich dieses können werde, wenden Sie sich an mich!“ Er erinnerte sich froher Zeiten aus dem Leben in Ansbach und lud mich schließlich ein, ihn, wenn ich in Berlin mich festgesetzt, recht oft auf seinem Landsitze zu besuchen. Leider nahm der Tod bald mir den mir so wohlwollenden Herrn.

IX. Bildhauer in Hannover (1834–1836)

Nach ein paar Monaten meines Aufenthalts in Berlin, eben als ich eine Tätigkeit dort beginnen wollte, bekam ich einen Ruf nach Hannover, der mir, da ich dadurch mit sicherer Beschäftigung dem Teutoburger Walde näher kam, erwünscht war, und leitete ich sofort Verhandlungen zu einem sicheren Aufenthalt dort ein.

Mein in Rom erworbener Freund, der Architekt Ebeling, war in seine Vaterstadt Hannover zurückgekehrt und hatte die Büste, sein Bildnis, die ich aus dem in Rom von mir zerschlagenen Sickingen-Marmorkopf gemacht (vgl. S. 187), mit nach Hannover gebracht und sie dem Hofmarschall von Wangenheim und dem Hofbaumeister Direktor Laves vorgezeigt und mich, als zur Anfertigung mehrerer Bildhauerarbeiten für den Ausbau des Königlichen Schlosses an der Leine Kräfte gesucht wurden, dazu vorgeschlagen. Es wurden von mir Zeichnungen — freie Erfindung — zu einem Halbrundrelief für den Tanzsaal gewünscht. Ich schickte eine ein, nach der die 9 Musen in Lebensgröße ausgeführt werden könnten. Sie erwarb Beifall, und als wir über den Preis — 1200 Thlr. — einig geworden, ging ich nach Hannover, zuerst allein, erhielt dort einen passenden Arbeitsraum im Schlosse selbst und fertigte diese große Arbeit in Gips in nicht ganz 5 Monaten. In die Mitte stellte ich — Hochrelief — als Hauptgruppe die Musen Terpsichore, hoch im Tanze schwebend, rechts Erato, links Euterpe; von dieser Gruppe rechts flacher Thalia; nach den Enden wieder Höherrelief Melpomene und Urania, letzte Figur sitzend; links von der Hauptgruppe in den Höhen wie die Rechtsfiguren Polyhymnia, Kalliope und sitzend Klio. Die Zeichnung des fertigen Reliefs kam nach London an König William IV., erhielt Beifall, und wurden mir dadurch weitere Bestellungen. Nun siedelte ich meine Familie, nun Frau und 4 Söhnchen, nach Hannover über, und machte mir dabei ein alberner Fehler des Spediteurs meiner Sachen viel Unannehmlichkeiten. Ich hatte Gipsmodelle für die Seereise nach Carrara verpackt und Hausgeräte etc. für die Landfracht nach Hannover. Der Spediteur schickte meine Möbel etc. für Landfracht nach Hamburg und die Gipsmodelle nach Hannover, zum Glücke die Marmorwerke auch nach Hannover. Endlich nach langen Verhandlungen mit dem Mautbeamten kam alles wieder in Ordnung, und ich konnte mich wieder in einem in einem Garten vor der Stadt gelegenen Hause gemütlich einrichten. In diesem Hause ward mir meine erste Tochter geboren.

Nach dem Relief im Tanzsaal lieferte ich Zeichnungen für die Decke des großen Versammlungssaales: in der Mitte Juppiter, thronend mit den Grazien; der Tag, Sonnenaufgang;

die Nacht mit Schlaf und Tod. Diese 3 Bilder rund, dann 2 lange Bilder: Anakreon mit scherzender und singender Jugend, Homer mit den Geistern der Helden aus der Iliade. An den Pfeilern und Türen hatte ich viele kleine Reliefs zu machen, die vergoldet wurden.

Dem halbrunden, großen Relief der Musen gegenüber lieferte ich noch 2 Reliefs hinter der Musiktribüne: einen lebensgroßen Orpheus, mit seinem Gesang Löwen bändigend, und Arion auf einem Delphin.

Nach all diesen Arbeiten erhielt ich Auftrag, für die Schloßkirche 12 runde Reliefs in Gips mit über 4 Fuß großen Figuren, für die Kanzel die 4 Evangelisten und für den Chor eine lebensgroße Gruppe, das Alte und Neue Testament, zu fertigen, alle diese Werke in Gips. Später unter König Ernst August kam noch ein reicher Taufstein in Marmor dazu. Die Reliefs sind: Verkündigung klein; die Geburt Christi groß; die Flucht, Taufe Christi, Versuchung kleiner; Einzug in Jerusalem, Abendmahl groß; Christus im Ölberg, Ecce homo, Kreuzschleppung klein; Kreuzigung Christi groß; Auferstehung klein.

Während ich diese Arbeit für die Kirche ausführte, erhielt ich den Auftrag, für das Giebelfeld des in Göttingen neu erbauten Aulagebäudes ein Relief zu erfinden zur Ausführung in Stein, worüber ich mit den Herren Professoren in weitläufige Verhandlungen verwickelt wurde. Der Herr Herzog Cambridge [1]), durch den ich den Auftrag erhielt, wollte, daß ich ganz nach meiner Idee die 4 Fakultäten bilden solle. Ich wünschte aber, um nicht später Nackenschläge zu erhalten, wegen der Ausführung mit den Göttinger Professoren einig werden zu können. Ich schickte deshalb eine Zeichnung der 4 Fakultäten, vier Figuren in einem Relief, allein nach Göttingen. Von dort ward gewünscht, in Mitte der Fakultäten den Genius der Wissenschaften zu bilden. Solch Genius in der Mitte der Fakultäten wußte ich nicht zu bilden, allein wohl; jedoch zwischen diesen, da der Genius doch den Fakultäten schon innewohnen muß, wußte ich nicht zu erfinden. Nach Hin- und Herschreibereien bestimmte der Herr Herzog, daß ich in Begleitung des Herrn Baurats

[1]) Er war Vizekönig von Hannover; der König Wilhelm IV. residierte in London.

Hagemann, des Erbauers der Aula, nach Göttingen reisen und mich dort mit einer Kommission von Professoren verständigen solle. Wir wohnten bei Hagemanns Schwiegereltern in Weende nächst Göttingen.

Am grünen Tisch versammelt fand ich Professor Dahlmann, Prof. O. Müller, einen kleinen Herrn Professor der Ästhetik, Professor und Maler Oesterley, Dahlmann als Leiter der Verhandlung. Mit Herrn Hagemann und mir waren wir 5 Kunstverständige. Ich war mit der Anordnung einer Mittelfigur zwischen den 4 Fakultäten, schon der dadurch günstiger zu erreichenden Ausfüllung des Giebelfeldes wegen, einverstanden; es handelte sich also nur um die Feststellung dieser Figur. Otfried Müller führte das Wort und wollte einen Genius der Wissenschaften. Ich erklärte, gerne bereit zu sein, einen solchen zu bilden, wenn nur angegeben werden könne, wie ein solcher gebildet und in Verbindung mit den anderen Figuren gebracht werden könne, und erbat mir Vorschläge dafür. Ich solle den Genius mit der himmlischen Leuchte machen; das „Wie die himmlische Leuchte zu bilden sei", wußte keiner der gelehrten Kunstträger, ich auch nicht. Ich solle den Genius Nektar spenden lassen; natürlich gehörten dazu Gefäße, doch wie wären solche zu gestalten, und wie solle der Beschauer darauf gebracht werden, daß in den Schalen Nektar sei? Ich befürchtete, so den Beschauer zu der Ansicht zu bringen, die 4 Damen hätten sich in Kaffeegesellschaft vereinigt. Der Genius solle Kränze verteilen, doch nur den Wissenschaften, den lehrenden Fakultäten? Das war mir nun allzu rund, die Fakultäten finden ihren Lohn doch erst dann, wenn sie den menschlichen Geist so weit gebildet, daß Träger desselben sich Preise verdienen können; ich meinte, die Herren Professoren würden sich doch nicht als personifizierte Fakultäten Preise wünschen. Ich machte sofort Zeichnungen, aus denen ich bewies, daß solche Anordnung gar nicht ausführbar, denn der Genius müßte doch alle 4 Figuren, 2 rechts, 2 links, mit Kränzen, also in jeder Hand 2 Kränze haltend, begeben, und wohin sollte dann der Kopf, der Blick gewendet werden? Geradeaus? Dann würden die Menschen unten die bekränzten werden. Die gelehrten Herren konnten mich einfältigen Künstler zu keiner passenden Idee bringen. Oesterley, der Maler, legte

den Professor ab und trat auf des Künstlers Seite; der kleine Ästhetiker verließ den Tisch, und O. Müller frug endlich: „Was wollen Sie, da Ihnen eine Mittelfigur genehm ist, denn für eine Figur bilden?“ Ich schlug nun vor, die Einwirkung der Fakultäten auf den Menschen zu bilden: eine jugendliche, frei sich erhebende, beschwingte, irdisches Gewand fallen lassende Figur, aufblickend, die Hände nach beiden Seiten ausstreckend, den zu freier Tätigkeit ausgebildeten Geist. Dagegen hatten die Herren nichts einzuwenden, und ist diese Figur auch so von mir ausgeführt worden. Rechts von ihr steht die theologische Fakultät in priesterlichem, weitem Gewand; auf ihrer rechten Seite ein kleines, altarähnliches Postament, auf dessen Vorderseite die Gesetztafel des Alten Testamentes, darauf vor der Bibel mit A und Ω Kelch mit Hostie und hinter der Heiligen Schrift das Kreuz, an das die Figur sich stützend anlehnt; Blick und linker Arm und Hand zum Höchsten aufgehoben. Links von der Mittelfigur zunächst die juristische Fakultät, fest und freistehend, mit geordnetem Gewande, das die Brust eng umschließt, in der Rechten die Wage hochhaltend, den Blick prüfend darauf gerichtet; links der Figur steht eine Säule, an der das Schwert hängt, darüber steht eine Gesetztafel, auf die die linke Hand suchend zeigt. Weiter rechts die medizinische Fakultät: eine sitzende Figur, den Oberkörper unbekleidet, die ganze Figur mit weitem Schleier umgeben, hält mit der Linken eine hohe, brennende Fackel, um die sich eine Schlange aufwärtswindet, die trinkt aus einer Schale, die neben dem Sitze auf einem Postamente steht; die Rechte hält ein Kraut, das, da Kopf und Blick zur Flamme gewendet, mit dieser wie zu ihr in prüfender Verbindung steht; weiter rechts in der Giebelspitze eine Sphinx, das Rätsel der Natur, an einen Totenschädel eine Tatze legend. Neben der Jurisprudentia weiter links sitzt die philosophische Fakultät in weitem Gewande, mit weit aufgelösten Haaren sich an eine große Kugel lehnend, über die sie mit der Rechten ein Fernrohr und ein Senkblei hoch hält, Ferne und Tiefe zu ergründen; ihr Kopf und Blick ist geradeaus gerichtet; links neben ihr steht eine Leier, auf der ihre linke Hand mit einer Papierrolle ruht und an die vom äußersten linken Giebeleck her ein Greif, Bild der Phantasie, eine Tatze hält.

Die Professoren der Jurisprudentia in Göttingen wollten, ich solle der juristischen Fakultät das Schwert in die Hand geben, anstatt es an die Säule, das Zeichen der Stärke, zu hängen. Herr Herzog Cambridge: „Das fehlte noch", und es blieb bei meiner Anordnung.

Die Ausführung dieses in den beiderseitigen Endfiguren sehr hohen Reliefs mit 8 Fuß Körpergröße fertigte ich in schönem, hartem und sehr weißem Sandstein in 5 Stücken, das Mittelstück über 11 Fuß hoch, mit 5 gewöhnlichen Steinhauern, die die großen unnötigen Stücke nach eigens dazu von mir erfundener Maschinerie abschlagen mußten; die weitere Ausführung beschaffte ich allein. Zwischen den verschiedenen figürlichen Arbeiten ließ ich nach meinen Zeichnungen mehrere kleine und große Grabmonumente mit von mir ausgeführten Reliefs in Stein und Erzbildnisse machen.

Während ich am Giebelfeld der Aula arbeitete, ward Prof. Dahlmann zum Prorektor gewählt, und ward mir zum üblichen Rektorschmaus ehrenvolle Einladung. Da saß ich zwischen all den gelehrten Herren neben einem Professor aus dem Lipperlande, und bald kam unser Gespräch auf die geschichtlichen Merkwürdigkeiten und Punkte dort. Die Externsteine, die der gelehrte Herr nur in Beziehung zu seiner Vorfahren Glauben brachte und mir dabei von unerklärten Bildwerken sprach, regten meine Lust, baldmöglichst dahin zu reisen, an, und ich sprach nun von meinem Plane der Errichtung eines Denkmales für Armin, den Cheruskerfürsten, und daß ich solch Denkmal dem deutschen Volke als Mahnzeichen zur Einigkeit, die ganz verloren zu sein scheine, errichten wolle. Bald waren mehrere Herren in unser Gespräch mit eingegangen, und es ward auf guten Erfolg meines Vorhabens und auf eine baldige Treueinigkeit unserer Volksstämme getrunken. Meine den Herren wohl phantastisch scheinende Idee mag sie wohl wenig weiter beschäftigt haben; bei mir war aber mein Entschluß durch die Teilnahme, die meine Idee gefunden hatte, zu deren Ausführung noch weiter befestigt[2]).

---

[2]) Der Gedanke, Armin im Teutoburger Walde ein Denkmal zu setzen, war schon früher aufgetaucht; er ging aus von dem Landgrafen Friedrich zu Hessen-Homburg, der wohl durch Klopstocks echt vater-

Während die Aula in Göttingen ihrer Vollendung entgegenging, beschloß die Stadt, vor der Aula dem Schenker derselben, dem Könige William IV., davor ein Standbild zu errichten.

---

ländische Oden auf den Cheruskerfürsten dazu angeregt war. Der Landgraf schreibt dem Dichter (Europa 1852, S. 355 ff.): „Ich reißte im Jahr 82 nach Detmold, das Winfeld (wohin ältere Gelehrte die Schlacht im Teutoburger Walde verlegen, auch Klopstock in seiner Ode Hermann: „Schwester Cannäs, Winfelds Schlacht!") zu sehen. Ich sahe es, athmete altdeutsche Luft auf dieser Höhe, ruhte unter dem Schatten tausendjähriger Eichen, und der Gedanke entstand in mir, da ein Denkmal aufrichten zu lassen. Ich eilte nach Hamburg es Ihnen zu eröffnen. Sie übernahmen die Inschrift. Ich machte den Antrag in Detmold, und wünschte dazu beizutragen. Mein Vorschlag wurde mit Wärme angenommen, meine Beysteuer aber durchaus abgeschlagen. Sie schickten mir die dreyfache Inschrift, und die Zeichnung einer Pyramide. Es wurde hin und her wegen der Form geschrieben; endlich wurde eine Antoninische Säule (Säule des Marc Aurel auf der Piazza Colonna in Rom) von allen Seiten bewilliget. Ich machte den Riß, nahm die Verhältniße zu 40 Fuß; schrieb die Inschrift mit vieler Sorgfalt ab, collationirte sie einigemahl, sendete alles nach Detmold, und glaubte am Ende zu sein. — Aber iezt drang man mit Ungetüm in mich, auch etwas in meinem Namen auf die 4te leere Seite des Fuß Gestelles zu sezen. Ich schlug es rund ab, wegen dem Gefühl meines Unvermögens, und weil ich es für unschicklich und unbescheiden in Absicht auf Sie hielte. Diese Verhandlung dauerte einige Monathe; endlich weil man es zur Bedingung sine qua non machte, so schrieb ich mit Unwillen, man sollte diese zwey Zeilen hinsezen:

Hier, Grab Roms stolzer Macht!
Hier, Keim von Deutschlands künft'ger Größe!

Und damit hoffte ich nun gesiegt zu haben; aber ich mußte noch versprechen, den Grundstein selbst zu legen; welches mir nicht schwer wurde zu thun.

Ich erwartete iezt ganz ruhig den Zeitpunkt, wo ich würde berufen werden, als meine Tante von Detmold, eine sonst vortreffliche Frau, aber von einer ängstlichen pünktlichen Gemüths Art, mir alle Papiere zurückschickte und mir zumuthete, sie noch einmal Sicherheits halber, mit dem Original zusammen zu halten. — ...

In dieser leidigen Lage blieb die Sache liegen. —

Gestern Abend lese ich, in einer stillen Stunde die Oden Unsre Fürsten, und an mein Vaterland. Es fiel mir die ganze Geschichte wie ein Felsen aufs Herz. Kaum war ich heute aufgestanden, so wühlte ich mit Herkulischem Muth in den Schubladen, fande es, fande es, Collationirte es, schicke es heute nach Detmold, dringe mit der äußersten Kraft auf die Ausführung, sende Ihnen die Abschrift meines Briefes an die Fürstin..."

Die Abschrift lautet: „Aber ums Himmels willen, was machen Sie? . . . Leben Sie noch? Träumen Sie? . . . . . Sind Sie fühllos? Sind Sie in Stein verwandelt? Ist ein stummer Eiskalter Felsen aus Ihnen geworden? Sind Sie Niobe? Sind Sie keine

Ich ward bestimmt, dafür eine Skizze anzufertigen. Mit mir zugleich wurde auch ein schöner, junger Bildhauer aus Kassel, besonders von den Damen, eben dazu angegangen. Ich bildete

---

Deutsche mehr? — In 4 ewig bangen Jahren gar keinen Laut von sich zu geben! Wissen Sie denn nicht mehr, daß ich auf der Welt bin, daß ich zu Detmold Teutoburg war, daß ich Sie und Ihr Schinken-Land aussuchte, um vor ganz Deutschland, ganz Europa zu glänzen, daß Sie mir versprachen, Hermanns Monument errichten zu lassen? Wissen Sie denn nicht, daß Sie es nicht hielten? Wissen Sie, daß es die höchste Zeit ist, es iezt zu thun? — Hier sind sämmtliche Papiere, sie sind collationirt, ich stehe dafür. Den Riß von der Antoninischen Säule, 40 Fuß hoch, mit 4fachem Piedestal haben Sie; also lassen Sie gleich und geschwinde anfangen. — Ich weis wohl, daß es noch Alterthums Grübler giebt, die an der Richtigkeit des Plazes zweifeln. Aber dabey wollen wir uns nicht aufhalten, es ist doch niemahls ganz zu ergründen. Ungewissheit für Ungewisheit, so ist das Winfeld einmahl in der ganzen Welt dafür angenommen. Der Nahme selbst, der Blut-Bach, der Knochenbach, die Höhe und Lage der Gegend, die Sachen die dort ausgegraben werden, sprechen dafür. Komt einmahl ein tiefer Mann, gepudert mit dem Moderichten Staub des Alterthums, und beweißt uns Historisch, Mathematisch, Phisisch, und Moralisch, daß ein andrer Plaz der Siegs Platz sey, so kann man ia immer noch das Denkmahl verrücken. — Ich bitte Sie inständigst, eilen Sie, legen Sie hurtig — ohne Aufschub — Hand ans Werk. Treiben Sie Ihre Herrn Teutoburger, bewegen Sie Himmel und Erde, und machen Sie wieder gut, was Sie verdarben. Ich mögte es gern noch erleben. Klopstock, der sich dem Alter des Greisen naht, mögte es gern noch erleben. Ich schreibe ihm heute, Sie hätten schon anfangen lassen.

Nun da ich alles geleistet habe, so kan ich iezt einen höhern Ton annehmen, kan drohen. — Zaudern Sie ferner, führen Sie mich ferner am Seil herum, so verspreche ich hiermit feyerlich, kraft meines Nahmens Unterschrift, Sie an den Fürsten-Pranger zu stellen — das heißt im Schlözer mit großen Buchstaben drucken zu lassen. Und so verharre ich, mit dem Fürsten-Pranger,

Dero

Erinnernder, Mahnender, Bittender, Dringender, Beschwörender, und, wenn alle Stricke reißen; Erzürnter, Beißendspottender, Steine aufhebender, vor dem Richterstuhl und der Nachwelt Sie anklagender, und alle Pfade zum Nachruhm versperrender Neffe."

In Detmold scheint man den temperamentvollen Erguß des Herrn Neffen zu Hessen-Homburg nicht ernst genommen zu haben, was sich auch schon aus dem Briefe an Klopstock herauslesen läßt; jedenfalls ist der Denkmalsbau unterblieben.

Es lag im Zuge der Zeit, geschichtliche Ereignisse an Örtlichkeiten zu verlegen, deren Namen, wenn auch nur durch gewaltsame Deutung, einen Hinweis auf bestimmte Vorgänge zu enthalten schienen. Das „Winnfeld", auf einer Berghöhe des Teutoburger Waldes südlich der Grotenburg gelegen, wurde als Gewinnfeld — Gewinn im

meine Skizze nach einem im Schlosse befindlichen Porträtbild in Lebensgröße; der Kasseler stellte ein paar Idealfiguren, die wiederum der Damen Beifall erhielten, und es entspann sich ein kleiner Kunststreit um die kleinen Dinger, den der König damit entschied, daß er auf das Ersuchen des Göttinger Ma-

---

mittelhochdeutschen Sinne = Sieg — erklärt; man nannte es auch geradezu Gewinnfeld (win wahrscheinlich ahd. wunnia = Weideland). „Blutbach" und „Knochenbach" sind kleine Gewässer in der anstoßenden Senne, „Blutbach" ist gar nicht der eigentliche Name, sondern „Rothebach" (mit „roden" oder dem Flachsröten zusammenhängend); er hat sich aus leicht begreiflichen Gründen diese Änderung gefallen lassen müssen. Die Deutung des Wortes „Knochenbach" ist unsicher; der Name hat aber gewiß nichts mit Knochen-Gebein gemein. In seiner „Deutschen gelehrten Republik" läßt Klopstock einen Deutschen, der gegen Varus gefochten hatte, sprechen: „Auf dem Winfeld sahen die übrigen (Römer) am dritten Tage ihre letzte Sonne untergehen. — Im Rothenbache floß das meiste Römerblut. — In den Knochenbach warfen wir die Gebeine, die Germanicus gesammelt und mit einem Grabhügel bedeckt hatte." — Ob wirklich auf dem Winnfelde alte Sachen gefunden sind, ist mehr als zweifelhaft; jedenfalls stammen sie nicht von den Römern, eher von den Truppen, die 1447 die gegenüberliegende Falkenburg belagerten (Clostermeier, Wo Hermann den Varus schlug, Lemgo 1822, S. 103 f.).

Bandel hat die Grotenburg als Standort für sein Denkmal nicht gewählt, weil er in dortiger Gegend die Stätte der großen Schlacht mutmaßte, sondern weil sich von dort die weiteste und schönste Aussicht bot und das Auge irgendwie auf all die Punkte der Walstatt stoßen mußte, auf der die Freiheit unseres Vaterlandes erfochten wurde; alles andere überließ er der Phantasie. In einer Niederschrift aus dem Anfange der vierziger Jahre, „Ein Tag im Teutoburger Walde", schreibt er: „Berge in Nähe und Ferne, dazwischen bebaute Täler, mit Städten, Dörfern und Höhen wie übersät, Waldschluchten mit dem üppigsten Laubholz in der nächsten Nähe, mit nie urbar gewesenem Sumpf und Sandflächen wechselnd. Das Auge erschaut hier über der schönen Bergreihe des Teutoburger Waldes, des Eggegebirges und Osnings gen West die bis zum Horizont aufsteigende Westfälische Ebene, in der der Lippe und Ems Anfänge blitzen, gen Nord im Halbkreis bis Südost die Weserberge, die sich an die Hessenberge anschließen, gen Süd die Sauerländer und Bergischen Berge, über die gen Südwest das Siebengebirge ragt. Lange sah ich mit freudigem Staunen in dieses nicht erwartete Wunderbild. Da belebte es sich; die im großen Buch der Geschichte verzeichneten Taten verbildlichten sich in meiner Phantasie. Kämpfe in Waldeswildnis verdrängten das lachende Bild; die bebauten, lichten Flächen wurden ein Sumpf und Moor in gräulicher Verwirrung. Von allen, noch mit Wald bewachsenen Höhen, aus dem Schatten und Schirm hochstämmiger, gewaltiger Eichen hervor brachen unsere Vorältern zu immer erneutem Kampfe mit aufwirbelndem Siegesjauchzen."

gistrats die Erlaubnis erteilte, „wenn Bandel die Ausführung bekäme". Ich modellierte die 10 F. hohe Statue in meiner Werkstatt im Königl. Schlosse, mich genau nach der Porträtabbildung des vorhandenen Bildes des Königs richtend; ich arbeitete mit Liebe und großer Sorgfalt an dieser Statue, die mir leider schmählichst im Gusse verdorben wurde. Das Königliche Werk „Rothe Hütte" im Harz erbot sich, die Figur nur für die Auslagekosten in Eisen zu gießen und die Vollendung der Arbeit als Ehrensache anzusehen. Der Magistrat nahm dieses Erbieten an, und war damit ein Einfluß auf diese Arbeit mir schon soviel wie abgeschnitten. Ich suchte vergebens die Arbeiten zu beaufsichtigen, und der Erfolg der Ausführung war ein höchst trauriger, mein Werk verdorben. Der Kopf wurde bestens gegossen; um die Figur besser formen zu können, ward ein Bein abgeschnitten, in dem eines der starken Eisen befindlich war, das die Figur standfest hielt. Dadurch ward, was hätte verhütet werden müssen, die Platte, auf der die Figur stund, an der Stelle, wo das Bein stund, in die Höhe gedrückt, und als die Figur gegossen war und das Bein wieder eingesetzt werden sollte, mußte es verkürzt werden, um wieder angebracht werden zu können. Die Figur wäre mit 25 Ztr. Eisen gut zu gießen gewesen; es wurden an 70 dazu genommen und dadurch die Form so erweitert, daß die Figur Beulen bekam. Der Pelz, der entweder schlecht geformt war oder der den Herren Gießern nicht gut schien, ward mit Spitzeisen überarbeitet und so total verdorben. — Das Unglück war geschehen; da bestimmten übergelehrte Herren in Göttingen noch über die Aufstellung der Figur, ganz gegen den Sinn und die Handlung derselben und ohne mein Wissen. Die Figur des Königs als Gründers der Aula sollte davor stehen, die Hand bestimmend zur Gründung dahin vorstrecken. Die Nichtdenkenden gaben ihr eine Vierteldrehung, und nun streckt die Figur die Hand ins Blaue, und es sieht so aus, als wolle sie mit der Hand untersuchen, ob es allenfalls regne. Als ich bei Übergabe der Aula und der Enthüllung der Statue neben dem Könige Ernst August vom Fenster herab die enthüllte Figur so stehen sah, war mir, als sollte ich in den Boden sinken. Der König frug mich auch sogleich: „Warum sieht des Königs Statue nicht hierher?" Ich konnte

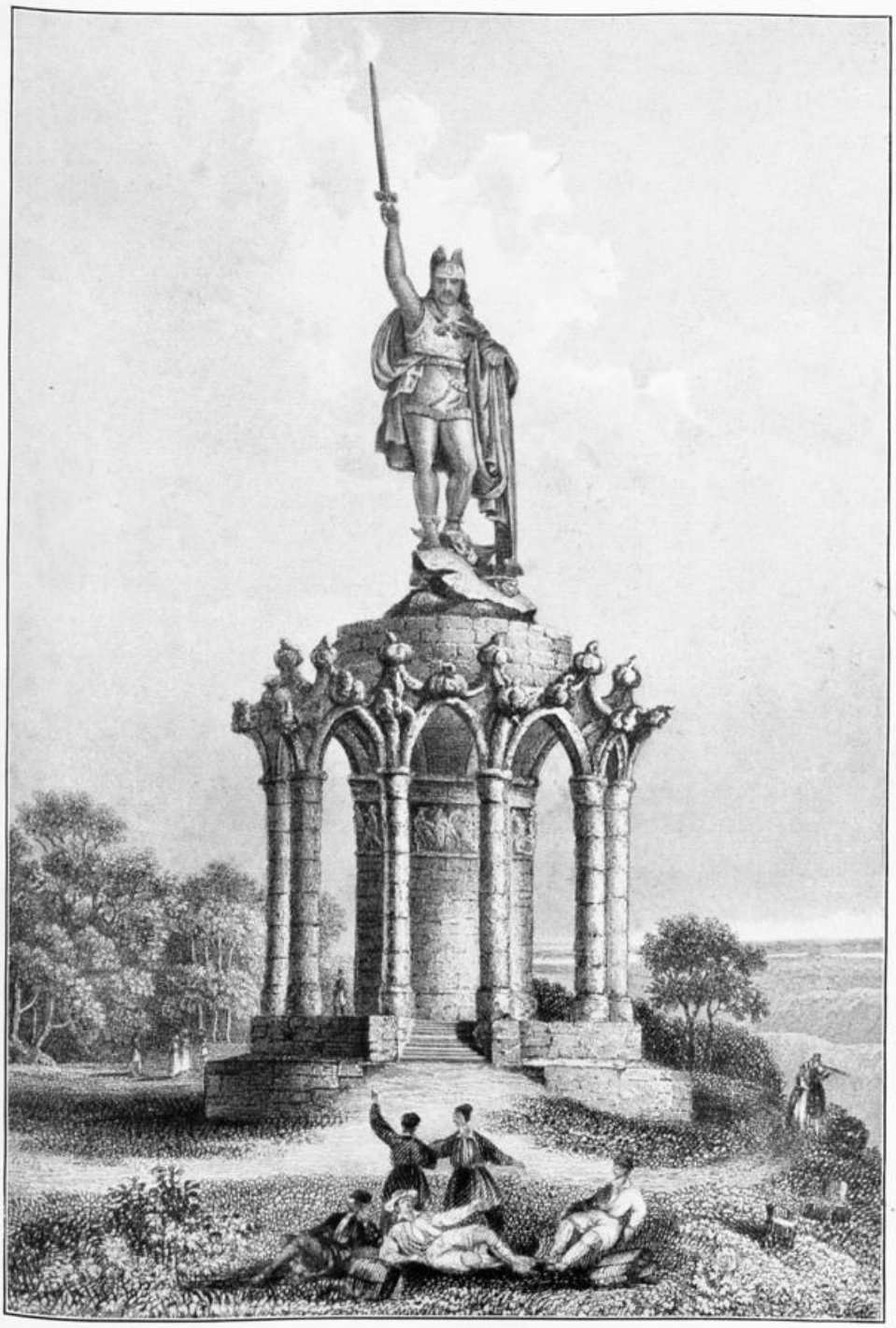
nichts sagen, als daß die Professoren es ohne mich und gegen meinen Willen so bestimmt hätten. Ich drang darauf, die Figur noch einmal gießen zu lassen und dann richtig zu stellen; vergebens.

Während des Umgangs des Königs in den Räumen der Aula stellte ein Professor dem Könige ein paar Kinder unter 10 bis 12 Jahren vor, die sogleich kniefällig um Begnadigung ihres Vaters, eines Professors, der in Haft war, baten; es war eine rührende Szene. Professoren baten mit; ich hätte König sein mögen. Der König wandte sich schweigend ab. Ich ging; mir war alle freudige Erwartung verdorben. Es war ein trauriger Tag für mich.

An der Jubiläumsfeier[3]) nahm ich nur ein paar Stunden lang, an den Festlichkeiten des Abends als nicht mithandelnder Beobachter teil und fand nichts Erfreuliches. In einem großen Bretterhaus war eine Tafel, es durchziehend, aufgestellt mit Torten und Pasteten, die wenig Minuten nach Eröffnung der Säle spurlos verschwunden waren. Menschenmassen erfüllten die Räume, so daß ein gemeinsames Speisen und Tanzen nicht mehr möglich war. Alles Volk wühlte durcheinander; die Brüder Studio spielten Hauptrollen und die unter ihnen gewöhnlichen Redensarten, Worte und Witze, die, je mehr der Wein abnahm, an Ungeniertheit zunahmen. Es kam sonst nichts Besonderes vor. Die Tage nachher waren große Galadiners, bei denen Minister .... (?) präsidierte. Zu einem derselben war ich geladen, eine Rede in Verbindung eines Toastes, vom Minister gesprochen, ward durch einen Herrn Studio dadurch unterbrochen, daß derselbe mit seinem Schläger quer über den Tisch schlug, daß das Geschirr herumflog, und dabei schrie: „Halt's Maul, Kamel!" worauf die Tafel aufgehoben wurde. —

Es ward mir die Freude, die Büste der Tochter des Herrn Herzogs Cambridge, Prinzeß Auguste, modellieren zu müssen. Die junge, liebliche Prinzessin unterhielt sich während der Sitzungen mit Modellieren kleiner Köpfe, meist Chinesen, und ist es mir leid, solche nicht erhalten zu haben. Die Frau Herzo-

[3]) Es ist wohl das hundertjährige Jubiläum gemeint; die Universität wurde 1734 begründet und 1737 eingeweiht.



Der frühere Entwurf Bandels zum Hermannsdenkmal
(nach einer Zeichnung von C. Schlickum)

Landesbibliothek Detmold

gin-Mutter war meist mit anwesend. Die Stunden gingen nur zu schnell herum, meine Arbeit dagegen schritt langsam vor.

Meine fertigen Arbeiten mußte ich in kleinen Zeichnungen darstellen, diese wurden an den König geschickt, wodurch Se. Majestät Einsicht in mein Wirken erhielt und mir dadurch Aussicht auf immer weitere und wirklich großartige Bestellungen sich eröffneten. Im großen Treppenhause sollte ich die Hermannsschlacht und Bonifatius, in Deutschland das Christentum lehrend, in Reliefs bilden, im Thronsaal ein sehr großes Relief der Welfengeschichte und einen Thron mit Marmorfiguren und vergoldeter Bronze, so schön und reich wie nur möglich; weiter war mir eine Reiterstatue Georgs III. in Aussicht gestellt. Da starb König Wilhelm IV., und all diese schönen Aussichten für eine großartige Künstlertätigkeit waren dahin. —

Nun erfaßte ich wieder die Arbeiten für mein Vorhaben der Errichtung eines Armindenkmales und modellierte die erste große Figur Armins, 7 Fuß hoch. Durch diese erwarb ich mir einen Freund an dem Jäger-Gardehauptmann Christof Heise, der mir später mit dem damals Klosterrat Herrn von Wangenheim die erste treue, kräftige Hilfe in Norddeutschland bei der Ausführung meiner Idee ins Große ward. Se. Königl. Hoheit Kronprinz Georg nahm meine Gedanken auf, und ward ich durch diese freudigen Erfolge zu meinem schwierigen Unternehmen bestärkt. Nachdem ich die Figur einem kleinen Künstler- und Kunstfreundekreise durch die mir von Sr. Majestät erlaubte Ausstellung[4]) in meiner Werkstatt im Königl. Schlosse bekannt

[4]) Wie er sich diese Erlaubnis erwirkt hat, davon erzählte später Bandel eine ergötzliche Geschichte, die zugleich sein tatkräftiges, unbeirrbares Wesen beleuchtet. „Als ich im Jahre 1837 das erste große Armins-Gipsmodell, 7 Fuß hoch, in meiner damaligen Werkstatt, die mir im Königl. Schlosse an der Leinestraße eingeräumt war, vollendet hatte, wünschte ich sie dem Publikum zeigen zu können und suchte dafür bei dem Hofmarschall von Wangenheim um Erlaubnis nach. Es ward mir der Bescheid, daß mir solche nur der König geben könne; ich solle meine Bitte unterlassen, da Majestät sie mir nicht gewähren werde. Ich wünschte zugleich mit meinem Bittgesuch auch die Majestät zu sehen und begab mich am nächsten Morgen ins Palais, in das Haus dem Haupteingang des Schlosses in der Leinestraße gegenüber, Palais genannt. Im Vorzimmer waren eine Menge Offiziere aller Grade, ein paar Adjutanten, Kammerherren und der Minister Graf Platen. Letzterer frug, als er mich sah: „Nun Bandel, was wollen Sie beim

gemacht hatte, machte ich mich an die Vorkehrungen zur großen Arbeit. Ein entschiedener Abschnitt meines Künstlerlebens stund mir bevor, der aber auch, so viel war mir klar, für mein ganzes weiteres Leben bestimmend werden würde. Ich durfte ohne die Einwilligung meiner Frau zu meinem Unternehmen, das mich ganz außerhalb meines bisherigen Kunsttreibens setzte, meine

---

Könige?" Ich teilte ihm meinen Wunsch mit, und auch Platen riet mir ab, da meine Bitte sicher abgeschlagen werden würde. Ich blieb bei meinem Vorhaben und ließ mich anmelden und um Gehör bitten; letzteres ward mir gewährt. Während ein Offizier nach dem andern vorkam, rollte in Staatskarosse der bayersche Gesandte von Hormeier heran; der erschien in voller Gala, einen großen Brief in der Hand, und ließ sogleich um Audienz bitten: „er komme im Auftrage des Königs von Bayern, ein Königl. Schreiben zu überbringen." Der Herr Lieutenant So-und-so wurde vorgelassen und weiter andere Offiziere. Staunend sah v. Hormeier darein und knüpfte mit mir ein gleichgiltiges Gespräch an, während dem mir seine Gesichtsausdrücke viel zu studieren und zu denken gaben und mich, den Fuchs kennend, auf sein Handeln neugierig machten. In dem Augenblick, als der letzte Kriegsmann zum Eintritt gerufen wurde, verließ v. Hormeier, mich gar eigen, fast triumphierend anlächelnd, den Vorsaal und rollte eben an den Fenstern vorbei, als der Adjutant ihn zum Empfang einladen wollte. Es machte mir Vergnügen, auf Hormeiers Abrollen aufmerksam machen zu können. Meines Königs Schreiben kam nun sicher pr. Post in Ernst Augusts Hände und Anzeige darüber nach München. Ich war nun der allerletzte, und das Bildhauerlein konnte vor den König treten. Majestät hatte einen alten Dienstoberrock an, der sehr stark, wie auch sein weißer Schnurrbart, mit Tabak bestreut war. Meine Danksagungen für die mir früher erwiesenen Aufträge — hatte keine von ihm — nahm Majestät gnädigst auf, bemerkte aber: „Ich bin kein Kunstbeschützer", welche Wahrheitsäußerung mir der unverhohlenen Wahrheit wegen sehr gefiel, mir zugleich aber einer Beherzigung wert war. Endlich kam ich auf meine Bitte, meine Arminstatue in meiner Werkstätte ausstellen zu dürfen. Da hob Majestät den Kopf höher und außerdem: „Es ist ein Grundsatz von Mir, nichts Fremdes in Meinen Schlössern zu dulden." Dabei wurde mir ein gnädiges Kopfnicken, was meine Entfernung wollte. Mit tiefster Verbeugung wich ich einen Schritt zurück und blieb und stellte meine Bitte wieder, dabei bemerkend, wozu ich die Arminfigur gemacht und ein Bekanntwerden meinem Vorhaben zur Ausführung behilflich werden könne. „Es ist ein Grundsatz von Mir..." kam darauf wieder und wieder das Entlassungs-Kopfnicken. Majestät rückte einen Schritt vor, meine Wenigkeit einen zurück. Da brachte ich vor, daß ja die Ausstellung der Figur nicht für Geld geschehen solle. „Es ist etc." erfolgte wieder und alles wie zuvor stund ich der Türe wieder einen Schritt näher. Nur Kunstfreunden wünschte ich der Denkmalssache wegen die Figur zeigen zu dürfen. Majestät hörten mich wieder ruhig an. „Es ist...", und ich war wieder der Türe einen Schritt näher. Nach dem 5. Male bittender

Habe nicht verzehren. Ich hatte mir ein schönes Vermögen erworben und stellte an meine Frau die Frage, ob ich wieder nach Bayern zurückkehren solle, um dort meine frühere Tätigkeit wieder aufzunehmen, oder ob ich meiner längst mir gestellten Aufgabe der Errichtung eines Armindenkmales von nun an entschieden nachleben solle. Ich stellte ihr dabei vor, daß wir alles daran setzen müßten, was unsere Kräfte vermöchten, um letzteres zu können, und stellte mein Wollen unter ihren Entschluß. „Mache dein Armindenkmal!" war die erfreuliche Antwort, worauf mein fester Entschluß, alle meine Kraft für die Erfüllung meines Wollens aufzuwenden.

X. Übersiedelung nach Detmold; Herstellung des Unterbaus für das Denkmal (1837–1846)

Es war der Sommer 1836 schon fast verstrichen, da nahm ich meinen alten Reisegefährten, meinen Rucksack auf den Rücken, um in den Teutoburger Wald zu wandern und mir eine Stelle zu suchen, auf der ich mein Wollen endlich zum Vollbringen führen könnte. Es war zu Anfang September, als ich meine Schritte über Bückeburg durch die Weserscharte in die Innentäler des Osnings nach Bielefeld zu richtete. Von dort schritt ich über Berg und Tal, viele Höhen besteigend, in kreuz und quer die Talzüge und Höhen in meinem Gedächtnis befestigend, in Dörfern rastend, in ein paar Tagen nach Detmold, allwo ich

Äußerungen fühlte ich hinter mir die Türe und hielt schon alle Mühe verloren. Da trat Majestät, die mir immer entgegengeschritten war, wieder ein paar Schritte zurück und betrachtete mich von oben bis unten, und machte ich mich schon auf ein Donnerwetter gefaßt, da lächelte der König, was ich — anbei gesagt — sowie des Königs Aussprache nur lieblich fand, und sagte: „Nun, Ich werde mich mit Meinem Hofmarschall bereden." Nun mußte der König mir wohl meine Freude angesehen haben, da er mich gnädigst entließ. Ich kam mit fröhlichem Gesicht ins Vorzimmer zurück: „Nun, so erfreut? Was haben Sie erreicht?" — „Ich will mich mit meinem Hofmarschall bereden." — „Jetzt ist Bandel der erste, dem solche Bitte gewährt werden wird!" Und richtig erhielt ich nach ein paar Stunden schriftlich die gewünschte Erlaubnis. Meine Unerschrockenheit mag wohl dem Könige gefallen haben.

einen Jugendfreund, den ich im Jahre 1818 auf der Akademie der bildenden Künste in München kennengelernt hatte, zu finden hoffte. Dort fand ich auch den Gesuchten als Regierungsregistrator fleißig malend. Mein Freund Tegeler[1]) staunte und freute sich über mein Vorhaben, riet mir, wie fast alle treue Freunde, aber ab, versprach aber, wenn ich dabei bliebe, möglichst zur Erfüllung meines Vorhabens beizutragen. Er half mir mit Hilfe von Karten, mich über die Gebirgszüge des Teutoburger Waldes zu orientieren, konnte aber seiner ihn bindenden Geschäfte wegen mich nicht in die Berge begleiten. So schritt ich denn in aller Frühe eines schönen Morgens den höchsten Bergen zu. Von Oerlinghausen her hatte ich den Tönsberg und dessen nächste Umgegend schon genau kennengelernt und wollte nun den Teutberg[2]) bis zu seiner Spitze, der Grotenburg, be-

---

[1]) Tegeler, ein feinsinniger Mensch, ursprünglich bei der Regierung in Detmold tätig, hatte sich aus Liebe zur Kunst der Malerei gewidmet und in Kassel und München studiert. Hier hatte er gemeinsam mit Bandel den Unterricht Langers genossen. Aus dieser Zeit ist ein Albumblatt erhalten, das für Bandels Welt- und Kunstanschauung recht bezeichnend ist:

Blicke ins Leben, es sagt
Mehr als Redner und Buch.

München, den 23ten April 1822.

Dein treuer Freund
J. Ernst Bandel
aus Ansbach.

(Darunter das Bildhauerzeichen: Hammer und Meißel gekreuzt.) Im Jahre 1836 hatte Tegeler den Freund in Hannover wiedergetroffen, er war inzwischen Registrator geworden, ohne dabei der Malerei untreu zu werden. Die beiden hatten sich damals, wie Tegeler in seinem Tagebuch berichtet, „freundlich begrüßt und die Münchener Vergangenheit schnell vor ihren Augen vorübergleiten lassen". Tegeler hat im Jahre 1843 Bandel gemalt, aber Frau v. Bandel schätzt seine Kunst nicht gerade hoch ein; sie schreibt an ihren Gatten etwas spöttisch: „Du bist zum Kennen ja sogar ähnlich, nur hat er Dir zuviel Farben beigelegt."

[2]) Bandel nennt den Berg stets Teut; er sagt in einem Schreiben vom Juni 1840: „Teut ist der Name, der der Geschichte gehört, Grotenburg ist neu"; an anderer Stelle 1873: „Der Berg heißt Teut, nur die höchste Kuppe Grotenburg, andere Höhen desselben Altarstein, Sprecken-burg etc." Bandel hat recht: Teut ist die ältere Benennung, schon um 1390 belegt, während Grotenburg erst 1475 (groute borch) vorkommt. Ob der Name Teut mit dem alten saltus Teutoburgiensis in irgendwelchem Zusammenhang steht, ist nicht nachzuweisen; das jetzt Teutoburger Wald genannte Gebirge hieß während des ganzen Mittelalters „Osning", im Munde des Volkes „Der Lippische Wald" oder „Der

steigen. Am Fuße dieses Berges, unweit des Teuthofes, fand ich an einem kleinen Quellteich einen Knaben von wohl 12 Jahren. Den frug ich, ob er mich auf den höchsten Punkt dieses Berges führen könne. Nach seiner Bejahung ward er mein geschwätziger Führer. Er brachte mich durch dick und dünn zu dem alten Steinwall[3]), der in einem länglichen Viereck an 450 Schritt Umfang oben auf dem Rande und meistenteils noch eine Höhe von 20 bis 25 Fuß und eine Breite des Außengrabens von 12—15 Fuß hat. Je höher ich kam, je mehr überraschten mich die schönen Gebirgsformen, und hatte das ganze Gebirge, wenn auch in lange, enge Täler geteilt, doch nirgend um den Teutberg freistehende Felsgruppen. Endlich kamen wir auf die damals ganz freie Kuppe des Berges, auf der nur verkrüppelte Latschen über das dichte Heidekraut hervorsahen; der untere Teil des Berges war mit lange nicht mehr im Wachstum begriffenen, meist schon an den Kronen abgestorbenen und von Stürmen zerfetzten Buchen und nur auf dem untersten Drittel des Berges

Wald". Man hat hinter dem Namen „Grotenburg" eine Burg, eine Befestigung gesucht und wollte diese im sogenannten „Großen Hünenring" gefunden haben. Aber die Reste eines aus Sandsteinblöcken gebildeten Walles, der sich wenig über die Oberfläche erhebt, rechtfertigen diese Annahme kaum, zumal sich nirgend Spuren einer Befestigung oder Besiedelung haben auffinden lassen. Schon Bandel schreibt: „Mit dem besten Willen konnte ich aus der Steinbefriedigung, die nur noch höchstens 2 Fuß hoch ist und kaum ⅓ des Berges umzieht, ein Festungswerk nicht („nicht" fehlt bei Bandel, wird aber vom Sinne gefordert) erkennen; mit meinem Steinbruch habe ich die Hälfte desselben zerstört." In „Grotenburg" steckt wohl die Bedeutung der „Große Berg", ebenso wie in „Spreckenburg" der „Spricker(= Strauch)-berg". Edward Schröder, Die deutschen Burgnamen, Göttingen 1927, S. 4, führt aus: „Der Berg und die Burg sind gewiß ein uraltes Geschwisterpaar... Die Bedeutungsspaltung der durch Ablaut und Geschlecht getrennten Wörter ist freilich uralt, gemeingermanisch — aber gleichwohl fließen beide Formen und Bedeutungen früh und spät ineinander über. In dem Nebeneinander des niederrheinischen Ortes Asciburgium und des 'Ασκιβούργιον (ὄρος) — der erste Bestandteil des Wortes = Esche — als wahrscheinliche Bezeichnung des „mährischen Gesenkes" haben wir dafür ein altes Zeugnis." So könnte auch „Teutoburg" sprachlich dasselbe wie der von Bandel oft benannte „Teutberg" sein. Der Name „Teut" kommt auch sonst noch in Lippe und in Westfalen vor; seine Bedeutung ist noch nicht völlig geklärt. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen, 3. Aufl., Osnabrück 1923, bringt das Wort mit altnord. tota, tata Spitze in Zusammenhang und deutet es als „kegelartig hervorragender Berg".

[3]) Dem kleinen Hünenring.

mit schönen Buchen und hier und da mit Eichen bestanden. Ich erkannte diesen Berg, der kegelförmig sich in Mitte der Haupttäler des Gebirges erhebt, als einen geeigneten Punkt für das Denkmal, von dem man in alle Täler schauen und auf dem ein Denkmal von weitester Ferne erschaut werden könnte. Ich fand auf der Bergkuppe einen zusammengetragenen kleinen Haufen Steine und sagte zu meinem Begleiter: „Hier werde ich ein Denkmal errichten."

Ich lief allein weiter über die Berghöhen fort, über die langgestreckte Winnefeldhöhe und kam oberhalb des Waldtales um den Falkenburg-Kegelberg auf eine freie, gegen die Externsteine abschüssige Bergwand und auf ihr hinab zu der einzigen Felsengruppe im Gebirge. Da war ich nun an den mir in Göttingen beschriebenen Heidensteinen, die ich aber durch ein lebensgroßes Bild der Kreuzabnahme Christi und eine in den Felsen gehauene Kapelle als dem christlichen Glauben geweiht erkannte. Um die Steine war viel Volk, das sich trotz eines eingetretenen leichten Schneegestöbers lebhaft herumtrieb. Der regierende Herr Fürst zur Lippe hatte den Kronprinzen von Preußen zu Gast an den Steinen, und bald sah ich auch die beiden Herren nach aufgehobener Tafel Arm in Arm die Steine besichtigen. Ich hatte mich in die unten in den Fels eingehauene Kapelle begeben und Zeichnung davon genommen; da frug ich einen Herrn, ob in der Kapelle keine Inschrift wäre. Als es mir verneint wurde, sagte ich, wenn eine hier wäre, so könne sie nur an diesem Platze sein, und als ich auf ihm neben dem Eingang auf der ganz dunklen Fläche mit den Fingern suchte, hatte ich Buchstaben entdeckt, und bei Beleuchtung schnell beigebrachter Lichter fand sich die Inschrift [4]).

In Horn übernachtete ich und ging tags darauf über Steinheim, Nieheim, Höxter und fuhr von dort mit Post nach Göttingen zurück. Ich hatte mich genugsam orientiert, um mit Einleitung zu der Arbeit für das Armindenkmal vorgehen zu können [5]).

---

[4]) Vgl. Preuß, Die baulichen Altertümer des Lippischen Landes, Detmold, 2. Aufl. 1881, S. 77 Anm.

[5]) Einen launigen Brief an seine Frau schrieb Bandel über diese Wanderung von Kassel am 23. September (Sonnabend) 1836: „... Ich bin trotz aller Anstrengung frisch wie ein Fisch, Wasser habe ich aber

Mein Auftreten mit meinem Vorhaben, Armin, dem Cheruskerfürsten, im Teutoburger Walde ein Denkmal zu errichten.

genug gehabt. Zuerst im Wasser gelaufen bis in das Weghaus am Lindener Berge, weil ich zur Post zu spät kam; der Wollkittel hätte mich beinahe nicht mehr nachkommen lassen, so warm machte er mich. Gebadet von innen und außen saß ich endlich allein im Wagen und hatte Ruhe genug, mich wieder trocken zu legen. Nenndorf ist recht schön, dort postierte ich mich zum Postillon auf den Bock bis Bückeburg, überall schöne Aussicht. In Bückeburg hielt ich Mittag und marschierte nun bey schönem Wetter durch Wald, in dem ich ein schönes Steinkohlenwerk mit Dampfmaschine besah, zur Porta Westphalica, bestieg sogleich einen der Berge (Jacobsberg), von dem ich mich an der wundervollen Aussicht ergötzte. Rüstig sein ist doch die größte Gnade Gottes; wenn ich daran denke, daß meine Buben all dieses Herrliche auch einmal sehen können, so freut mich alles fünffach... Als ich in Hausberge am Fuß des Jacobsbergs ankam, saßen da Herren in Tabakswolken und spielten: „Ich passe, cinquième etc.", auf der Uhr war es ½6. Da grauste mir; ich trank Bier, und marsch in die Luft. Es war eben ½7; einmal auf dem Weg, wollte ich noch eine gute Stunde nach Feldheim machen. „Das geht nicht ohne Führer, immer durch Wald." Also ging's mit Führer in die finstere Nacht. In Feldheim lief ich ¾ Stunden herum, bis ich endlich ein Wirtshaus fand. Ein Bauer brachte mich mit den Worten ins Nest: „Da, eine Einquartierung!" Da sah es schön aus: drei Fenster; an einem hatte sich ein Schuhmacher mit einem Burschen festgeschuht, um ihn lag ein Wall alter Bauernstiefel; am andern Fenster saßen Näherinnen und flickten; am dritten hatte der junge Wirth sein ½ Jahr altes, dickes Fritzchen. Zu diesem machte ich mich, trotzdem daß Fritzchen verschiedene Wasserkünste auf dem Tisch übte, die der Herr Papa mit der Hand wieder gut machte. Endlich wurde der kleine Künstler schläfrig, und ich wiegte ihn hinterm Ofen ein, nachdem ihm die 17 Jahre alte Mama den Magen gefüllt hatte. Der Bengel schlief aber erst, als ich schon fürchtete, ihn durch Wiegenpüffe gemordet zu haben... Endlich kam in einer tiefen Erdschüssel ein Pfannenkuchen und ein Messer. Was braucht man Teller, Gabel etc.? Dummes Zeug! Ich konnte ganz geschickt fertig werden — was würde Nachbar Iffland für ein Gesicht gemacht haben! — ich freute mich über den guten Willen der Leute. Nun das Bette in einem viereckigen Loch — es war ein westfälisches Haus, wie Du mir oft beschrieben — dicht neben dem Kuhstall, dessen Bewohner zu mir durch die zerfallene Wand herüberschnüffeln konnten; hierin lag in einem Ding ein Sack mit Federklumpen auf Stroh; ich habe das Bettding nicht untersucht, sondern zog die Stiefel aus und schlief ganz köstlich. Als es heller Tag war, konnte ich die Herrlichkeit des Palastes — Hotel der Armuth — bewundern, kochte mir selbst Kaffee, der Herr Schuster strich köstliche Butter auf kohlschwarzes Brot. Der Kaffee war ausgezeichnet, der Abschied der Leutchen tausendmal herzlicher als in jedem andern Gasthof, die Zeche 7 Mariengroschen. In ½ Stunde war ich über der Weser und in Varenholz. Auf dem Wege erzählte mir ein Hirte vom römischen Räuber Varus. Die ganze Wesergegend ist ein Feenland; was ist Deutschland schön! Ich habe

machte, wie ich erwartet hatte, Aufsehen, und es traten sogleich Personen auf, die solches längst, wie sie vorgaben, auch gewollt

---

manches Land durchlaufen, aber mit den schönsten Bildern stehen diese kürzlich gesehenen gleich... Bei einbrechender Nacht war ich in Hameln. Ich blieb bis Mittag und fuhr (Montag) mit der Post im fürchterlichsten Wetter über Lemgo, eine sehr alte, höchst merkwürdige Stadt, nach Detmold. In D. traf ich meinen alten Freund Tegeler, der mir über den Teutoburger Wald meinen Weg vorschrieb. Gegen 9 ging ich ab über den Teuthof zum Hünenring, eine ganz runde Verschanzung, die leicht 2000 Männer fassen kann; der Ring ist von großen Feldsteinen und Erde zusammengetragen; außen ist ein Graben; noch jetzt, nach 1800 Jahren, ist der Wall über 10 Fuß hoch. Von da ging ich auf den Teut (Grotenburg), der höchste Berg dort. Dann lief ich auf ein paar andere Gipfel und aß Teutoburger Schwarzbeeren. Die armen Romani, als die in diesen Schluchten festsaßen, da hätte sie nun freilich nicht einmal Juppiter erretten können. Vom Petersstieg sah ich noch ins Thal, in dem der Knochenbach (Berlebecke) fließt und lief dann nach Hartrören, einem Jägerhaus, wo ich mit Schinken, Käse und Wein mich zur weiteren Reise stärkte. Hier, wie dann nach Tische auf dem Winnefelde, konnte ich das Lager von 28 000 Preußen bey Paderborn überschauen, die mit all ihrem Schießen doch das Wetter nicht aufheitern konnten. Im Regen mußte ich vom Winnefeld über Berlebeck über Berge, durch Schluchten, durch dick und dünn zu den Externsteinen... An einem ist ein großes Basrelief, entschieden aus Karls des Großen Zeit, und in und auf dem Felsen kleine Kapellen aus derselben Zeit, aus denen Gelehrte allerhand machen. Ich habe durch Zufall in der unteren Kapelle eine Inschrift von 1120 (in Wirklichkeit 1115) gefunden, die wohl noch niemand bemerkt hat, da sie an einer dunkeln Seite und so verwachsen ist, daß man sie nur mit dem Finger fühlen konnte; die Buchstaben 1½ Zoll hoch. Der Kronprinz von Preußen und noch ein paar Prinzen waren auch mit mir zugleich da und viel Volks zu meinem Ärger. Ich wäre gern hier übernachtet, um das Basrelief, das ganz gut bis auf ein paar Köpfe erhalten ist, zu zeichnen; es stellt die Kreuzabnahme vor und ist sehr groß; die Figuren lebensgroß; darunter ist Adam und Eva, von einem Ungeheuer umschlungen. Am Eingange der Kapelle steht ein Petrus, der sich komisch ausnimmt, da die ganze Figur bis auf den Schlüssel verwittert ist, der wohl einen Metallüberzug gehabt haben mag, der ihn länger erhalten hat. Auch eine Kanzel und Grab Christi ist da. Voll Verdruß über das Hoch-Geschrei, das kein Ende nahm und den Herren schmeichelte, lief ich im Hagelwetter noch eine ½ Stunde weiter bis nach Horn. Hier aß ich in sehr lustiger Gesellschaft, schlief wie ein Murmeltier und am Dienstag (Mittwoch?) ging ich über die Berge, Steinheim, Marienmünster (ein Kloster) nach Höxter." Danach läßt sich der Tag, an welchem Bandel zuerst die Grotenburg betrat, genau feststellen; es war Dienstag, der 19. September 1836.

Bandel nennt das geplante Ehrenmal „Arminsdenkmal", während es in Detmold von Anfang an „Hermannsdenkmal", der Held selber „Hermann der Cherusker" hieß (Aufruf vom 24. März 1838). Die Namen „Armin" und „Hermann" laufen lange nebeneinander her.

hatten. Es galt deshalb, wollte ich festen Fuß für mein Unternehmen gewinnen, entschieden vorzugehen. Ich kam als fast

---

Bandel sagt anfangs nur „Armin“ und bevorzugt dieses Wort, auch als sich die Bezeichnung „Hermannsdenkmal“ schon allgemein durchgesetzt hatte; noch im Jahre 1874 gibt er in Briefen als Abgangsort bald „Am Arminsdenkmal“, bald „Am Hermannsdenkmal“ an. In einer der ersten Sammellisten aus dem Jahre 1840, die mit einer Abbildung des Denkmals und mit Abbildungen von Arbeiten am Denkmal geschmückt ist, steht auf der Vorderseite „Armin-Säule“ und im Innern als Überschrift für die Spenden „Unterzeichnungen für das „Armins-Denkmal“. Die Bandel zugeschriebene Äußerung: „ehe er den Namen Hermann an seinem Denkmal dulde, wolle er lieber das Werk seines Lebens mit eigener Hand zertrümmern“ ist unglaubwürdig. Bandel war ein Mann, der unnachgiebig seinen Standpunkt bis zum äußersten zu verfechten pflegte; aber weder in den Briefen noch in den Akten findet sich irgendwelche Andeutung oder Bemerkung, die auf diese schroffe Ablehnung des Namens „Hermann“ schließen ließe. Vielmehr, als im Jahre 1862 der Hannoversche Denkmalsverein eine Druckschrift unter dem Titel „Die Arminssäule“ verbreitet hatte, wandte der Detmolder Verein dagegen ein, bisher habe man „Hermannsdenkmal“ gesagt; man einigte sich damals auf die letztere Benennung, gewiß nicht ohne Bandels Einverständnis. Er selbst hat ja seiner kleinen Schrift, in der er 1862 dem deutschen Volke über das Denkmal berichtet, den Titel „Hermanns-Denkmal“ gegeben. Daß Armin und Hermann verschiedene Wörter sind, unterliegt keinem Zweifel. Kaum war der Bau des Denkmals begonnen, da setzten auch schon mit echt deutscher Gründlichkeit die wissenschaftlichen Bedenken gegen das Wort „Hermann“ ein. Maßmann z. B., Professor der Germanistik in München, sagt 1839 in seiner Abhandlung „Arminius“ (vgl. S. 331) von „Armin oder wie immer noch falsch gesagt wird Hermann“: „Was Armin (ob Airmin, Airman, wie Ermanaricus, Irmin, Herminones?) heißt, wissen wir (noch) nicht, sicher aber nicht Hermann (d. i. Hariman, Ariman), was ein ganz anderer Name (Heermann) ist“; er verweist dabei auf Grimms Grammatik. Selbst Bandel befaßte sich mit der Frage der Bedeutung des Namens. Als Brockhaus in Leipzig 1875 einen Holzschnitt des Denkmals herausgeben wollte, schreibt Bandel: „Armindenkmal will Brockhaus nicht; weil das Volk nur Hermann kennt, will er Hermannsdenkmal unters Bild setzen. Nicht gerne sage ich zu. Arminius ist der latinisierte keltische Name Armin; Hermann ist die neue Umschreibung von Armin. Arm ist ein kräftiger Held, und min bezeichnet zweizüngig, verschlagen, pfiffig im Keltischen. Tacitus gab an 90 Jahren nach des Varus Niederlage den Namen Arminius, und mußte der es doch besser gewußt haben wie wir jetzt, wie unser Held hieß.“ (Bandel hatte seine Wissenschaft von einem Dr. med. Riecke in Weimar: „er ist ein Sprachforscher unserer alten deutschen Sprachen; seine Arbeiten sind mir sehr merkwürdig und haben mich mit ihm befreundet.“) — Aber alle wissenschaftlichen Bemühungen, den Namen „Armin“ zu retten, scheiterten; die volkstümliche Form „Hermann“, seit Jahrhunderten im Volke eingebürgert, ließ sich nicht verdrängen. Schon Luther, der „nit

gänzlich Unbekannter nach Detmold[6]). Mein Freund Tegeler kannte mich nur als einen seiner Mitschüler der Kunstschule in München vom Jahre 1818—19 her und wußte nur, daß ich in Hannover beschäftigt gewesen war, und war es mir nicht unerwartet, daß man sich mein keckes Auftreten nicht über den Kopf wachsen lassen wollte. Um allseitigem Bedenken vorzukommen, erklärte ich, daß ich, falls Serenissimus die Erlaubnis zur Ausführung meines Planes erteilen würde, vor allem einen Verein neben mir haben müsse, der alle Geldgeschäfte und die Schreibgeschäfte, die ich nicht selbst besorgen wolle und könne, übernehmen würde, und daß ich all meine Arbeiten als meine Gabe und Geschenk für das Denkmal gäbe. Ich stellte die Grundbestimmung, daß das Denkmal für das gesamte deutsche Volk und von demselben durch freiwillige Beisteuern errichtet werden solle.

Es fanden sich nun Männer, die sich meines Vorhabens annahmen, und bildeten sie einen Verein für die Errichtung meines Denkmals. Es waren die Männer: Regierungspräsident Eschen-

---

die Buchstaben in der lateinischen Sprache, sondern den gemeinen Mann auf dem Markte zu fragen und demselben auf das Maul zu sehen pflegte", war in seinem Namenbüchlein 1537 für „Hermann" eingetreten: „Gleichwie jener fürtreffliche Kriegesfürst, welcher des Kaisers Augustus Legionen erleget, von den Italis unrecht Arminius genannt, Hermann geheißet hat — ‚ein Hermann, dux belli' heißt es an anderer Stelle — welches auch noch heute ein bekannter und gebräuchlicher Name ist." An den Namen „Hermann" knüpfte sich die alte Überlieferung, wie sie im Volke vom Cheruskerfürsten noch lebendig war. Vernaleken, Deutsche Sprachrichtigkeiten, Wien 1890, S. 120, berichtet: „Ich selbst habe als Schulknabe (1824) in jener Gegend (an der Weser) noch gesungen, und mein Gedächtnis hat es so aufbewahrt:

„Hjermann sla Ljerm an!
Lat pipen, lat trummen!
De Keiser will kummen
Mit Hammer un Stangen
Un Hjerman uphangen."

[6]) Hier wurde sein plötzliches Erscheinen etwas mißtrauisch angesehen. Nach einem alten Gesetz verlangte die Behörde den Nachweis, daß Bandel in Detmold leben könne, ohne der Stadt zur Last zu fallen; er mußte deshalb 2000 Taler in Gold bei der Fürstl. Lippischen Rentkammer hinterlegen.

burg, Kanzler Ballhorn-Rosen, Schloßhauptmann v. Funck, Kammerrat Rodewald, Justizrat Petri und Rat Stein[7]).

Die Erlaubnis erteilte Serenissimus unter der Bedingung, wenn das Denkmal Deutschlands würdigst und großartig ausgeführt werden würde[8]). Das Nächste war nun, einen festen Punkt für die Aufstellung zu bestimmen. Neben der Kuppe des Teutberges, der Grotenburg, schlug ich einen der Externsteine als Postament einer Arminfigur vor, welche Idee ich aber sofort aufgab, nachdem ich den historischen Wert dieser Felsengruppe näher erkannt, und hielt nun fest an dem Punkt auf der Grotenburg. Da trat mir der Hofbaumeister Brune entgegen und wollte diesen Punkt für einen, wie er sagte, von ihm längst projektierten „Luginslandturm" beanspruchen. Um ihn zufrieden zu stellen, machte ich ihm den Vorschlag, er solle einen Bau entwerfen, auf den ich meine Arminsstatue in einer bestimmten Größe setzen könne, und wollte ich so mit ihm Hand in Hand arbeiten. Vier Tage verlor ich mit Unterhandeln hierüber; am vierten meinte Herr Brune, er wollte seinen Turm auf die Grotenburg setzen, ich könnte die Statue in den Hünenring, der auf der Mittelhöhe des Berges, stellen. Da riß mir die Geduld, und ich äußerte: „Gut, setzen Sie Ihren Turm wenn Sie können, und ich werde

---

[7]) Die Veröffentlichungen des Vereins waren anfangs unterzeichnet: Ballhorn Rosen, Justizcanzleidirektor; Eschenburg, Regierungspräsident; von Funck, Schloßhauptmann; Petri, Canzleirath; Rohdewald, Geheimer Cammerrath. — Stein, zunächst Cammerassessor, dann Cammerrath, war Rechnungsführer.

[8]) Randverfügung des Fürsten Leopold in einem Berichte des Kanzleirats Petri vom 19. Nov. 1837: „Ich genehmige gerne die Errichtung eines Herrmanns-Denkmal auf der Grotenburg, und soll, wenn es zur Ausführung kommt, der erforderliche Platz ausgewiesen werden, ein großartiger des Gegenstandes vollkommen würdiger Plan müßte aber aufgefaßt werden und wäre wohl hauptsächlich der Kostenpunkt vorher in Ordnung zu bringen und die erforderliche Summe durch Subscriptionen aufgebracht seyn. Ich werde das Meinige dazu beitragen." Er zeichnete sofort einen Betrag von 500 Rthl., für die Fürstin 200, für die Prinzen und Prinzessinnen 100 Rthl. und unterstützte die Denkmalssache, wo er nur konnte. Bandel selbst fand in ihm einen wohlwollenden Gönner: als er wegen einer Wohnung in Verlegenheit war, gestattete ihm der Fürst, sich im leerstehenden Palais am Kanal häuslich einzurichten; auch durch den Ankauf von Marmorwerken erleichterte er ihm seine später etwas schwierige Lage: er kaufte von ihm eine Thusnelda für 5000, seine eigene Büste sowie die der Fürstin Pauline für je 1100 Gulden.

meinen Plan ausführen, wenn ich kann", und hatte mit Herrn Brune keinen Verkehr weiter. Herr Brune, der Hofbaumeister, verklagte mich später, weil ich nach seiner Meinung heilige Steine (die herumliegenden) zum Baue benutzte. Er kam Sonntags auf den Berg und bearbeitete das Volk gegen mich dieses Frevels wegen. Als er der Frau eines Bauunternehmers, des Bürgers Spies[9]), die Heiligkeit der Steine erklärte, sagte sie: „Ei, das ist ja schön; bis jetzt wußten wir von der Heiligkeit der Steine nichts. Wenn das Denkmal fertig, kann man daran schreiben: Aus heiligen Steinen erbaut."

Über das, was das Armindenkmal ausdrücken, was es dem Beschauer sagen solle, war ich längst einig; auch über die Hauptform und dessen Verhältnisse war ich mir im klaren. Es handelte sich nur um die Ausbildung desselben in ihrer Ausführung. Siehe Seite 10 meines gedruckten Berichtes vom Jahre 1861[10]).

---

[9]) Bei Spies wohnte Bandel (vgl. S. 272); er wird daher die Äußerung aus dem Munde der Frau Spies selber vernommen haben.

[10]) Im Jahre 1861 hatte Bandel einen umfangreichen Bericht über das Denkmal im Fachblatte des Hannoverschen Architekten- und Ingenieurvereins erscheinen lassen. Dieser enthielt in der Einleitung die Gründe für die Errichtung des Denkmals; dann folgte eine Beschreibung des Unterbaues, hierauf ein Abschnitt „Gang der Arbeit am Denkmal" und zum Schluß eine Aufzählung dessen, was für die Hermannsfigur noch zu tun sei. Diesen Bericht, durch einige Zutaten vermehrt, hat er im Jahre 1862 in Heftform drucken lassen: „Hermanns-Denkmal. Dem Cherusker-Fürsten Hermann, dem Befreier Deutschlands, errichtet vom Deutschen Volke." Hannover, Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke 1862. Die Innenüberschrift lautet: „Bericht über das Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde vom Erfinder und Erbauer desselben." Bandels Name wird nicht genannt. Wer sich über Plan und Ausführung des Baus bis in alle Einzelheiten unterrichten will, findet hier die genauesten Angaben; eine Reihe von Abbildungen dienen zur Erläuterung des Gesagten. Auf S. 12 unter der Überschrift: „Die zur Verkörperung des Hermanns-Denkmals leitenden Gedanken" führt der Verfasser aus: „Es konnte die Aufgabe für plastische Kunst nicht sein, eine Statue Hermanns in persönlicher Ähnlichkeit herzustellen; solches hätte sogleich an der Unmöglichkeit scheitern müssen; es soll in der That nicht sowohl die Person Hermanns vorgestellt werden, als vielmehr die uns Deutschen allen verständliche Schwerterhebung, an die sich die Idee deutschen Bewußtseins, deutscher Kraft und Herrlichkeit, deutscher Einigkeit, wie in Haupt und Gliedern, so in den verschiedenen deutschen Stämmen, knüpft. Hermanns That, seine Schwerterhebung, will ich im plastischen Momente hinstellen; durch sie züchtigte er das größte Reich der Welt; er blieb

Als Fühler und um anderer Ratschläge zu erlangen, zeichnete ich auf Stein einen Unterbau aus roh gearbeiteten Werkstücken in dem von mir längst bestimmten Hauptverhältnis, auf dem auf einem Felsen Armin stehen sollte, und verbreitete diese Zeichnung möglichst. Nur eine Stimme ward mir darauf; König Ludwig von Bayern äußerte: „Einen Bau kann man auf einen Felsen, einen Felsen aber nicht auf einen Bau stellen.“ Mein Plan dieser ersten Zeichnung war, den ganzen Bau so zu bilden, als sei er aus einem Felsen gehauen. Daß eine solche Bemerkung kommen konnte, zeigte mir das Verfehlte meiner Anordnung, und da ich unterdessen den Charakter des ganzen Gebirges näher kennen gelernt hatte, so beschloß ich, in die feinen, klaren Gebirgslinien auch einen aufs reinste ausgeführten Bau mit bestimmten, sich wechselseitig hebenden Formen und Linien zu setzen, und modellierte nun ein Gipsmodell in dieser Art, und diente dieses weiter zur Ausführung des Unterbaues. Weiter handelte es sich zum Anfangen des Werkes ins Große um die Feststellung des Maßstabes der Größe vom ersten Beginnen an. Diesen zur Größe des Berges, des natürlichen Unterbaus des Denkmals, richtig zu finden, machte mir viele Mühe, und durchlief ich deshalb weithin die Berge. Als ich den ersten Stein legen ließ, wußte ich und mußte ja genaust wissen, wie auf ihm die ganze Arbeit sich gestalten und entstehen werde, und waren damals meine Modelle und Zeichnungen im Laufe des Winters 1837—1838 dafür entstanden [11]).

---

aber in Deutschlands Grenzen in Ruhe ordnend, doch immer zum Schlagen bereit. So stehe in jugendlicher Frische, im Siegesbewußtsein Hermann, das freie Schwert in kräftiger Faust hoch erhoben, zum gewaltigen Schlage bereit, das Sinnbild unserer ewig jungen Kraft, auf den Schild gestützt, die unter die Füße getretenen Zeichen des Sieges nicht achtend, hoch durch ein deutsches Bauwerk erhoben über den Gipfel des schönsten Berges in Mitte des Gaues, in dem Hermanns gewaltige Schlachten geschlagen wurden, weit hin schauend ins freie Vaterland und von weiterer Ferne gesehen, ein Wegweiser zur Stätte unseres Ruhmes und zur Erkenntnis unserer Macht und Herrlichkeit.“

[11]) Das Denkmal — sowohl der Unterbau wie die Figur — ist von Bandel nicht von vornherein in der jetzigen Form beabsichtigt gewesen; der Künstler hat seine ersten Entwürfe mannigfachen Änderungen unterzogen. Eine lehrreiche, allen diesen Wandlungen sorgfältigst nach-

Mein 7 Fuß hohes Arminmodell war im Laufe des Winters 1837 nach Detmold geschafft, und am 2. Weihnachtstage (vgl. jedoch S. 271) reiste ich bei warmem Wetter mit Frau und 5

---

gehende Abhandlung findet sich in den „Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde". Herausgegeben von der geschichtlichen Abteilung des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Land Lippe. XII. Detmold 1926 aus der Feder des Archivdirektors Dr. Hans Kiewning: „Bandels erstes Projekt zum Hermannsdenkmal und der Schinkelsche Entwurf."

Bandel selbst hat über die endgültige Gestaltung des Unterbaus einen Bericht erstattet, der dem Verein für das Hermannsdenkmal in Detmold unter dem 10. Jan. 1840 vorgelegt wurde:

Grundlagen, die mich bestimmten, die Hermannssäule so zu bauen, wie ich sie nun begonnen.

Der Teut, ein runder Kegelberg, ist fast ganz mit Wald bedeckt; an vielen Stellen ist er mit Felstrümmern überschüttet, die irrig für Reste alten Gemäuers gehalten wurden, aber nur dieselbe Erscheinung sind, die fast in allen Sandsteingebieten vorkommt. Diese Felsfälle sind nirgends so hoch, daß sie bei Ansicht des Berges gesehen werden könnten.

So wie der Teut, so sind alle Berge des Waldgebirges von den Boden überragenden Felsgruppen leer; die bei der Stadt Horn im Tale stehenden Externsteine bilden die einzige sichtliche Felsenreihe.

Da nirgends im Gebirge Felsengipfel vorkommen, so konnte ich auf einen Berg, der keine Felsenkuppe bedingt, auch keine bauen; ich wählte deshalb eine bestimmte, weit sichtliche Bauform.

Zur Ausführung meines Felsbaues sind nicht genug Felsstücke vorhanden, und wären sie es auch gewesen, so würde die Auftürmung derselben zu große Summen verlangt haben; da hingegen zu einem geformten Baue, wie er jetzt ausgeführt wird, alle Größen von Steinen verwandt und solche leicht gefunden werden können.

Die Hauptbedingungen eines geformten Baues auf Teuts Gipfel sind:

1, Eine die Bäume und Bergrücken überragende Höhe.

2, Eine nach allen Seiten gleiche Ansicht bietende, weit erkenntliche, einfach würdige Form.

3, Festigkeit in Fügung und Außenfläche.

4, Möglichkeit einer Anlage und Verbindung des Figurengerüstes mit dem Baue.

5, Raum auf dem Baue, von wo aus die Täler des Ruhms unserer Voraltern mit Ruhe überschaut werden können.

Die Bedingung 1, bestimmte eine Höhe von 90 Fuß bis zum Fuße der Figur, wodurch diese so gehoben wird, daß sie da, wo der Unterbau nicht gesehen werden kann, auf dem Bergrücken zu stehen scheinen wird.

Bedingung 2, will nur die runde Form, mit einfach bestimmten Verhältnissen.

Die 3te verlangt genaue und reine Bearbeitung der einzelnen Baustücke, damit nicht, wie bei einem rohen Steinbau, Klüfte das Wetter einlassen und rauhe Außenflächen Feuchtigkeit erhalten.

Kindern und einer schönen Katze in offener Kutsche nach Detmold, wo ich mit meinen vorangeschickten Gerätschaften mich bald wohnlich [12]) eingerichtet hatte. Bald danach — zu Anfang des Jahres

---

Die 4te Bedingung erreicht eine Kuppelform am besten; in dieser können gleichmäßig nach allen Seiten Anker- und Strebenverbindungen ungehindert angebracht werden.

Eine Kuppel giebt zugleich die bestmöglichste Verdachung; ein Felsenschluß würde dagegen die nachteiligste Deckung gegeben haben und wäre dadurch der 3ten Bedingung gerade entgegen gewesen.

Die 5te Bedingung ist durch eine an 200 Menschen fassende Galerie erreicht.

Die erste Zeichnung, die verbreitet worden, war ein erster Entwurf meines Hauptgedankens; die weitere Ausführung desselben gestaltete sich nach den eben angegebenen Bedingungen und Grundlagen.

Die Säulen mußten Strebe-Pfeilern weichen, weil Säulen sich nur selbst getragen hätten, Pfeiler dagegen den ganzen Bau tragen helfen und dadurch, daß sie sich und den Bau wechselseitig gegen Sturm und Wetter schützen, mit diesem zugleich der Zeit trotzen können.

Der Grund, warum der Felsendeckung die Kuppel vorgezogen wurde, ist schon angegeben.

Die weitere Anordnung der einzelnen Teile des Baues ward durch die kleine Fläche der Bergspitze bedungen, weshalb ich alle Vorsprünge vermied, wie auch alle Zierden, die bei naher Ansicht die Figur teilweise verdeckt hätten.

Der frühere Kostenanschlag war nur auf ein kleineres, mit geringerem Aufwande auszuführendes Werk auf Vermutungen hin gestellt; nun da das Werk zu ganzer Übereinstimmung in allen Teilen gelangt und die Erfahrung gelehrt hat, kann mit Sicherheit folgender Anschlag gegeben werden:

Der ganze Bau wird kosten;	25 000 Thl. Crt.
er wird 147 415 CF. Steine enthalten, und die Höhe von 85 Fuß über der Erdfläche sich erheben, mit unterem Durchmesser von 66 Fuß.	
Die Figur mit dem dazu nötigen Eisengerüste und dem Figuren-Sockel, Figur-Körpergröße 42', Sockel 5, von der Sohle bis Schwertspitze 75 und mit Sockel 80 Fuß Höhe, wird kosten	16 000 Thl. C.
Unvorhergesehene Ausgaben	500
	41 500 Thl. Crt.

Die Figur wird nun 42' Körpergröße, früher sollte sie nur 40 werden. Das schwerste Kupfer wiegt nun 6 Pfd. der Quadratfuß, das leichteste 4 Pfd., früher sollte das schwerste 4 Pfd. und das leichteste 3 Pfd. nur wiegen.

Der Figurensockel kostet 1347 Thl. an Kupfer; dieser sollte früher Stein werden. Diese Veränderungen machte ich, um die Figur fester und vollkommener zu machen. J. E. von Bandel.

[12]) So recht wohnlich war die Einrichtung in Detmold wohl nicht; vielleicht hat Bandel nur sagen wollen, daß seine Familie dort eine Wohnung gefunden habe. Seine Gattin erzählt nach ihres Mannes

1838 — ward mein kleines Völkchen am Scharlachfieber krank. Gottlob, die Krankheit ging ohne schlimme Folgen vorüber, und war dieser Winter in jeder Hinsicht ein sorgen- und arbeitsvoller.

Tode: „In Detmold, wo wir den 3. December 1837 ankamen, war es ein schweres Eingewöhnen. 5 Kinder standen um einen recht schönen, schwarzen Ofen herum, der alle guten Eigenschaften haben mochte, nur gab er keine Hitze, denn wir hatten feuchtes Holz, weil wir nicht im Sommer eingekauft hatten wie andere Leute. Nach 14 Tagen lagen 3 meiner Kinder an Scharlach darnieder, der älteste Heinrich am Tode. Bandel war nach Hannover, um noch manches in Ordnung zu bringen. Ganz fremd an einem Orte zu sein, in solcher Lage, war gewiß schwer. Der vortreffliche Geheime Hofrat Piderit, der Leibarzt des Fürsten, erhielt mir nächst Gott meine Kinder und wurde uns auch in der Folge ein treuer Freund.“ Es muß Bandel schwer gefallen sein, in Detmold eine geeignete Wohnung zu finden. Er war zunächst mit den Seinen bei Freund Tegeler (Hindenburgdamm 10) untergekommen, aber das war nur ein Notbehelf. Am 12. November 1837 schreibt er aus Hannover an den Kanzleirat Petri: „Ich werde in Detmold ein einfaches Künstlerleben führen und hoffe Ihnen im Arbeitskittel lieber zu sein als im Theeschniepel. Wie ich's mit der Wohnung machen werde, weiß ich noch nicht; ich habe keine Zeit daran zu denken, es wird sich wohl eine finden. Bei H. C. ist mir's zu teuer, d. h. ich mag nicht im Verhältniß mehr bezahlen wie andere ehrliche Leute in Detmold. Bei Freund Tegeler wird vorerst meine Frau und die Kinder wohl noch Räume genug finden, bis ich von meinem Römerzuge (den er aber erst das Jahr darauf unternommen hat) zurückkomme. Ich hätte diese auch gerne besser als bei einem Juden untergebracht; ich liebe die gewinnsinnenden, unpoetischen Schöngeister nicht.“ Daß sie im Hause des Freundes Tegeler sich recht einschränken mußten, geht aus einem Briefe aus Hannover an Tegeler vom 8. Oktober 1837 hervor: „Nun wegen der Wohnung. Des Juden Wohnung wäre meiner Frau schon recht, aber nun, da ich erst Neujahr kommen will und nicht einmal dieses bestimmt jetzt schon sagen möchte, da der Mensch denkt und Gott lenkt, so müssen wir einstweilen alles einstellen. Kann ich hierüber bestimmen, so sollte es mir lieb sein, wenn wir mit dem Herrn H. C. einig würden. Meine Frau will sich aber auch, wenn wir Hoffnung hätten, um Ostern eine freiere Wohnung, allenfalls ein ganzes Haus vor der Stadt, zu bekommen, Einschränkungen gefallen lassen, doch von all dem später, nun habe ich anderes zu denken.“ Als Nachsatz zu dem Briefe fügt er hinzu: „Könntest Du nicht einen Kochherd in die kleine Stube links in Deinem Hause setzen lassen, damit der obere Stock nicht verdorben wird?“ Bei Tegeler wohnte Bandel nicht lange. In seinen Papieren findet sich die Bemerkung: „1838 Umzug in andere Wohnung.“ Welches diese Wohnung gewesen ist, läßt sich nur aus zerstreuten kurzen Notizen in den Briefen erschließen. Am 21. 11. 1838 schreibt Bandel an seine Gattin: „Der König (von Bayern) kommt, wenn er das Leben hat, zu uns nach Detmold. Dann soll er auch bei mir wohnen, wenn wir noch dort und im Spieshaus wohnen, wir wollen es ihm schon heimlich machen.“ Hiernach hat er beim Lackierer

Zum Überfluß hatte ich meinen Freunden in Hannover, die ich im Garde-Jägerregiment hatte, versprochen, ein großes Modell für einen Silbertafelaufsatz mit Punschbowle für ein Geschenk an den englischen Major Beamisch, der die Geschichte der englisch-deutschen Legion geschrieben hatte, anzufertigen. Das Silberwerk war an 3 F. hoch und wog 53 Pfund. Der lange Winter ließ mich alle Arbeiten bewältigen.

Durch unsere — meine und des Vereins — Tätigkeit waren bei Beginn der guten Jahreszeit so große Summen[13]) einge-

---

und Bauunternehmer (vgl. S. 268) Spies gewohnt. Dieser besaß mehrere Häuser in der Stadt. Das gedachte Spieshaus muß an der Werre gelegen haben; denn Bandels Gattin schreibt am 5. 2. 1839 an ihren Mann: „Diese Woche hatten wir arges Tauwetter, daß ich glaubte, die Werre würde unser Haus mit fortschwemmen.“ Als Nachbar wird verschiedentlich Hofrat Piderit genannt, dessen Haus sich Ecke Schüler- und Leopoldstraße befand. Bandel kann demnach nur in dem diesem gegenüberliegenden Hause des Lackierers Spies gewohnt haben, Leopoldstraße 23. Auf den alten Plänen der Stadt Detmold, die sich auf dem Städtischen Bauamte befinden, wird dieses Haus bis 1842 als Besitzung des Spies bezeichnet; dann heißt das Haus „Wessels Apotheke“. Nun schreibt Bandel später, er habe im Frühjahr 1841 seine Wohnung wegen Verkaufs des Hauses verlassen müssen; damals wird das Haus verkauft und in eine Apotheke umgewandelt sein. Da es Bandel nicht gelang, eine passende Wohnung zu finden, räumte ihm der Fürst Leopold das nicht bewohnte Schloß am Kanal (vgl. S. 303f.), die sogenannte Burg, ein. Zwar standen ihm hier ausgiebige Räumlichkeiten zur Verfügung, aber es waren auch mancherlei Unannehmlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen. Die Schornsteine waren nicht in Ordnung; die Öfen rauchten. Unter dem 10. 8. 1843 schreibt Frau v. Bandel an ihren Gatten: „Am Sonntag hatten wir großes Wasser im Keller, daß ich nur vermöge großer Holzschuhe, die die Wäscherin hatte stehen lassen, gehen konnte. Von mehreren Seiten sprudelte es wie eine Quelle hoch in die Höhe. Da der Ausguß verstopft war, so konnten wir es nicht einmal wie sonst hinauskehren, sondern mußten ruhig abwarten, bis es sich von selbst verlaufen hatte... Das zieht uns so viele Ratten (aus dem nahegelegenen Kanal) ins Haus, daß wir uns nicht zu bergen wissen. Vorige Nacht konnte Malchen (das Dienstmädchen) um 2 Uhr noch kein Auge zutun, weil ihr die Ratten über die Hand weg liefen, und am andern Tage war die ganze Wand weggefressen.“ In der Burg — dem jetzigen Palais — wohnte Bandel, bis er im Jahre 1846 nach Vollendung des Denkmalsunterbaues Detmold verließ und nach Hannover übersiedelte.

[13]) Die Denkmalsangelegenheit wurde im gesamten Vaterlande als eine ausgesprochen deutsch-nationale empfunden. Als Beweis ein Vorgang aus der Nordmark, der zudem des scherzhaften Beigeschmacks nicht entbehrt. Ein Oberamtsrichter Karl Wolfhagen aus Reinfeld in Hol-

gangen, daß die Arbeit auf dem Berge hätte beginnen können. In München hatte ich mit Hilfe des Prof. Maßmann einen Verein zur Sammlung von Geldmitteln für das Denkmal zusammengebracht; ein Freund von mir hatte die Tätigkeit dieses Vereins wie alles Weitere richtig bezeichnet, indem er seinen Eintritt in den Verein damit bezeichnet:

---

stein erzählt in einem Briefe an den Detmolder Verein für das Hermannsdenkmal unter dem 27. Mai 1875 aus Anlaß der Einweihung des Denkmals: „In den Jahren 1845/46, als die politischen Wirren in Schleswig-Holstein begannen, entwickelte sich namentlich in der Schleswigschen Stadt Flensburg, wo die politischen Parteien sich so ziemlich die Waage hielten, ein heftiger Kampf, bei dem auch manchmal kleine, aber recht significante Mittel, die politische Gesinnung zur Geltung zu bringen, nicht verschmäht wurden. In der gedachten Periode machte die dänische Regierung die krampfhaftesten Manöver, das national-dänische Geld in den Herzogtümern einzuführen und schmackhaft zu machen, und erließ u. A. eine Verordnung, wonach das Post-Porto und Bestellgeld erniedrigt, aber in dänischer Reichs-Scheidemünze fixirt wurde. Die Tendenz dieser Maßregel war die, durch den gewährten kleinen Vortheil den Eingang im Publikum zu erleichtern und sie beliebt zu machen. Die Deutsche Partei ergriff hiergegen eine Maaßregel, die ebenso zeitgemäß als drastisch war. Es bildete sich nämlich ein Verein..., welcher es sich zur Aufgabe machte, theils durch freiwillige Beiträge theils durch Ankauf die kupferne Scheidemünze an sich zu bringen... und sie dem Guß des Hermannsdenkmals zu widmen... Es gelang uns in kurzer Zeit und ehe das verpönte Treiben polizeilich inhibirt werden konnte, ein ganzes Centner von den kupfernen Scheidemünzen (sog. Zankschillinge, auch spottweise „Rothhäute" genannt) zu sammeln, die in einem Tönnchen verpackt, an das damalige Comitée für das Hermannsdenkmal in Detmold oder auch an den Herrn Bildhauer v. Bandel selber nebst einem Widmungsschreiben gesandt wurden." Das Antwortschreiben sei verlorengegangen; Herr von Bandel habe versprochen, das übersandte Material zum Schwerte des Hermann verwenden zu wollen, was den Deutschen in Flensburg zur großen Freude und Genugtuung gereicht habe. — Aus der 9. Bekanntmachung des Detmolder Vereins über die Beiträge zu dem Hermanns-Denkmale geht hervor, daß wirklich 1 Zentner 3 Pfund dänischer Scheidemünze eingegangen waren. —

Angefügt sei als Beweis für die begeisterte Teilnahme, die der Denkmalsbau in allen Kreisen der Bevölkerung fand, der Brief eines Wm Schmuck vom 16ten Aprill 1838 an den Registrator Tegeler: „jedoch kann ich nicht länger ohnehin, Ihnen hiermit schriftlich mitzutheilen, das ich für das Denkmahl unsres Hermanns so sehr eingenommen, welches ich leider durch Beytrag nicht so erheblich als durch Handanschlag dabey beweisen, im Fall ich als Metallarbeiter gratis dabey dienen können, und um welches ich Sie den Herrn von Bandel gelegentlich gütig zu befragen, hiermit habe höfl. ersuchen wollen."

„Bandel, Maßmanndl,
Freiberg[14]) Figurantl."

In allen Vereinen waren stets nur eine, höchstens 2 Personen, die wirklich arbeiteten. In Hannover hatten 2 Männer, Gardejäger-Hauptmann Christof Heise und Klosterrat v. Wangenheim, mit andern Männern im Verein, fast nur sie arbeitend, mit großem Erfolge gewirkt. Im Lande Hannover wurden die Gemeinden unter ihren Gerichtsbäumen zusammengerufen und ihnen die Bedeutung des Denkmales erklärt, das sie mit errichten helfen sollten, und flossen so reiche Beiträge. — Viele Vereine bildeten sich in Deutschland und halfen mehr oder weniger, je nachdem ein mehr oder weniger energischer Mann an ihrer Spitze stund. Der Verein in Detmold, der mir und der Denkmalssache als in nächster Nähe naturgemäß der Mittelpunkt der ganzen Denkmalssache war, bemühte sich im Anfange mit großem Fleiße, hatte aber nicht das Geschick, einen festen Zusammenhang aller Vereine zu einem lebendigen Fortwirken erhalten zu können; er versäumte, fortlaufende Berichte zur allgemeinen Erkenntnis des Geschehenen zu verbreiten, und begnügte sich mit Aufzählung der einzelnen Geber, in vielfach schwer zu verbreitender Form, auf schlechtem Papier groß gedruckt. Trotz all meines Drängens, kurze, bündige Berichte über das Erlangte und Geschehene weitest verbreitet zu geben, wurden all meine Wünsche und Ratschläge dafür unberücksichtigt gelassen, sowie auch die Beschlüsse, die mit mir gemeinsam in den Vereinssitzungen gefaßt worden waren, von dem Schriftführer desselben, dem Rate Herrn Petri, nur nach seinem Gutdünken ausgeführt oder ganz unterlassen.

Daß meine Ansicht, daß mein offenes Wirken die Denkmalssache zu einem größeren Schwung bringen werde, richtig war, zeigte sich sofort nach meinem tatkräftigen Anfange auf der Grotenburg. Ärger überläuft mich, zurückdenkend an so lang vergangene Zeit, in der ein Mahnen an unseres Volkes Zusammenstehen in Einigkeit so sehr nötig war, in der mein Gedanke, der zur Einigkeit hinzeigte, überall, wo Deutsche lebten,

[14]) Stallmeister von Freiberg, ein Freund Bandels (vgl. S. 219 f.), ein sehr tätiges Mitglied des Vereins. Das Verschen stammt von Freiberg, der sich selber als „Figurantl" bezeichnet.

Anklang fand, daß nur so wenig Männer mir zur Ausführung energisch halfen und daß die, die sich mir in Detmold zunächst zur Seite stellten, sich einem, dem Rat Petri, unterstellten und es sich gefallen ließen, daß dieser nur nach seinem Gutdünken für unseres großen Volkes Werk arbeitete. Es ward mir nur zu bald klar, daß ich einem kleinlichsten Geschäftsgetriebe abhängig gemacht werden sollte; ich sollte zum Diener, zum untergeordneten Arbeiter dieses Mannes umgezwungen werden. Einen schlagenden Beweis dafür gab mir das von Petri und seinem von ihm bevormundeten Helfer Herrn Rat Stein durch Vereinsbeschluß angeordnete Vorhaben, mir festsetzen zu wollen, wie tief ich den Grund für das Denkmal graben müsse, was die Herren nur zu einem sie lächerlich machenden Erfolg führen konnte und so auch führte (vgl. S. 285 f.).

Ich sollte den Herren — damit meine ich immer nur Stein und Petri — vor all meinem Handeln mein Wollen zur Prüfung klar legen. Das hieß nichts anderes, als ich sollte Männern, die nicht das Geringste von meiner Aufgabe verstunden, diese, sie belehrend, verständlich machen, damit sie mir als meine Vorgesetzten die Erlaubnis zur Ausführung geben könnten; mit anderen Worten, ich sollte den Dummkopf spielen und mich, durch leere Köpfe gebückt, demütigst durchkriechend, in deren Gewand kleiden. Bandel wollte nicht und blieb Bandel [15]).

---

[15]) Der Ursprung der Mißhelligkeiten, die schließlich zur völligen Entfremdung führten, ist in einem G. P. M. (gehorsamsten Promemoria-Eingabe, Bericht) zu suchen, das der Kammerassessor Stein dem Detmolder Verein für das Hermannsdenkmal erstattet hatte; in diesem Verein war Stein Rechnungsführer. Von Carrara aus hatte Bandel in einem Briefe an Kanzleirat Petri vom 29. Januar 1839 die Bitte ausgesprochen, „Herrn Stein zu ersuchen, eine Zusammenstellung in Zahlen zu fertigen: 1, Wie viel Mauerwerk gemacht 2, wie viel Kalk dazu verbraucht 3, wie viel dieses je gekostet 4, wie viel bis jetzt im Ganzen zur ganzen Anlage Geld verbraucht u. 5, ob noch Vorräte da sind". Darauf verfaßte Stein ein G. P. M., das Hermannsdenkmal betreffend, ein umfangreiches Schriftstück, in dem der Verfasser, anstatt sich auf die gewünschte Aufstellung zu beschränken, streng über Bandels Tätigkeit zu Gericht saß. Zunächst wird bemängelt, daß die Voranschläge beträchtlich überschritten seien; dies wird im einzelnen nachgewiesen und der Grund dafür in folgendem gefunden: die Arbeit sei mit zu großer Hast begonnen und verhältnismäßig zu viele Leute angenommen; die Aufsicht sei nur unzulänglich gewesen („Herr von Bandel hat gewiß sein Möglichstes getan, aber er konnte doch nur

Sobald man erkannte, daß ich nicht zu beugen sei, wurde nun das jedenfalls törichtste Mittel angewendet der allgemeinen deutschen Sache gegenüber, die doch nur in mir einen festen Kernpunkt haben konnte: man ließ die Geschichte laufen und spielte nur noch gezwungen mit.

Stunden oben sein, in welchen er überdem noch der Ansprache der verschiedensten Besucher ausgesetzt war; und in jenen Stunden konnte er nicht überall zugleich sein und auch nicht so energisch einwirken, da ihm gerade der Haupthebel, unnütze Subjekte wegzujagen, bei dem Drange, nur rasch vorwärts zu kommen, fehlte"); Herr Osten (Bandels Bauführer) habe wegen seiner Kränklichkeit nicht mehr leisten können; die Unteraufseher hätten von der Sache zu wenig verstanden und mit den Arbeitern nach dem Worte cornix cornici (eine Krähe hackt der andern kein Auge aus) gemeinsame Sache gemacht; bei dem Wunsche, viele Arbeiter zu erlangen, sei auf die Qualifikation zu wenig Rücksicht genommen, es seien daher manche darunter, die blutwenig wert seien; auch hätte man billigere Akkorde mit ihnen schließen können usw. Am Schlusse seines G. P. M. empfiehlt Stein, statt des Bandelschen Denkmalsentwurfes ein von Berlin eingegangenes Projekt anzunehmen, das weniger kostspielig werden würde. Gemeint ist der von Schinkel—Rauch entworfene Plan (vgl. Kiewning S. 52 ff.), der ohne Zweifel den Verhältnissen der Grotenburg nicht gerecht wurde. „Die eingereichte Zeichnung zeigte auf einer mit großen Eichen bestellten Fläche einen im Viereck hoch aufgemauerten Felsen, auf ihm einen römischen Säulensockel, auf dem Bandels Arminfigur steht, mit der Veränderung, daß sie das Schwert, anstatt es in die Luft zu erheben, auf den Boden gestellt hält. In der Mitte war eine Tür, zu der eine Holztreppe führte" (Bandel). Stein begründete seinen Vorschlag, ob unter dem Einfluß der großen Namen Schinkel und Rauch, sei dahingestellt: „Daß dieses Projekt in vieler Beziehung den Vorzug vor dem des Herrn von Bandel verdiene, leidet wohl keinen Zweifel; der etwaigen Wahl desselben stehen durch die bisherigen Arbeiten keine Hindernisse im Wege — der Gegenstand wird deshalb einer ernsten Erwägung bedürfen, und muß deshalb die Fortsetzung der Arbeiten auf der Grotenburg, bis jene geschehen, um so mehr beruhen, als bislang die Witterung eine solche noch nicht gestattet und die Erfahrung des vorigen Herbstes bewiesen hat, in welch nachteiliger Weise selbige auf das Kostenverhältnis einwirkt." Alles in allem ein niederschmetterndes Urteil über Bandels bisherige Tätigkeit und seinen Denkmalsentwurf, dazu im Tone vergriffen. Gewiß, es waren Überschreitungen der angesetzten Bausumme vorgekommen: veranschlagt waren 2650 Rthlr., verausgabt etwa 6000. Bandel liebte es, hinsichtlich der Kosten völlig willkürlich zu verfahren. Ohne lange zu zögern und den Verein zu befragen, schuf er Anlagen, die ursprünglich nicht vorgesehen waren, traf Änderungen, wie sie das Bedürfnis jeweils erforderten; die Ausgaben spielten für ihn keine Rolle. Bandel war eben, wie Stein von ihm sagte, in seiner Art nichts weniger als ein Fabius Cunctator. Da mag es auch vorgekommen sein, daß Summen ausgegeben wurden, die sich bei vorsichtiger Voraussicht hätten vermeiden lassen. — Anderer-

Ich wußte und hatte den nicht zu erschütternden Glauben, daß, wenn ich nur ausdauernd treu am Werke bliebe, ich auch trotz allem Entgegentreten doch zu meinem Ziele gelangen würde.

---

seits richteten sich die Vorwürfe in mancher Hinsicht nur auf belanglose Gegenstände; sie wandten sich auch in kleinlichster Weise gegen notwendige Anlagen wie die Herstellung von Wegen, Wasserbehältern, Steinbrüchen, Schuppen für Arbeiter, sogar gegen eine notdürftige Unterkunftshütte für Bandel, in Steinscher Auffassung als „Wohnung für den Dirigenten" bezeichnet (vgl. S. 287). Das ganze G. P. M. — „die 3 Buchstaben sind mir schon in den Tod zuwider geworden", bemerkt Bandel später — war im Tone eines Vorgesetzten gehalten, der die Maßnahmen seines Untergebenen bekrittelt und möglichst viele Punkte des Tadels herauszufinden sucht, im Sinne eines Beamten, dem jedes Abweichen von der vorgeschriebenen Norm als grobe Unzulässigkeit erscheint.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Wirkung dies abfällige Urteil auf das leicht erregbare Gemüt eines Bandel ausübte, wie sein heißes Blut in Wallung geriet. Punkt für Punkt versieht er die Vorwürfe mit seinen Gegenbemerkungen; Spott und Hohn laufen mit unter; seine Sachkenntnis und sein künstlerisches Selbstgefühl lehnen sich gegen eine solche Bevormundung auf. „Vor allem muß ich erklären", beginnt er seine Ausführungen, „daß ich bei unserm Unternehmen durchaus kein Vormundschaftsrecht über mich anerkenne. Kein Verein — Haupt- oder Nebenverein — allein kann mich irre machen durch Für- oder Gegenreden über meinen Plan; ich werde nur den Anforderungen des Gegenstandes und seiner Umgebung und der großartigen und festen Ausführung desselben leben, um ein Jahrtausenden trotzendes deutsches Bild errichten zu können. Unglaube, Bangigkeit, Unkenntnis, Mißgunst und all dem Höllenkram zum Trotze werde ich durchführen, was ich nicht einer einzelnen Vereinigung, sondern dem gesamten Vaterlande versprochen habe." Besonders kränken mußte ihn die Bemerkung über die mangelnde Aufsicht; er spricht davon, daß er bei seiner monatelangen Aufsicht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf dem Berge anwesend gewesen sei, und setzt stolz im Hinblick auf den weiteren Vorwurf der Abhaltung durch Besucher hinzu: „Die Arbeit geht mir Besuchern und Besuchemachen vor (man verüble es mir nicht)." Sein natürliches Kunstempfinden bäumt sich gegen den Schinkel-Rauchschen Plan auf; bitter antwortet er: „Die eigentliche Erfindung ist auf Wilhelmshöhe bei Kassel schon ausgeführt und hat dieselben Fehler wie das Kunstwerk dort. So gestellt verschwindet die Figur als Spitze der Pyramide. Auf solch einem Bau kann man nicht stehen und also von ihm aus die Gegend nicht überschauen." Dieses Urteil ist sachlich und berechtigt; voller Hohn schließt er dann: „Wenn auch dieses Project — wie bemerkt worden — in vieler Beziehung den Vorzug vor meinem verdient, so habe ich doch keine Lust, meine Figur wie einen Essenkehrer auf Teuts Schornstein aufzustellen." — Als bald darauf der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., sich für Bandels Entwurf aussprach, war dieser leidige Zwischenfall erledigt. Bandel erfuhr bei dieser Gelegen-

In Detmold war der Durchlauchtigste Fürst für die Denkmalssache und war mir huldvoll gewogen; die Herren Eschenburg, Rosen und v. Funck hielten meinen Gedanken und meine Person

---

heit, daß Rauch den Helm Hermanns für „sehr gut erfunden" erklärt hatte.

In diesem G. P. M. ist der Keim zu den Unstimmigkeiten zwischen Bandel und dem Detmolder Verein zu suchen. Es war vielleicht von vornherein ein Fehler, daß in der Leitung des Vereins nur Beamte saßen, die zu leicht der Versuchung unterlagen, die Behandlung der Denkmalssache etwas einseitig vom bürokratischen Standpunkt anzufassen. Es wäre für die geschäftliche Erledigung gewiß förderlich gewesen, wenn sich auch andere Anschauungen hätten geltend machen können.

Bandels Grimm richtet sich erklärlicherweise vornehmlich gegen Stein, der ihn und sein Werk so scharf verurteilt hatte, und dann gegen Petri, der als Schriftführer den Verkehr zwischen ihm und dem Verein zu vermitteln hatte. Zwar versuchte bald darauf Kammerassessor Stein in etwa einzulenken und seine Ausführungen abzuschwächen: „Ich verwahre mich feierlich gegen künftige Bezugnahme auf meine Anschläge — denn ich will die daraus folgende Blame nicht tragen... Ich wiederhole, was ich anfangs und immer gesagt — ich will keinen Einfluß bei der Sache, keinen Ruhm von derselben — ich will auf Wunsch nur das Rechnungswesen in Ordnung halten, nie Rat geben — weiter nichts, nur helfen, wo ich helfen kann — will man mich nicht mehr, so entlasse man mich, aber man behandele mich nicht so schnöde und würdige mich nicht zu einem Schreiber herab." Und Petri schreibt an Professor Maßmann, der ebenso herzlich wie dringend versuchte, die peinliche Angelegenheit gütlich beizulegen: „Bandel allein steht in den Angelegenheiten des Denkmals die Entscheidung zu. Es ist sein Werk und keines andern, und das muß es und wird es bleiben. In allem, was die Ausführung des Denkmals angeht, kann Bandel tun, was er will. Der Verein erwartet aber von ihm, daß er seine Bedenken, Ratschläge über lokale Verhältnisse und dgl. höre; und wenn Bandel sie gehört hat, so kann er ebenfalls damit tun, was er will." — Aber trotzdem: der Riß war nun einmal da und hat sich nie wieder geschlossen. Von der Schuld an dem sich immer mehr verschärfenden Zerwürfnis ist auch Bandel nicht freizusprechen. Sein stark ausgeprägtes Selbstgefühl, das sich gegen jede Beeinflussung seiner freien Willensbestimmung auflehnte und jede äußere Beeinflussung seines Tuns und Lassens in wenig verbindlicher, oft schroffer Form zurückwies, war einem versöhnlichen Zusammenwirken wenig förderlich. Seine Frau mahnte zur Nachgiebigkeit: „Nun fürchte ich", schreibt sie ihm am 8. 10. 1843 nach Carrara, „daß Du die Vereinsherrn beleidigst, die nun arbeiten und die nichts von der Geschichte haben als Plage und Arbeit; so bist Du auch auf Petri aufgebracht, und der hatte gar viele Plage und keinen Dank." Und Bandel selber erkannte gegen Ende seines Lebens (1875) an, daß „Petri allerdings viel, aber meist, ja immer ihm entgegen gearbeitet". —

Noch ein Wort zur Frage der Denkmalsform. Das Feldgeschrei: „Hier Bandel — hier Schinkel-Rauch" erregte weithin die Gemüter,

aufrecht; meine Freunde in München und Hannover waren mir feste Stützen; überall im deutschen Volke ward mein Wirken freudig begrüßt, und konnte ich in solchem Schutze auch leicht meinem Handeln gegenüber schwächlichen Anfechtungen widerstehen.

Das Denkmal deutschen Volkes würdigst und möglichst großartig zu machen, das war die mir gesetzte Aufgabe; was es so zur Ausführung kosten würde, war mir gleichgültig; die Summe war ja für unser großes Volk doch nur eine Kleinigkeit. Deshalb war es mir immer eine lächerliche Zumutung, Kostenüberschläge dem Verein in Detmold zur Begutachtung und Ge-

besonders im Lager derer um Bandel. Der bekannte Historienmaler W. Lindenschmit, neben Maßmann eines der eifrigsten Mitglieder des Münchener Vereins, der sich aber trotzdem die Unbefangenheit des Urteils bewahrte, schrieb an Maßmann: „Wie ganz anders als die Behandlung, welche Herrn v. Bandel sehr unverdient widerfährt und welche an die in Deutschland so beliebten Krähwinkliaden erinnert, würdig und verständig, drückt sich das Schreiben des Berliner Vereins aus, welches Sie mir zu überschicken die Güte hatten. Auch Herr v. Schinkel hat gewiß keineswegs das Ansehen Bandels mindern oder ihm eine andere Ansicht aufdringen wollen. Die Zeichnung hat viel Schönes, und das, was etwa daran zu bemerken wäre, beweist nur, wie schwierig diese Aufgabe, dieses noch gänzlich unbearbeitete Feld, wo man keine Vorgänger hat, den ersten Genies sein muß. Ganz abgesehen davon, daß wir gar kein Denkmal besitzen (aus neuerer Zeit), woran nicht bedeutende Ausstellungen gemacht würden, als z. B. an dem A. Dürer (Rauch), dem König Max (Rauch), dem Gutenberg (Thorwaldsen) und selbst dem Schiller (Dannecker) etc. — so bietet eine Statue Armins noch viel größere Schwierigkeiten dar als eine Gestalt, welche sich an bereits vorhandene Muster und Begriffe anreihen kann. Es wird vielleicht, wie es in der Kunst mit allen neu auftauchenden Gestalten der Fall war, ein Jahrhundert vergehen, bis der hierfür passende Typus in seiner schönsten Vollendung gefunden ist... Was nun die Figur des Herrn von Schinkel betrifft, so scheint mir die Bandels sprechender, ausdrucksvoller und empfundener zu sein, was, wie ich sehe, auch schon das Urteil Sr. K. H. des Kronprinzen von Preußen ist. Die römische Architektur des Postamentes scheint mir unzulässig, und bei dem cyklopischen Unterbau ist das Verhältnis der Türe zu dem koloßartigen Bau zwar sehr bestechend, aber nach dem Maße unrichtig; und dies ist auch die Ansicht des Herrn v. Cornelius, welcher die Zeichnung bei mir gesehen hat, und sehr wünscht das Modell Bandels zu sehen, welches unbegreiflicher Weise nicht ankömmt.“ In einem weiteren Schreiben an Maßmann gibt Lindenschmit dann den Rat, Bandel solle das Wesentliche — die Figur — behaupten und das Unwesentliche — den Unterbau — preisgeben. „So scheint mir namentlich der Unterbau etwas Untergeordnetes zu sein; es reicht hin, daß dieser kolossal ist... An Schinkels Entwurf ist der Unterbau

Der Schinkel-Rauchsche Entwurf eines Hermannsdenkmals

Landesbibliothek
Detmold

nehmigung vorlegen zu sollen. Ich hätte sie überdies auch gar nicht machen können, da vorher noch keine Arbeit, der meinen ähnlich, nach der man vergleichend hätte Summen setzen können, gemacht war und ich mir zum festen Grundsatz gestellt hatte, jedwede Verbesserung, die ich während der Arbeit für gut finden würde, auch sofort auszuführen. Man verstund mein Treiben nicht und hatte keinen großartigen Sinn für meinen Gedanken, den ich großartigst für das deutsche Volk auszuführen als meine Aufgabe mir gestellt hatte [16]).

Im Winter 1837—38 war ich mit allen Vorarbeiten zum Beginn der Arbeit am Armindenkmale fertig geworden, und

---

nur deswegen imposant, weil die Türe in unrichtiger Art zu klein angegeben ist, im übrigen ist der Vergleich mit einem Schornstein ganz richtig. Leugnen kann ich aber nicht, daß diese Auftürmung von cyklopischen Felsstücken etwas echtes Germanisches und altertümlich Einfaches hat; nur müßte der ganze Riesenbrocken noch um die Hälfte breiter oder noch einmal so breit gegründet und oben etwas verjüngt werden, doch mit Weglassung des läppischen Postamentes — ganz einfach. Dem Schinkel würde man alsdann sagen, daß es nach seiner Idee sei und dem Kronprinzen v. Preußen dasselbe. Die Teilnahme dieser beiden Männer wäre alsdann gewonnen und auch für Bandels künftige Laufbahn von großem Nutzen, wo man in dem entgegengesetzten Falle nur feindseliges Einwirken erwarten darf. Ihr Schutz würde dann gegen alle ferneren Befehdungen des Neides (welche sicher noch bevorstehen) hinreichen. Sie würden sich sehr geschmeichelt fühlen und dankbar hierfür dem Bandel desto mehr den Ruhm und die Ehre des Ganzen zugestehen. Bandeln wird es für eine große Bescheidenheit ausgelegt werden, und der Geschmack der Nation würde eher durch etwas Einfaches befriedigt sein als durch das Komplizierte, welches sich mehr zum Zankapfel eignet." Maßmann billigte offenbar, um Bandel Unannehmlichkeiten zu ersparen, Lindenschmits Vorschlag, übermittelte Bandel dessen Brief und schreibt dazu unter anderem: „Man muß durch besonderes Fallenlassen des Unwesentlichen, durch Überwindung der kleinlichen Leidenschaften Herr werden über die Berlinereyen, die auch über Berlin hinaus tätig sind. Doch L.'s Brief umschreibt und umgrenzt recht gut, was zu tun und was zu lassen ist." Bandel aber kannte in dieser sein innerstes künstlerisches Ich berührenden Frage keine Nachgiebigkeit; ein Zugeständnis im Sinne der Aufgabe seiner Selbständigkeit widersprach seiner Wesensart. So steht denn das Denkmal in seiner wuchtigen, gegen den früheren Entwurf nicht unwesentlich vereinfachten Form da als Bandels eigenste Schöpfung, ohne fremde Zutaten, bewundert vom deutschen Volke, das in zahllosen Scharen alljährlich zur Grotenburg pilgert und in andächtigem Anblick des gewaltigen Ehrenmals sich umweht fühlt vom Geiste echten Deutschtums.

[16]) Über den Beginn der Arbeiten verweist Bandel auf den gedruckten Bericht von 1862. Seite 26 ff.

waren bei Beginn guter Arbeitszeit so viel Geldmittel eingekommen, daß ich die Arbeiten hätte aufnehmen können. Es war meine und zwar richtige Ansicht, daß mit meinem Beginnen am großen Werke auch frischeres Leben in die Denkmalssache kommen würde. Der Verein für das Denkmal in Detmold war aber anderer Meinung und wollte nicht vorher einen Anfang, bevor nicht die ganze Summe, die das Denkmal kosten würde, gesammelt wäre. Ich ward deshalb auch wiederholt vom Verein bedrängt, die nötige Summe anzugeben, die das Denkmal kosten würde. Daß das eine Unmöglichkeit, wurde nicht eingesehen, und konnten die Herren im Verein sich dazu nicht erheben, daß ein Denkmal für das große deutsche Volk dadurch, daß es großartiger, als bis jetzt ein Denkmal errichtet war, auch kostspieliger werden müsse und daß es, da kein Anhalt zum Kostenvergleich vorhanden war, eine Summe kosten werde, die, wenn auch noch so groß, für unser Volk doch nur klein sein werde. Mir kam es gar merkwürdig vor, als 20 000 Thlr. angenommen wurden, und durfte ich meine Pläne, die ich weiters hatte, für ein Volkswerk, in dem das Denkmal den Mittelpunkt bilden sollte, gar nicht aussprechen, um keinen alles verderbenden Schrecken hervorzubringen. Die Zeitläufte wie auch der Kleinmut meiner Helfer haben den Plan, den ich in meinen Wünschen getragen, dessen Grundform meine Denkmalsanlagen zeigen, in mir verschlossen gehalten [17]). Ich wußte, was ich wollte, und mein Volk genau kennend, daß mein Wollen getragen werden würde, und mein fester Glaube hierfür hat — das Denkmal steht — recht gehabt. Der Detmolder Verein wollte allergeringste Verhältnisse vor einem Anfang der Arbeit geordnet wissen; meine Geduld ward bis aufs äußerste dadurch beansprucht, und da die schönste Arbeitszeit fast verflossen war, ward

---

[17]) Über Bandels weitere Pläne vgl. Kiewning S. 6 ff. Am 12. 11. 1837 hatte Bandel an Petri geschrieben: „Hierzu schlage ich vor, auf der Höhe selbst einen Steinbruch, gegen den Rhein zu, stufenweise einzuschlagen und dessen entstehende Wände als unterste Sockel zu benutzen, auf den obersten dann von den gewonnenen Blöcken den Bau zu erheben. Je wilder sich hierdurch die Felsmassen bilden werden, desto besser wird es für das Ganze sein; der Hauptbau kömmt dadurch auf eine anscheinend ungeheure Höhe.“

zu Anfang Juli am 8. in einer Vereinssitzung auf meine Anfrage, warum noch nicht begonnen werden könne, mir gesagt, es müßte die Gemeinde Hiddesen, die auf dem Berge Weidegerechtigkeit habe, erst ihre Erlaubnis zum Anfang gegeben haben. Das war mir denn doch zu stark, daß ich, nachdem ich die Erlaubnis des Durchlauchtigsten Fürsten hatte, auf dem Berge Deutschland ein Denkmal setzen zu dürfen, noch die Erlaubnis einer Gemeinde haben müsse, der durch meine Tätigkeit eine Kleinigkeit schlechten Viehfutters entzogen werden könne. Ich lief nach der Sitzung nach dem ½ Stunde entfernten Hiddesen und traf dort im Kruge eine Gemeindeversammlung in voller Beratung. Die Bauern kannten mich längst, und ich konnte unter ihnen verweilen, bis ihre Beratung zu Ende war. Nun bat ich die Vorsteher zu bleiben und trug ihnen die Frage vor, ob sie wegen ihrer Weidegerechtigkeit gegen einen Anfang meiner Arbeit fürs Denkmal wären. Da war allgemeine Freude, daß ich endlich beginnen wolle; sie hätten schon geglaubt, es würde aus der ganzen Sache nichts, da ich nicht längst begonnen hätte; sie hätten ja auch Gewinn dabei, da ich doch wohl aus ihrer Gemeinde Arbeiter beschäftigen würde. Da erklärte ich, am andern Tage anfangen zu wollen, wenn ich so schnell Arbeiter finden könne. Sofort waren eine Menge Männer bereit, in Arbeit zu treten. Ich bat die Vorsteher, mir 15 Mann auszuwählen, was sofort geschah; ich bat weiter, unter diesen mir einen Vorarbeiter vorzuschlagen. Sie wählten dazu einen Mann, der bei Feldmessern schon mitgearbeitet hatte. Ich bestimmte den Anfang für den anderen Tag, den 9. Juli, in der Frühe 5 Uhr, beschied die Leute, um diese Stunde oben am Denkmalsplatze zu sein, jeder mit Schaufel und Hacke zur Hand.

Am 9. Juli — es war ein Nebeltag — war ich schon vor 5 oben, konnte aber vor Nebel niemand sehen. Da pfiff ich mit dem 5 Uhr-Schlag, der von der Stadt heraufscholl, und es wurden die Büsche lebendig, und meine 15 ersten Arbeiter sagten mir guten Morgen.

Bald war von dem Mittelpunkte der Stelle, auf der das Denkmal errichtet werden sollte, den ich schon früher durch eine Stange mit kleiner Fahne bezeichnet hatte, eine Linie von West nach Ost den Berg abwärts abgesteckt und um die Stange der

Grundrißkreis des Denkmals, den ich früher mit meinen Kindern durch kleine Steine umschrieben hatte, von niederem Gestrüpp befreit, und sollten nun meine Leute weiterab Raum schaffen durch Niederlegung kleiner Tannen. Da stutzten sie, und mußte ich selbst Hand mitanlegen, um sie zu überzeugen, daß ihr eingebildeter Forstfrevel ihnen nicht angerechnet werden würde.

Ich mußte freien Raum zur Arbeitseinrichtung haben und zugleich einen Zugang zu demselben. Nun war aber noch die ganze Bergkuppe voll sie umschließender, breiter Vertiefungen, und da in meiner Achsenlinie von West nach Ost abwärts 700 Fuß[18]) vom Denkmalsmittel der Berg eine schmale Ebene hat, so bestimmte ich, dahin einen 70 F. breiten Weg und auf ihr einen möglichst breiten Platz anzulegen, auf dem aller Arbeitsverkehr einen Mittelpunkt finden könne. Mit meinem Vorarbeiter, dem gewesenen Geometergehilfen, steckte ich nun durch dick und dünn, über Höhen und Tiefen die Grenzlinien für Weg und Platz ab, und darinnen ging nun eine Umwühlungsarbeit an, die anscheinend in gewaltige Unordnung überging. Um die Tiefen des 70 F. breiten Weges zu füllen, ließ ich zugleich an der Aushebung des Baugrundes beginnen. Meine Leute begriffen mein Wollen nicht, und war ich gezwungen, beständig selbst mit zur Hand zu sein.

Mein Vorgehen wurde bald bekannt. Forstbeamte, die mir Einhalt gebieten wollten, verwies ich an die Regierung, und erhielt ich, nachdem ich schon 3 Tage gewühlt hatte, schriftliche Regierungserlaubnis, mit meinen Arbeiten auf dem Berge beginnen zu dürfen. Am Abend desselben Tages kam der Erbprinz Durchlaucht herauf und meinte, wir hätten heute doch schon tüchtig gearbeitet. Es stellte sich schlechtes Regenwetter ein, was meine Leute aber nicht am Arbeiten hinderte, und mußte ich deshalb auch aushalten. So kam es denn, daß ich, von früh 5 bis Abend 7 bei den Arbeiten herumanordnend, erst nach 8 gehörig durchnäßt nach Hause hinunterkam, um ein erstes

---

[18]) Bandel hatte die Absicht, die in seinen Erinnerungen vorkommenden Maße umzurechnen und auf das neue Maß zurückzuführen; er ist aber nicht mehr dazu gekommen, diesen Vorsatz zu verwirklichen.

warmes Essen zur Stärkung für die nächste Tagesarbeit erhalten zu können.

Nachdem große Buchen genug gefällt waren zur Errichtung eines Blockhauses, ward ein solches errichtet, in dem man endlich notdürftige Unterstellung finden konnte. Die ersten paar Auszahlungen der Arbeitslöhne — Sonnabends — mußte ich unterm Regenschirm, auf Buchenwurzeln sitzend, mit Büchern und Zahlbrett auf dem Schoße, besorgen. All die Zeit der Arbeit am Denkmal hielt ich genau darauf, daß meine Leute jeden Sonnabend ihren Lohn erhielten.

Nachdem auf der Bergkuppe der Bauplatz geebnet war, fiel es den Vereinsmitgliedern ein, mir bestimmen zu wollen, wie tief ich den Grund ausheben müsse, bevor ich mit der Ausmauerung zu beginnen hätte. Glaubten die Herren, daß ich, der Bauverständige, ihre Juristenhilfe oder die des einen ihrer Mitglieder, des Kammerassessors Stein, dem das Ufler Salzwerk unterstellt war, nötig hätte oder daß ich von vornherein daran gewöhnt werden solle, mein Wissen und Können ihnen demütigst zu übergeben, damit sie mir es als von ihnen kommend auf Befehlswege wieder überlassen könnten? Auf jeden Fall wurde eine Probe für mich oder sie unternommen, und ward mir angekündigt, der Verein werde auf den Berg kommen, um zu bestimmen, wie tief der Baugrund gelegt werden solle.

Der Teutberg ist ein Quader-Sandsteinberg, auf dessen oberster Kuppe, die Grotenburg benannt, eine Kegelspitze aufgelagert ist von neuerem Sandstein mit anderem Bindemittel. Dieser lagert in recht mächtigen Schichten, auf denen kleines Geröll in unregelmäßigen Anhäufungen. Dieses letzte, neuste Gestein ist viel härter wie der Quadersandstein und nicht zu bearbeiten. Einen Fuß unter der Erdkrume traf ich schon überall auf diese Steinlagerung, und hatte ich ebenso weit tief zu gehen, bis sich feste Schichtung finden würde.

Tag und Stunde des Heraufkommens des Vereins war bestimmt worden. Ich hatte meine Hausfrau veranlaßt, gute Kuchen zu backen und mit ihnen Wein heraufzuschicken. Ich hatte aus Baumstorren[19]) Tische und Bänke hergerichtet, und durch

[19]) Storren mundartlich oberdeutsch Klotz, Baumstumpf (ahd. storro).

dick und dünn — es gab noch keinen Fahrweg — kamen die Herren durch den Wald heraufgefahren und hatten auch einen Vorrat guten Weines etc. bei sich. Man besichtigte aufmerksamst meine Vorkehrungen und Arbeiten, beschaute die Erdkrume, unter der der Baugrund erstehen sollte, und — eben und — und endlich frug ich: „Wie tief soll ich gehen?" Es ward vom Sachverständigsten, dem Herrn Salinen-Kammerassessor Stein, einem Arbeiter eine Barte zerschlagen bei Probierung der Steinhärte, was eine neue ihm kostete. Es ward viel hin- und hergeschnackt über nötige Tiefe; ich war boshaft genug, den Dummen zu spielen. Meine Arbeiter belustigten sich sehr über die Beratung. Endlich verlief diese in ein lustiges Essen und Trinken und ein fröhliches Zurückkehren. Unten sollen die Herren sich schließlich gefragt haben, was sie eigentlich oben gewollt hätten. Meine Frau ward tags darauf von etlichen Hausfrauen ums Rezept ihres vortrefflichen Kuchens angegangen, und so hatte die Geschichte doch einen Zweck gehabt.

Bald stellte ich ein Mittel für den Bau so, daß es mit der Bodenfläche gleich hoch und so gerichtet war, daß es bei Austiefung des Grundes nicht verrückt ward, und nun ging's ans Ausheben des Grundes, und ward mit dem aufgebrachten Gesteine die Horizontalplatte gebildet, auf der das Denkmal nun steht. In 5—6 F. Tiefe fing das Gestein an sich fester zu lagern, und sobald sich horizontal liegende Felsenschichten fanden, erhielt ich solche als Grundlagen. So kam endlich ein 72 Fuß im Durchmesser runder Baugrund zustande, dessen Tiefen unter der Bodenfläche von 8 bis 13 F. wechselte, an einer Stelle, wohinein nun die Blitzableiter sich senken, 15 F. Tiefe mit einer tieferen Felsenspalte. Für einen Baumenschen lecker anzusehen, lag dieser Felsenbaugrund blank, als wir zu mauern begannen.

Während der Aushebung des Baugrundes ließ ich am Berge aus den überall zerstreut liegenden Sandstein-Felsenstücken in verschiedenen, festgestellten Dicken Steine mit guten Lagerflächen arbeiten und, nach den Dicken sortiert, um den Baugrund aufschichten. Kalk mußte von unten am Berge 700 F. auf den schlechtesten Waldwegen, die wir große Strecken selbst frei machen mußten, heraufgeschafft werden, wie auch Sand und Wasser wohl 150 F. tiefer am Berge als der Baugrund.

Die Maurerarbeit war bald geordnet, und nun ging's ans Ausmauern und Richten des Fundamentes von 70 F. Durchmesser. Die tiefsten Felsstufen waren bald gefüllt, und in horizontalen Lagerschichten kam das Fundament der Erdfläche immer näher.

Die ganze Bergkuppe ward ein Werkplatz; es entfaltete sich ein immer regeres Leben. Es wurde eine Schmiede für nur ein Feuer zur Schärfung des Steinhauergeschirrs ans Blockhaus angebaut und eine Kalkhütte, und schließlich erlaubte ich den Luxus, mir ein Fachhäuschen, einen Kubus von 10 F., zu bauen, in dem ein Zeichentisch, eine Bank, 2 kleine Stühle ohne Lehne, ein sehr kleiner eiserner Ofen, ein Fenster und eine Türe. Nun ward es schon erträglicher im Walde. Um 12 Mittag kamen überall herauf Weiber und Kinder, den über 100 Arbeitern warmes Essen zu bringen. Für mich kam es von Detmold herauf erst gegen 2, meist kalt. Um 1 Uhr ging die Arbeit weiter bis 7; am Morgen und Nachmittag Ruhezeit ½ Stunde. Besucher kamen bei gutem Wetter, oft nur zu viele; der Besuch meiner Frau und Kinder erfreute mich öfter, und so war das Leben auf dem Berge, voll Arbeit und steter Abwechslung, immer ein erfreuliches, und mein Ziel vor Augen, konnte ich mich darein finden, mich mit untergeordneten Arbeiten eifrigst zu beschäftigen.

Als ich an der großen Arbeit auf dem Berge anfing, war ich mit der ganzen Hauptanlage des Denkmals vollkommen im reinen; es handelte sich nun nur um die künstlerische Ausbildung eines Kunstwerkes auf der gegebenen Grundfläche von 66 F. Durchmesser. Ich war vollkommen Herr meines handelnden Vorgehens und bildete Glied um Glied meines Werkes so, wie es mir im Geiste feststund, überall, wo es nötig wurde, meine Modelle und Zeichnungen verändernd, unbekümmert um den Mehrbedarf von Geldmitteln: ich arbeitete ja für mein großes Volk und zweifelte keinen Augenblick an einem endlichen Gelingen. Daß mein allen gewöhnlichen Geschäftsgang unberücksichtigt lassendes Vorgehen Leutchen, die nur im alltäglichen Leben groß und alt und zähe geworden waren, unbegreiflich war und geblieben, verwunderte mich nicht; daß mein Vorschreiten aber in Detmold durchaus nicht vom rechten Standpunkt aus angesehen und mir darin nie mit Eifer geholfen, daß

es vielmehr nur mit Mißtrauen beurteilt wurde, das brachte mir vielen Verdruß, der aber nie länger währte, als man eben einen Stein wegzustoßen Zeit gebraucht. Der Steine und Steinchen gab's viele; man wird schließlich alles gewohnt, und war es am Bau ja auch meine Beschäftigung, mich mit großen und kleinen Werkstücken abzuarbeiten, und so kam es, daß die Bauwerksteine die Luftsteine immer mit fortschnellten. — Der Himmel war mein Reißbrett und mein Auge der Griffel. —

Ich hatte unsägliche Mühe mit den Arbeitern, die ich mir alle heranbilden mußte, da ich keinen schon angelernten Gesellen bekommen konnte. Die Steinhauermeister hatten ihren Gesellen erklärt, keinen, der sich bei mir zur Arbeit stellen würde, nachher weiter in Arbeit zu nehmen; sie wollten dadurch die Übergabe an sie erzwingen. Ich hatte aber keine Lust, anderen meine Aufgabe nach deren Gutdünken zur Ausführung zu geben und sie dadurch zu verteuern. Es gereichte aber dem Baue des Denkmals zu großem Vorteil, daß alle Arbeiter meine Schüler wurden, mich genau verstehen lernten und streng nach meinem Willen arbeiteten. Ich war dadurch gezwungen, Meister und Lehrer selbst zu sein, ich konnte mir so eine Bauhütte nach meinem Sinn und Können errichten und mein Werk mit mir bekannten, folgsamen Kräften durchführen.

Die Lipper Arbeiter sind gelehrig und folgsam einfacher, klarer Anweisung und in allen Handwerkszweigen erfahren und geschickt, was mir eine gute Erleichterung meiner schweren Arbeit war [20]). Ich war unerbittlich strenge gegen böse Fehler, was bald zur Folge hatte, daß keine solchen Fehler mehr vor-

---

[20]) Bandels Wertschätzung der lippischen Arbeiter äußerte sich auch bei anderen Gelegenheiten. Im Jahre 1850 — während der Zeit, als der Bau ruhte — waren große Stücke schon verarbeiteten Kupfers von der Grotenburg gestohlen worden. Da schrieb Bandel von Hannover aus, wahrscheinlich an Petri, unter dem 26. Dez. 1850: „Schreiben Sie in die Zeitungen, daß ich nicht glaube, daß unter den Nachkommen der Cherusker solch arge Diebe leben, die unser aller Eigentum bestehlen können, das aufgehäuft ist, um ihrer Voreltern schönste Tat zu ehren und weiter der Nachwelt vorzuführen ... Bislang haben sich die Teutoburger Waldleute wahrlich gut gemacht, denn es ist nicht leicht ein Bau aufgeführt worden, bei dem so wenig gestohlen worden ist wie bei diesem. Ein paar Hülsen, eine Kette und einige Nägel, mehr wüßte ich nicht, und nun dieser große Diebstahl. — Es kann kein Lipper gewesen sein!“

kamen. Dabei war ich freundlich und hilfreich mit meinen Leuten; daher kam es, daß man mich lieb hatte, was mir überall bewiesen wurde. Dies war mir stets die größte Freude und machte mir die Arbeit unter und mit diesen braven Leuten angenehm. Es gefiel den Männern, daß ich alle Beschwerden mit ihnen teilte. Oft schlief ich in meinem kleinen Häuschen auf der Bretterbank und war in der Frühe der erste am Platze.

Ich nahm keine Leute unter 21 Jahren an und jeden darüber, wenn er auch nur erst mit dem Zweispitzhammer notdürftig arbeiten konnte, und hatte die Freude, unter meiner Lehre, sehr wenige ausgenommen, willige, fleißige und geschickte Leute zu erhalten, und erhielt ich von ihnen schöne Beweise von Anhänglichkeit und Achtung.

Während der Arbeit bildeten sich viele meiner Gesellen zu geschickten Steinhauern aus, und wenn solchen Anerbietungen anderer Arbeiten gemacht wurden, wo sie besseren Geldverdienst und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung finden konnten, dann entließ ich sie gerne; wuchsen doch diesen immer andere gute nach, und freute es mich, aus meinen Werkhütten solche Leute ausschicken zu können. Die letzten 2 Schichten — letzte, feste Deckung der Kuppel — die, wenn auch nach Gipsmodellen, immerhin sehr schwer auszuführen waren, übergab ich meinen Gesellen (Schülern) mit meinem Wunsche, daß sie nun durch diese Ausführung zeigen sollten, was sie bei mir gelernt hätten. Zu meiner großen Freude konnten alle diese Werkstücke ohne Nachhilfe versetzt werden.

8 Oberkirchner Steinmetzen wollten mit den „Bauernlümmeln", wie sie meine Steinhauer, meine Schüler, nannten, wohl mit Gewinn arbeiten. Ich zeigte ihnen die Preise und nahm sie in Arbeit; sie konnten aber nicht mit den Leuten gleichmäßig arbeiten und zogen nach der 2. Woche wieder ab.

Ich ward gezwungen, schneidig aufzutreten. Mein Arbeitsvölkchen war im Anfang aus allem Rand und Band. Es hatte mir im Anfange die größte Mühe gekostet, die Kerle so weit zu bringen, daß sie ihre Weisheit für sich behielten und nur auf meine Befehle achtend, endlich folgsam würden. Mit ewig sich folgenden Streithändeln wurde ich bald fertig: ich jagte alle Streiter ohne Untersuchung, wer recht oder unrecht gehabt, von

der Arbeit, keinen mehr annehmend. Hieran lernten sie mich, da ich sonst alle möglichst gut behandelte, kennen, und ward es mir bald leicht, ihnen das Äußerste zu bieten. Die Erfolge, die ich mit meinen Arbeitern erzielte, waren mir reicher und alleiniger Lohn für meine allseitigen Bemühungen.

Im 3. Sommer, als eben der Vorrat der Rohsteine auf bedenkliche Neige gekommen war, fiel es 45 Steinhauern ein, die Arbeit zu verlassen, um mehr Lohn zu ertrotzen. Ihre Forderung wies ich ungelesen zurück und nagelte im Werkplatz an ein paar Bäumen meinen Befehl an, daß die abgegangenen Leute nicht mehr arbeiten dürften und daß, wer sich am 9. Tage nicht wieder stelle, nicht mehr von mir beschäftigt würde. Nun ließ ich alle Arbeiter mit Gewalt Steine brechen, sodaß der reichlichste Überfluß an Bausteinen aufgehäuft war, als am 9. Tage alle Steinhauer bis auf einen, den seine Frau wegen Unpäßlichkeit entschuldigte, sich wieder zur Arbeit gestellt hatten. Ähnliches unterblieb weiter; das Werk, das ich eingerichtet, lief gleichmäßig fort, bis der letzte Stein gelegt war.

Um Ordnung in den Arbeitsgang meiner Leute zu bringen, kam ich sogar mit dem Gerichtsdiener in Händel. Der Amtsvogt, der Vorladungen einzelner meiner Leute zu besorgen hatte, fand es bequemer, solche, anstatt in ihren Wohnungen, auf meinem Arbeitsplatz aufzusuchen. Er stellte sich dafür auf die höchste Stelle und rief die Namen auf, was immer zur Folge hatte, daß alle Hämmer ruhten, solange der Gestrenge sprach, und daß weiter nachher darüber geschnackt wurde. Nachdem solches sich wiederholt hatte, kündigte ich an, daß ich jeden, der dem Vogt während der Arbeitszeit Gehör gäbe und nicht fortarbeiten würde, ablohnen würde. Bald kam der Herr wieder, und als auf sein Rufen alles fortarbeitete und sich keiner meldete, ward er unangenehm, und als ich ihm die Sachlage erklärte, blähte ihn seine Gerichtsherrlichkeit auf, worauf ich ihn vom Arbeitsplatz sich zu entfernen mahnte, den er auch sodann drohend verließ. Nach der Arbeitszeit besuchte ich unten in Detmold den Herrn Amtmann, der mich sehr ungnädig empfangen zu wollen schien. Ich bat aber ums erste Wort und erklärte, ich wolle das Erscheinen des Vogtes nicht hindern, würde aber, wenn es während der Arbeitszeit geschehe, dem Amte jedesmal

eine Rechnung einschicken für eine Stunde Arbeitsversäumnis so vieler Leute, wie eben beschäftigt und in der Arbeit aufgehalten worden wären. Wir schieden im besten Einverständnis, und der Vogt kam nimmer wieder. —

Im ersten Jahre waren 6 meiner kräftigsten Arbeiter an dem von den Leuten „Steinhauerkrankheit" genannten Übel gestorben. Ich befrug deshalb einen Arzt über diese Krankheit, und ward mir erklärt: „Die Lungen, die in gesundem Zustande Staub und sonstig Fremdes ausscheiden können, atmen bei der Steinarbeit viel Kiessand ein, der sich ansetzt und nur dann nicht ausgeschieden wird, wenn durch Erhitzung der Lungen durch Branntwein sich Entzündung einstellt und dadurch das Ausscheiden des Staubes unmöglich wird, worauf dieser sich immer fester und in Massen ansetzt, die Entzündung so vergrößert und somit den Tod herbeiführt." Daraufhin verbot ich alles Branntweintrinken; meine Leute tranken fortan leichten Kaffee mit viel Milch, und in den weiteren 7 Jahren starb nicht einer mehr. Ein Arbeiter hatte sich am Schienbein die Haut verletzt, was nicht heilen wollte, weil der Kerl mehr Branntwein als Blut im Leibe hatte. Dagegen ward einem andern jungen Mann die eine Achillessehne von einem Steine rein bis zum Knochengelenk durchschnitten und diese Wunde schnell geheilt, weil er noch nie Branntwein getrunken hatte; er machte wenige Wochen nachher ein großes Feldmanöver als Soldat leicht mit. Die Leute dankten mir später dafür, daß ich ihnen das Branntweintrinken abgewöhnt, und wurden durch ihr fortanes nüchternes Leben in jeder Hinsicht zufriedener, ordentlicher in ihren häuslichen Verhältnissen. — Diese Geschichte machte Aufsehen in weiteren Kreisen, und erhielt ich eine Mäßigkeitszeitung auf den Berg zugeschickt, adressiert: „An den Mäßigkeitsverein auf dem Teutberge." Mein Bericht über mein Benehmen den Söffern gegenüber ward in dieser Schrift dann abgedruckt; anderweit ward mein Verfahren aber wenig befolgt, und es blieb beim Branntwein mit allen üblen Folgen.

Noch im Jahre 1838 war auf dem Berge eine gute Steinhauer-Bauhütte in Zug gebracht und des Denkmals Grundbau, bis auf 1½ Fuß unter der Bodenfläche erhöht, fertig geworden.

Da am 18. Oktober legte ich den untersten Grundstein[21]) und einige Tage nach dem Arbeitsschluß — am 20. Okt. 1838 — reiste ich nach Italien, um dort in Carrara Marmorarbeiten einzuleiten[22]).

Ich nahm nach meiner Rückkehr 1839 die Arbeiten am Denkmals-Unterbau sogleich wieder auf. Tags nach meiner Ankunft brachte mir Petri eine Akte[23]), die ich durchlesen solle. Diese enthielt eine schändliche Anklage über meine schlechte Führung der Denkmalsarbeiten; ich habe sie leider nicht abgeschrieben. Als Petri darauf mich wieder besuchte, beleuchtete ich solch Verfahren gegen mich, und es kam unter uns so weit, daß, als er äußerte, ich könne sagen, was ich wolle, er würde mir nichts übelnehmen, ich mir die Binde von meinen entzündeten Augen riß und ich ihn andonnerte, daß er mir übelnehmen müsse, was ich ihm allenfalls zum Übelnehmen sage; ich würde, wenn ich nach Vollendung meines Werkes wieder mein Herr wäre, ein Weiteres mit ihm darüber sprechen. Wenn er — Petri und der Verein — die mir übergebene Schrift zerstören und nie mehr Erwähnung derselben tun würde, so wolle ich sie als nicht geschehen achten; im andern Falle würde ich aber dagegen ohne Rücksichtnahme auftreten. Der Verein bezog sich weiters darauf, und war ich dadurch gezwungen, hart wie Stahl und Stein vorzugehen. Ohne alle Rücksichtnahme schritt ich nun vorwärts und konnte auch nur so vorwärtskommen. Die Männer, dir mir hätten helfen können und müssen, hatten keinen Begriff von dem, was ich wollte, und konnten oder wollten mir nie klarlegen, was sie für eine Stellung zum Denkmale und mir einnähmen. Daß ich das Denkmal sei, solange es aus meinem Kopf nicht ganz hervorgegangen, das wollten oder konnten sie nicht begreifen, die Leutchen, die die Ehre meines Wollens und

---

[21]) Er legte in einer freigelassenen Tiefe des Baues auf den Felsgrund im Beisein der Maler Crola und Tegeler eine Kupfertafel, auf der er Jahr und Tag des Anfangs der Arbeiten am Denkmale eingegraben hatte, und daß es unter der Regierung Sr. Hochf. Durchlaucht des regierenden Fürsten Leopold zu Lippe-Detmold begonnen und vom Bildhauer Bandel erdacht sei.

[22]) Über die Reise s. S. 308 ff.

[23]) Das S. 276 ff. besprochene G. P. M.; es befindet sich im Lippischen Landesarchiv zu Detmold.

Könnens für sich in Anspruch nahmen. Alle Zeit bis zur Vollendung des Denkmales, meines Werkes, hat der Detmolder Verein unterlassen, mein Wollen und Wirken freudig in vollem Einklang mit mir zu fördern; ich schleppte ihn mit mir; er ging nur vor, wenn ich ihn durch mein Vorgehen zwang, und doch bis zuletzt suchte er sich über mich, nicht neben mich zu stellen. Ich nehme selbst den letzt tätigen Verein[24]) nicht aus, weil ein paar Mitglieder desselben das sonderbare Benehmen des ersten Vereins festhielten. Es ist doch geradezu ein starkes Stück, daß Herr O. Preuß mir ins Gesicht sagte: „Es ist doch erhebend, daß wir nach 31 Jahren Zusammenwirkens solchen Erfolg errungen haben." Das sagte mir ein Mitglied des Vereins, der, als ich den Antrag machte, das nötige Kupfer zu kaufen mit 6000 Thlr., die mit 2½ Prozent in ihrer Kasse lagen, als der Zentner Kupfer 25 Thlr. kostete, die törichtsten Vorwände dagegen geltend machte und das Geld nicht herausgeben wollte; später mußte ich 42 Thlr. pr. Zentner bezahlen. — Es waren schwere Zeiten für mich: strengste Arbeit mit ewiger Hemmnis, Angst und Unglaube an eine endliche, mögliche Vollendung, Unglaube an meine Leistungskraft, und das immer und zum Glücke nur allein bei denen, die mir zunächst hätten kräftig beistehen müssen und vor dem Volke als Hauptträger meines Handelns angesehen wurden.

Es sollte so sein; mein Werk sollte erst dann fertig werden, wenn das größere Werk, zu dem es vorbereitend half, fertig wäre, um unserm großen Volke ein Ehrenzeichen zu werden und nicht ein seine Schwächen bezeichnendes Mahnzeichen an das, was ihm vor allem fehle. Daß es so gekommen, wiegt alle Mühen und allen Ärger auf, denen ich eine eiserne Stirne entgegenstemmen mußte. —

Weil ich sogleich am Bau fortfuhr, ohne, wie der Verein es vorausgesetzt hatte, ihn vorher deshalb um Erlaubnis zu fragen, so schickte derselbe die ersten 3 Wochenrechnungen, ohne sie zu bezahlen, zurück, weshalb ich sie selbst berichtigte, was endlich vom Verein nachträglich geschah.

Im ersten Arbeitsjahre hatte ich nur aus auf dem Berge hoch aufgehäuften Felsstücken mein Material gesucht; im zweiten

[24]) Vgl. S. 378.

hatte ich schon reinere Werksteinstücke nötig und schlug deshalb vom Denkmal gen Osten abwärts da, wo in 700 F. Entfernung der Berg eine lang hingestreckte Kante zeigt, einen Steinbruch ein und fand sogleich schöne, stehende Blöcke von 20—25 F. Höhe in 10—12 F. im Quadrat Dicke in einer geschlossenen Reihe, die alle großen Werkstücke zum Bau weiter lieferten. Mit dem letzten Werkstück war auch der letzte verbraucht.

Grundsteinlegung

Im Jahre 1840 kam die Denkmalsgeschichte schon ins Stocken, da der Verein eine weitere Verbreitung der Nachrichten über ein Vorschreiten als über das Lipper Ländchen nicht energisch genug besorgte. Da drang ich auf eine Grundsteinfeier, um eine frische Anregung der Denkmalssache damit zu gewinnen. Meinem Wollen wurden allerhand Bedenken entgegengestellt; man fürchtete einen dem Hambacher ähnlichen Zusammenlauf[25]). Nach meiner Überzeugung konnte die Denkmalssache keine solch ähnlichen Folgen herbeiführen, und als ich den Verein zum Vorgehen für eine Grundsteinlegung nicht bewegen konnte, schrieb ich selbst einen Bericht an Se. Maj. den König von Preußen über meine Fortschritte, zugleich mit der Anfrage, ob Se. Maj. gegen eine Grundsteinlegungs-Feier wäre. Se. Maj. schickte 100 Pistolen[26]) und Gutheißung meines Vorhabens. Auch König Ludwig von Bayern sandte einen bedeutenden Beitrag. Nun war alles wieder hoch. Se. Durchlaucht der Herr Fürst zur Lippe gab den Befehl, mich zu fragen, was Hochderselbe fürs Denkmal tun könnten. In einer Sitzung ward mir es mitgeteilt und deshalb mir eine Anfrage gestellt. Ich bat, daß endlich ein Fahrweg zum Denkmal ausgeführt werden möge, da ich bis dahin durch dick und dünn meinen Baubedarf nur mit großen Mühen und Kosten heraufbringen konnte. Es waren mir Monate vorher Wegebaupläne zugeschickt worden, deren Ausführung aber zu große Summen gekostet haben würde, weil sie alle für

---

[25]) Das Hambacher Fest 1832, eine Nachwirkung der französischen Julirevolution von 1830, führte zu republikanischen Kundgebungen, die dem Bundestage eine willkommene Veranlassung gaben, die Versammlungsfreiheit völlig zu unterdrücken.

[26]) Eine Goldmünze = 5 Thlr. (Friedrichdor).

die am schwersten zugängliche Bergseite projektiert waren, und war dabei die Bemerkung vorangestellt, es sei der Bauetat schon überschritten, weshalb an eine Ausführung nicht gegangen werden könne. In dieser Sitzung ward mir vorgehalten, ich hätte mich ja nicht über die mir zugeschickten Pläne geäußert, worauf ich aufmerksam machte, daß darüber nichts von meiner Seite zu sagen wäre, weil ich alle für ganz verfehlt hielte, da sie auf der steilsten Stelle des Berges in Serpentinenwegen ausgeführt werden sollten und dabei Geldmangel als Hindernis dazu angeführt gewesen. Da sagte der Herr Reg.-Präsident v. E., Mitglied des Vereins, man müsse, wenn der Weg vollendet sei und nicht gefiele, doch sagen können, daß ich damit einverstanden gewesen wäre. Daraufhin erklärte ich, daß ich nur dann einen Weg als von mir gebilligt dulden würde, wenn ich selbst ihn abgesteckt und er genau darnach und nach meinem Gutdünken ausgeführt werden würde. Nach langem Beraten wurde das zugegeben, und ich steckte anderen Tages mit 2 meiner Leute bei tiefem Schnee den nun vom Hünenring aufwärts gehenden Fahrweg ab; wir beschritten ihn auf und ab, und nach den Mittelzahlen zeichnete ich den Weg, der dann auch bei günstig gewordenem Wetter in Angriff genommen ward und zur Grundsteinfeier eröffnet werden konnte.

Ich ordnete die ganze Feier an. Der Unterbau war damals 30 F. hoch. Unter dem Gang zur Wendeltreppe ließ ich einen kastenartigen Raum mit horizontalen Fächern bauen, und war er nach der Außenseite offen und frei zugängig, da die vorliegende Freitreppe noch fehlte. Vor und über dem Grundsteinraum errichtete ich einen Festbau in deutschem Stil aus Laubwerk und Blumenkränzen. Da auf dem Berge das dazu nötige Grün und Blumen fehlten, so schrieb ich die Bitte aus, mir nach angegebenen Größen den Bedarf zuzuschicken, der dann auch rechtzeitig reichlichst eintraf. Oben auf diesem Festbau machte ich eine Pyramide von 20 F. langen Lanzen, so viele, wie Landesherrschaften im deutschen Volke damals waren, je mit ihren Landesfarben ummalt, mit vergoldeten Spitzen; all diese Lanzen umschloß ein reicher Eichenlaubkranz. Oben auf dem Baue hatte ich 2 bei Waterloo eroberte Kanonen (Neunpfünder) aufgestellt. Die Damen Detmolds hatten eine sehr

schöne, reiche Fahne gestickt und „Hermannsdenkmalsfahne" benamst; es war nichts auf das Denkmal Bezügliches darauf, sie war ganz mit dem Lipper Fürstenwappen ausgefüllt.

Am Morgen, kurz vor Beginn der Festfeier, ließ ich die Gerpyramide aufstellen, und als alle Gere um das sie haltende Gerüst gestellt waren und der Zimmermann den Eichenkranz um sie legen wollte, kam ein einziger Windstoß und warf alle Gere mitsamt dem Zimmermann herunter. Der Mann blieb in den Laubgewinden hängen, ohne sich Schaden getan zu haben. Von vielen Geren waren die Spitzen abgeschlagen. Ich ließ schnellst die Pyramide wieder aufrichten, erlaubte aber niemandem, die gebrochenen Gere zu verzeichnen.

Am Festtage, dem 8. Sept. 1841, kamen gen 9 Uhr von allen Seiten Festzüge mit Musik und Fahnen, viele von sehr weiten Fernen, zum Denkmal gezogen, worunter von der Stadt Horn Männer in Kettenpanzern und Flambergen. Die verschiedenen Züge sammelten sich auf der runden Wiese vor dem Denkmal, zogen miteinander vor den Grundstein und stellten sich vor dem Denkmale zwischen die für die Damen errichteten Tribünen auf. Ein Mitglied des Detmolder Vereins, Rat Petri, hielt die Festrede, worauf die Einlagen[27]) in den Grundsteinraum ge-

[27]) Bandel hatte eine öffentliche Aufforderung zu solchen Einlagen ergehen lassen: „Das Sinnbild Armins = Deutschlands-Schwertes blitze hier, wo es sich zuerst erhob, in die freien Lüfte, an Vergangenes mahnend, kräftigend zu der Zukunft Taten; laßt uns unter seinem Schutze einen Schatz einsenken; Zeugnisse der Geschichte, Worte des Dankes dem Völkererhalter und seinen Werkzeugen! Worte freien Jubels! Worte unsrer Einheit! — In der Mitte des Grundbaues ist Raum gelassen für Weih- und Erinnerungs-Geschenke; legt aus allen Gauen Deutschlands solche in ihm nieder, den fernsten Nachkommen zur freudigen Findung, zur würdigsten Grundlage für Armins Denkmal!" Im ganzen wurden 63 Einlagen in den Grundstein versenkt: Silber- und Kupferplatten mit Inschriften, Medaillen, Denkmünzen aus der Zeit der Befreiungskriege, Münzen usw. Auch eine Flasche Rheinwein und eine zweite mit dem Wasser aus dem Rhein waren (aus Darmstadt) gesandt worden, „um damit anzudeuten: daß der Strom mit der Gesamtfülle seiner Segnungen dem Schutze der Manen Hermanns empfohlen werde". Als die vierte Einlage, eine Tafel des Detmolder Vereins für das Hermannsdenkmal mit der Inschrift: „Ernst v. Bandel begann den Bau des Hermanns-Denkmals am 9. Juli 1838. Seitdem erhob sich nach seinem Plane und mit den Mitteln, welche ihm Deutschland zur Ausführung gewährte, der Unterbau bis 40 Fuß über der Erdfläche. Die

bracht wurden. Während der Festrede durchbrach die Sonne mit ihren Strahlen die Regenwolken, die vorher leichten Regen gebracht hatten. Nachdem der Grundstein geschlossen und die üblichen Hammerschläge geführt waren, sang das ganze anwesende Volk Arndts Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Nach jedem Vers wurden vom Denkmal 3 Kanonenschüsse als Interpunktion abgegeben, und ist wohl nie ein Lied mit solcher Begeisterung und würdiger Wirkung ausgeführt worden.

Nach dem Schlusse der Feier am Denkmale zogen alle Vereine wieder in Reihen nach Detmold hinab, das festlich geschmückt war, und es ging nun an die Festtafel zu fröhlichem Gelage. Ich war mit meiner Frau zur großen Festtafel geladen, die in der Fürstl. Reitbahn geordnet war. Mir war ein blumengeschmückter Armlehnstuhl — auch Sorgenstuhl genannt — als Ehrenplatz angewiesen, und wurden nun viele auf die Feier sich beziehende Toaste und solche auf unser großes Volk ausgebracht. Ich gedachte der Sorgen, denen ich weiters entgegenzugehen hatte. Der Abend ging in der Stadt überall mit hellem Jubel vorüber. Vor meiner Wohnung zogen noch mich anredende und anfingende Festzüge vorüber, und war ich, nach der schweren Arbeit todmüde, endlich froh, den schönen Tag zur Zufriedenheit und Freude Tausender hinter mir zu haben. —

Ohne Ärger waren auch die Vorbereitungen zur Feier nicht vorübergegangen. Während ich aufs äußerste beschäftigt war, noch kurz vor dem Festakt, waren die Lipper Prinzen schon auf den Berg gekommen, und als ich mich auf kurze Zeit in meinem kleinen Zimmerchen in der großen Werkstatt erholen wollte, fand ich dort um einen Tisch mit den Prinzen die Vereinsherren um ein köstliches Frühstück versammelt — das war ohne mein Wissen veranstaltet worden — und ward ich, weil man nicht anders konnte, zum Mitsitzen geladen. In meinem Zimmer kam mir diese Geschichte doch gar zu . . . vor; ich machte, daß ich

---

einzelnen Teile des Standbildes harren in der Werkstätte der letzten Hand des Künstlers. Möge ihm die Kraft erhalten bleiben, die er mit deutschem Sinn diesem Werke hingab, damit es vollendet werde zur Ehre und Freude des gesamten Vaterlandes. Detmold, am Tage der Schließung des Grundsteingewölbes, den 8. September 1841. Der Verein für das Hermannsdenkmal", erwähnt wurde, ertönte dem Künstler ein vieltausendstimmiges Lebehoch.

wieder zu meinen Arbeiten kam. Solcher Nichtbeachtungen meiner Person kamen gar manche vor.

Es geht nicht immer, wie man will, und tritt oft ein Höherer dazwischen, um zum Rechten zu helfen. Wäre meine Anordnung wegen der Ausführung des Arminstandbildes gut in Ausführung gekommen, so wie ich sie mir damals ausgedacht, dann wäre es dem Denkmal ein großer Schaden geworden, da, nachdem der Unterbau durch die die Schönheit des Baues hebenden Veränderungen größer wurde, die Figur zu klein geworden wäre. Es war für mein Werk ein selten vorkommender Vorteil, daß ich während der Arbeit am großen Himmelsreißbrett meine Linien frei ziehen und ändern konnte, frei nach meinem Gefühle und Ermessen, und lag hierin ein Grund mehr, meine Freude an meinem Werke gleichmäßig, ja steigernd, zu erhalten. Keine von hoher Behörde gestempelte Zeichnung tat mir dabei Zwang an; keinem Kostenanschlag hatte ich dabei Rechnung zu tragen; meine Richtschnur war allein, dem deutschen Volke das mir möglichst Gute und Schöne großartigst und würdigst hinzustellen.

Ich gedachte, schon während der Arbeit am Denkmals-Unterbau die Arbeit am Standbild gleichen Schritt gehen zu lassen, und da ich in Behandlung des Kupfers noch gänzlich unerfahren war, so wandte ich mich an den mir als den besten Kupferschmied im Lande empfohlenen Herrn Trebbe in Lemgo und übergab diesem die Arbeit, unter der Bedingung, daß meine Angaben in künstlerischer Hinsicht genau befolgt werden müßten und daß der Gang der Arbeit von mir abhängig bleiben müsse. Trebbe wollte sich nach Beginn seiner Arbeiten sofort als Meister stellen, und gab ich ihm deshalb den Auftrag, vor allem zu zeigen, was er leisten könne, stellte ein Punktiergerüste, das für das Gesicht alle Hauptpunkte genau angab, und verlangte die Ausführung desselben genau in diese Punkte passend. Trebbe schmiedete ein Gesicht, in dem kein Punkt richtig und alle Tiefen voll Löcher waren; er behauptete, das sei kupferschmiedhandwerklich richtig, und so müsse man und wolle er arbeiten. Nachdem ich erklärte, daß ich solch Arbeit nicht gebrauchen könne, bat er mich, ein zweites Gesicht schmieden zu dürfen. Dieses zweite wurde noch fehlerhafter. Ich ersah daraus, daß ich auf diesem Wege nicht

nach meinem Wunsche zum Ziele kommen könne, und kündigte die Arbeit auf. Nun fing eine wilde Wirtschaft an; überall war man gegen mich und für Meister Trebbe, der, da Armin den Varus geschlagen, nun Armin dafür schlagen solle. Der Verein hielt eine Sitzung, in der stundenlang beraten und bestimmt werden sollte, daß ich dem Lipper Meister Trebbe die Arbeit weiter überlassen solle. Ich hatte wenig zu sagen und sagte auch wenig. Als man mich endlich aufforderte, mich zu erklären, was hierin geschehen solle, erklärte ich, daß ich Trebbe als meine Hilfe nicht gebrauchen könne und ihm deshalb die Arbeit abgenommen hätte und daß ich, da Trebbe fortarbeitete, selbst die Werkstatt, die fürs Denkmal gemietet, schließen werde.

Tags darauf schickte ich meine zwei stärksten Arbeiter nach Lemgo in meine Werkstatt, mit dem Befehl, ruhig in dieselbe zu gehen, wenn darin gearbeitet werde, und Trebbe zu sagen, daß ich kommen würde, und alles über sich ergehen zu lassen, sei es, was es wolle, aber in oder vor dem Hause zu bleiben und wenn ich käme, nur auf mich zu achten und darauf, daß mir nichts Tätliches geschehe. Ich war nach Lemgo gewandert und hörte, in die Straße, in der die Werkstatt lag, einbiegend, die Hammerschläge schallen, die mir den Trotz gegen meinen Befehl verkündeten. Ich ging deshalb zum Bürgermeister, gerichtliche Hilfe gegen mögliche tätliche Beleidigung verlangend. Man wollte es nicht für möglich erachten, daß ich solche zu befürchten hätte. Nachdem ich aber auf Schutz bestund, ward mir ein Beamter mitgegeben, den ich bat, in der Nähe der Werkstattüre zu bleiben und nur auf mein Anrufen einzutreten.

Als ich die Werkstatt betrat, stund Meister Trebbe in kühner Stellung, auf den 10 Fuß-Maßstab gestützt, in Mitte, und um ihn hämmerten die Schmiede ohrenzerreißend. Ich schrie, Ruhe und den Schluß der Arbeit befehlend. Trebbe: „Sie haben nichts zu befehlen.“ Ich erklärte den Arbeitern, daß sie nicht bezahlt werden würden. Da sah ich über meinem Kopfe einen Schatten und daß zugleich einer meiner Leute zusprang und den mir zunächst stehenden Schmied an der Handfessel packte und ihm den Hammer entriß, mit dem er nach mir schlagen gewollt. Nun öffnete ich die Türe und ließ der Geschichte durch den Polizeibeamten ein Ende machen und die Werkstatt schließen. — Ein

paar Tage darauf übernahm ich mit gerichtlicher Hilfe, was dem Denkmale gehörte, und schaffte alles zum Denkmale auf den Berg, wobei ich manch gehässiges Wort hören mußte aus zusammengelaufenen Volkshaufen. Die roh vorgearbeiteten Figurenteile sowie die noch unbearbeiteten Kupferplatten wurden in der großen Werkstatt, die 60 F. im Quadrat von Brettern auf Balken errichtet war und an die sich eine 20 F. im Quadrat aus Stein errichtete Schmiede mit Esse anschloß, untergebracht. Noch 1846, nachdem ich abgereist war, wurden auf zwei Male ohngefähr um 500 ℔ an Kupferstücken gestohlen, woraufhin erst der Verein die Sachen nach Detmold hinunterschaffen ließ. Die Kupferbearbeitung zu großen Platten war damals, als dieses Kupfer angekauft wurde, noch sehr unvollkommen, und konnte ich später die nach Verkauf des Vorrates noch vorhandenen Stücke nur zu innerlichen Befestigungsstücken gebrauchen[28]).

Sonderbar war der Einfall des Vereins, der dem Wirt der Stadt Frankfurt in Detmold den runden Wiesenplatz vor dem Denkmale zur Erbauung eines Wirtshauses angewiesen hatte. Eines Sonntags — ich war an den Sonntagen selten oben am Denkmale — ward der Bauplatz abgesteckt. Tags darauf fand ich die Punkte durch Pfähle bezeichnet, die ich sogleich wieder ausriß, worauf ich der Regierung Anzeige davon machte und das

---

[28]) Die Angelegenheit wurde später sehr aufgebauscht und zur Verunglimpfung Bandels verwandt. In der in Dortmund erschienenen Westfälischen Zeitung vom 17. Mai 1862 veröffentlichte ein Theodor Müllensiefen aus Crengeldanz bei Witten a. d. Ruhr unter der Überschrift „Der Aufruf zur Vollendung des Hermanns-Denkmals oder In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf" einen Artikel, in dem es im Anschluß an eine Fußwanderung durch den Teutoburger Wald hieß: „und ärgerlich wie ich war, daß die Vollendung der Figur verzögert werde, hörte ich in dem Lande Lippe-Detmold unter anderm aus dem Munde des Volkes, daß es die Eifersucht oder Eitelkeit des Herrn v. Bandel sei, der diese Vollendung hindere, indem derselbe die Oberleitung zwar in der Hand habe, es jedoch nicht zu verschmerzen vermöge, daß einem einfachen Handwerker der Stadt Lemgo, dem Kupferschmiede, der die Figur so weit angefertigt, möglichen Falles der größere Teil der Ehre zufallen könne; sie zu vollenden aber bedürfe es einer kunstgeübten Hand." Dann stellt der Crengeldanzer, der auch einen Taler zum Denkmal beigetragen hatte, die entrüstete Frage: „Wo ist das viele Geld geblieben?"

Lächerliche dieses Vorhabens hervorhob und für meine Anlagen fürs Denkmal mir Schutz erbat.

Meine Anlagen ums Denkmal waren weiter noch durch die Weidegerechtigkeit der Gemeinde Hiddesen unten am Berge gefährdet. Ich hatte mit vieler Mühe und meist selbst daran arbeitend den runden Platz oberhalb des Steinbruches sumpffrei gemacht und zu schönem Graswuchs gebracht. Da trieben die Hiddeser Bauern täglich ihre Herde darauf und verwandelten die schon gut gewordene Wiese wieder in gewöhnliche Weidefläche. Ich trieb mehrmals das Vieh selbst herunter, da ich keinen meiner Leute dazu bewegen konnte, und als die Gemeindevorsteher kamen und ihr Recht festgehalten wissen wollten, sagte ich ihnen meinen Wunsch, daß sie wenigstens, solange ich auf dem Berge weilen müsse, sie mir meine Freude an der Wiese lassen möchten. Vergebens war dabei meine Bemerkung, daß ich ja aus dem mit Buchen bestanden gewesenen Platz die Wiese angelegt — ich mußte dem Viehe weichen.

In erster Zeit der Arbeiten hatte ich einen eben aus der Bauschule als reif entlassenen jungen Mann Osten[29]) zur Hilfe genommen, weil ich die noch weit auseinander zerstreuten Arbeiter nicht strenge genug im Auge haben konnte. Ich hatte schon ein Zugzeug zum Aufbringen der Steine gebaut, und errichtete dieser ein zweites mit nur rechtwinkligen Verbindungen gegen meinen Willen. Da ward ich in stürmischer Nacht unten in Detmold vom Denkmalswächter geweckt, mit der Anzeige, des jungen Mannes Gerüste schwanke gefahrdrohend, und hätte er schon einen der Vorarbeiter geweckt und hinaufgeschickt; was geschehen solle? Da machte ich mit dem Zeigefinger ein Kreuz; der Mann schlug sich vor die Stirne und eilte fort. Nach ruhigem Weiterschlaf traf ich, am Denkmal angekommen, 2 junge Tannen, die Rechtswinkel des Gerüstes durchkreuzend, angenagelt und so ein wieder standhaftes Zugzeug, dem jungen Baumann zur Lehre.

Meine Anordnungen wurden überall bekrittelt und kontrolliert. Ich nahm einen sehr kräftigen Arbeiter an, der in sehr

---

[29]) Osten gab im zweiten Arbeitsjahre seine Stellung auf. Für ihn wurde kein anderer angestellt und das Gehalt — während der Sommer 1838 und 1839 377 Thaler 10 Gr. — gespart.

üblem Rufe stund, so sehr, daß andere Arbeiter dagegen Protest einlegen wollten. Da hielt ich dem Burschen seinen Lebenslauf vor und stellte ihn zur Nachtwache mit Wohnung im Blockhause an, damit er Gelegenheit habe, seinen Ruf wieder zu reinigen. Ich hätte keinen besseren Wächter finden können. Junge Leute in Detmold wollten sich aber, überzeugt, daß keine Wache oben wäre, selbst Aufklärung verschaffen und gingen in einer dunkeln Nacht zum Denkmal, untersuchten dort alle Türen, und es wurden ihnen ihre beiden Köpfe zusammengeschlagen als sicherer Beweis einer guten Wache. Sie waren so töricht, sich deshalb zu beklagen.

Ich hatte den strengen Befehl gegeben, daß kein neues Gerüst gebraucht werden dürfe, bevor ich es untersucht und für gut gebaut erklärt hätte. Da sah ich eines in Gebrauch genommen gegen diesen Befehl. Ich eilte auf den Bau und traf oben ein, als 2 Arbeiter die zweite Hälfte der eben aufgezogenen Ladung an und auf den Bau schoben. Mein Halt wurde nicht befolgt, und vor mir stürzte die Brücke, die vom Zuggerüste zum Bau führte, mit Steinen und den 2 Männern hinunter. Der eine hielt sich mit gebogenen Armen am Steinpfeiler; vom andern sah ich nur die Finger über den Rand des Baues. Im Nu hatte ich dessen Handwurzeln gepackt und mich mit ihm auf den Bau geworfen. Woher mir die Kraft zum Gelingen kam, war und blieb mir unbegreiflich. Den Mann konnte ich zu keiner Arbeit auf dem Baue mehr bewegen. Die Brücke hatten die Bursche auf runde Unterlage gelegt. Seitdem ward mein Befehl befolgt.

Nachdem der Bau über 50 F. Höhe erlangt, war ein über 100 Fuß hohes Zuggerüste erbaut worden. Auf einer so hohen Tanne, die oben noch 10 Zoll Durchmesser hatte, war oben wagrecht ein 10 F. langer, 10 Zoll im Quadrat dicker Balken befestigt, in dem die Rollen des Zugzeuges lagen. An dem äußersten einen Ende war eine 6 Fuß hohe Stange mit einer kleinen Fahne befestigt. Weil in den Feierstunden das Hinaufklettern zu oft versucht worden war, wurde es von mir verboten. Da eines Tags sah ich 2 Steinhauer oben auf dem Querbalken stehen und die Länge der Fahne messen. Ich ging auf den Bau und verwies ihnen die Keckheit. Da, während der eine der Bursche herabstieg, trat der andere an des Balkens äußerstes

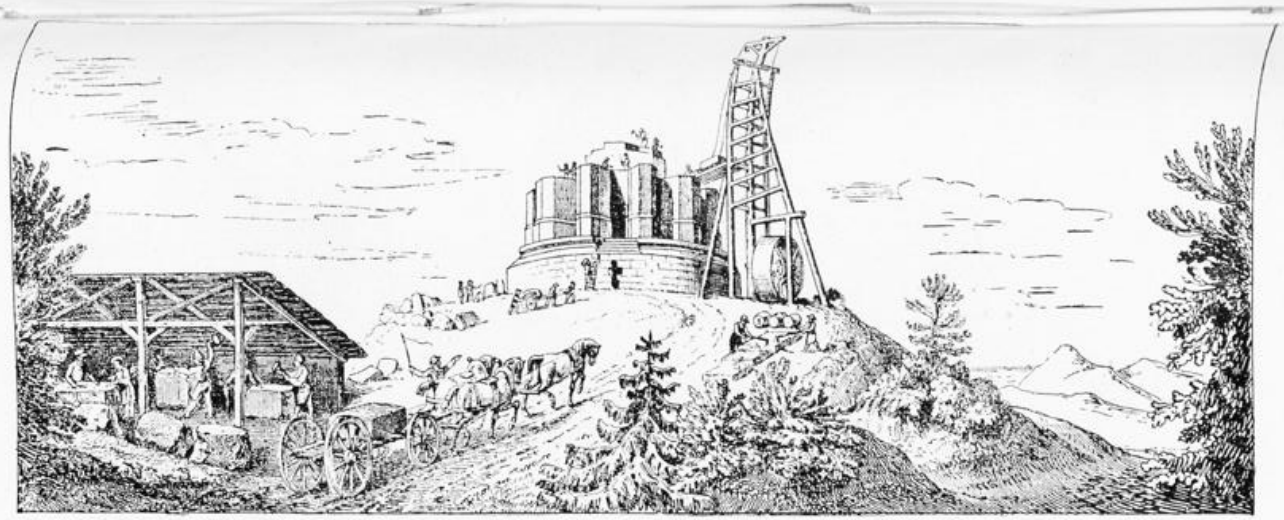
Ende, hob das eine Bein und drehte sich auf dem andern rundum, und — er hatte Holzschuhe an — es gelang. „Nun, Bursche, sollst du aber auch zur Strafe, wenn bei Sturm oben zu tun ist, jedesmal hinauf", und wenn, was selten der Fall war, solche Arbeit nötig wurde, ließ sich der Bursche die Ausführung nicht nehmen. — Die Verwegenheit und die Sicherheit, die die Verwegenheit bedingt, geht oft ins Unbegreifliche bei den Arbeitern, und hatte ich mich nach und nach so daran gewöhnt, daß ich nichts Absonderliches mehr darin fand. Gottlob, daß kein Unglück mich eines andern belehrte!

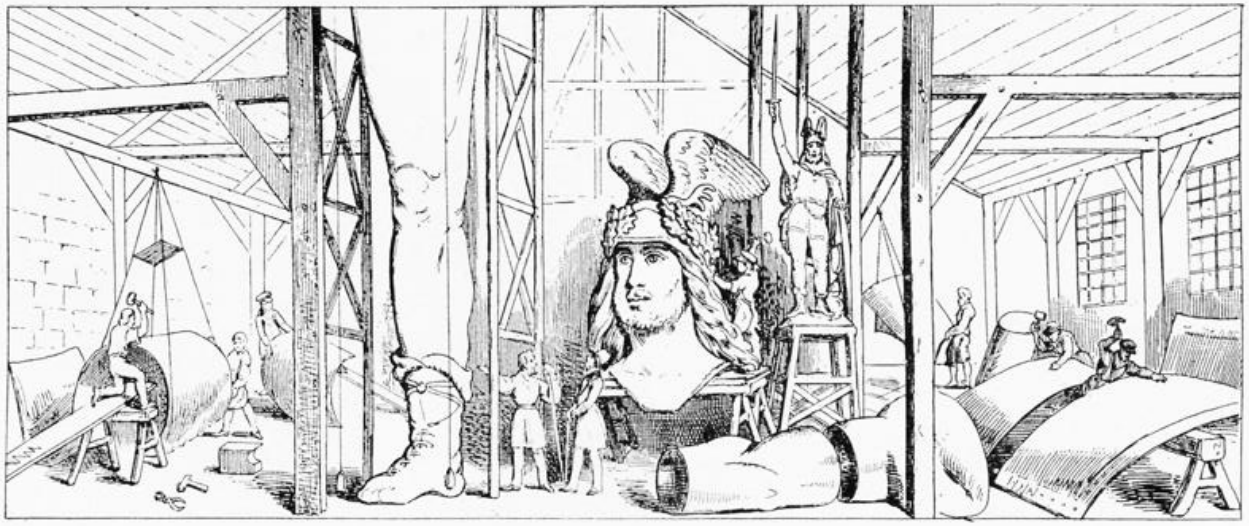
Ich habe den ganzen Bau ohne Umgebungsgerüste ausgeführt. Durch das Zuggerüst wurden die Werkstücke gehoben und durch Brücken von ihm aus auf den Bau gebracht und vom Bau von innen nach außen versetzt. Nur die 10 Gewölbe wurden auf Leergerüsten, die auf den Pfeilern fußten, gerichtet, und es sah allerdings verwegen aus, wenn 9 Fuß lange, 3 Fuß im Quadrat haltende Werkstücke mit dem über 100 Fuß hohen Zuggerüstbaum aufgezogen wurden. Als eine ganze Schicht Werkstücke unten am Baue lagen und ich oben an der Wendeltreppe stund, polterte und räsonnierte ein Fremder herauf, und hörte ich ihn ganz gewaltig auf mich schimpfen, und als er mich traf, kamen seine Äußerungen, da er nun einen Hörer hatte, noch mehr in Fluß: „Was ist das für ein leichtsinniger... Mensch, der an solch Zahnstochern diese Steine aufbringen will etc. etc." Ähnlich floß seine Rede; es war mir leid, als er sich erschöpft hatte und einhielt. Nun kam die Reihe zu reden an mich: „Wie sind doch die Steine, die den Bau bilden, bis jetzt heraufgekommen, ohne fliegen zu können? Der Dumm-Leichtsinnige bin ich." Ich überließ den Übereifrigen seinem Nachdenken und kommandierte zum Aufzug des größten Steines. —

Eine der schwersten Arbeiten war das Gipsmodell der 10 Gewölbe über und zwischen den Pfeilern, die nach vorn breiter und höher sind. Ich fertigte sie zur Winterzeit mit Hilfe zweier meiner Vorarbeiter in der Wohnung im Schlosse am Kanal, die mir vom Fürsten Durchlaucht, als ich in ganz Detmold keine Wohnung finden konnte, angewiesen und wozu mir die nötige Feuerung gegeben wurde. Dieser große Bau, im italienischen Stil von Quadersandstein ausgeführt, liegt in

einem damals 14 Morgen großen Garten, mit der Vorseite parallel mit der schönen Kanalstraße; er war damals außer dem Erdgeschoß nur noch einen Stock höher.. Die innere Einteilung war großartig, und durfte ich mich in den großen Räumen einrichten. Ein 43 und 34 F. großer Saal, 22 F. hoch, wurde unser Wohnzimmer, in dem sich unser junges Völkchen — 7 Kinder — mit ihren Nachbarsgespielen weidlich tummelten. Eine große Glastüre führte in den Garten. Rechts von diesem Saal war meine Werkstätte, 36 F. lang, 18 F. breit, darauf weiter mein Wohn- und Zeichnenzimmer etc. Links vom Saal waren meiner Frau große, helle Räume und die Schlafzimmer. Diese Räume waren alle reich mit gewirkten Tapeten, Bildern — Ahnen des Lipper Fürstenhauses — und reicher Stuckverzierung ausgestattet; große, schwere Marmorkamine, vor denen Öfen stunden, 10 F. hohe, 5 F. breite Fenster, alles war großartig, hell und wohnlich, wenn auch alt, und viel verdorben. Diese Wohnung hatte mit ihren großen Kellern und Küchenräumen, in denen die Kinder Tauben zogen, und mit all dem Eulen- und Ratten- und Fledermäusegetier was romantisch Heimliches und war für die Kleinen eine kleine Welt. Nun ist das Haus um ein Stockwerk erhöht, mit neustem Luxus ausgestattet, und als mich der nun Hochsel. Herr Fürst in seinen schönen Räumen herumgeführt hatte, frug er: „Nun gefällt es Ihnen doch besser als wie früher?“ Da sagte ich: „Durchlaucht, als ich hier wohnte zwischen den gewirkten Jagden und Wäldern mit Papageien, neben Ihren ernsten Ahnen und heiteren Hofbildern, unter den Decken voll Engel und Geniengestalten, als da, wo Ihr schöner Kronleuchter hängt, am Schwingtau meine Buben kletterten, wo ich von meinen Marmorgebilden ins schöne Grün hinausschauen konnte, als ich vom Hämmern auf Marmor dem Spiel und Gesang meiner Frau und Kinder lauschen konnte, da gefiel es mir doch sehr viel besser hier als all die neue Pracht jetzt.“ Durchlaucht mochte wohl ahnen, was alles mir die Räume lieber gemacht, und wendete sich das Gespräch auf anderes.

Nachdem ich mir im Schlosse am Kanal in Detmold meine Werkstatt recht schön eingeräumt und eines Tages eine kleine Veränderung vorgenommen hatte, ging ich im Dunkeln hinein,





Arbeiten am Hermannsdenkmal
(Abbildungen aus einer Einzeichnungsliste vom Jahre 1840)

gedachte nicht der Veränderung und stieß mit dem Schienbein so stark an eine Postamentkante, daß ich mir die Knochenhaut durchschlug. Die Wunde wurde gefährlich und so schmerzhaft, daß ich nur noch auf dem Boden rutschend von einem Zimmer ins andere kommen konnte und ins Bett und Sofa gehoben und getragen werden mußte. Wochenlang war ich leidend und las dabei Raumers Geschichte der Hohenstaufen, und meine Kinder quälten sich derzeit ab, auf dem Klavier „Mich fliehen alle Freuden etc." spielen zu lernen. Dieser Unfall geschah in der Zeit, in der am Denkmale nicht gearbeitet wurde.

Durch meine Arbeiten auf dem Berge verhindert, konnte ich nur geringe gesellige Verbindungen in Detmold anknüpfen, und hatten wir nur treufreundschaftlichen Verkehr mit meinem lieben, biderben Freund Tegeler und seiner braven Hausfrau gefunden. Ich war mit meiner Familie schon 1½ Jahr in Detmold, als ich zum erstenmal gewürdigt wurde, in eine größere Gesellschaft eingeladen zu werden. Merkwürdig war es mir, daß, da die Fürstlichen Durchlauchten stets huldvoll gegen uns waren, die sonst vornehme Lipper Welt uns möglichst ignorierte; wir waren ihnen nur hergelaufene Fremde. Nur sehr wenige wurden uns liebe Freunde. — Ich war alle Arbeitstage vor dem Beginn der Arbeit am Denkmale, eine Stunde Wegs, bei jedem Wetter oben auf dem Berge; alle diese Tage bekam ich mein Mittagessen erst nach 2 Uhr, das von einem Arbeitsmann von Detmold heraufgebracht und kalt ankam und auch so kalt von mir verzehrt wurde; erst am Abend erhielt ich im Kreise meiner Familie warmes Essen. Die ersten Wochen hatte ich erst gar kein und später in einem Blockhause nur notdürftiges Obdach und kam deshalb oft ganz durchnäßt zurück.

Mein ganzes Treiben war während der 8 Jahre des Steinbaues am Denkmal ein durchaus ganz absonderliches. Ich war vollständig freier Herr meiner Wirksamkeit; die Leute, die meinen Anordnungen folgten, waren mir wie Kinder zugetan, tätig wie ich selbst, und bezeugten mir allzeit eine liebevolle Achtung. Hemmnisse, die mir vorgeschoben wurden, überstieg ich, ohne sie viel zu beachten. Ich war mit meinem Völkchen ein einfachstes Leben gewöhnt, und hatten wir keine Zeit zu mehr und fanden

unsere Lust in der Tätigkeit im schönen Wald, und wenn der Winter uns Schranken zog, so hatten wir uns selbst in unserer „Burg", und der Kinder frische, heitere, freie Laune brachte uns steten Sonnenschein. Freies Denken hat solch Leben all meinen Kindern gebracht, und ich hab's nicht verlernt.

Es hätte mich glücklich gemacht, wenn in Detmold ein Verein für Vollendung der Arminssäule bestanden hätte, der sich mir mit dem Grundsatz, das Denkmal, das durch allgemeine Teilnahme Deutschlands Eigentum geworden ist, um jeden Preis fertig machen zu müssen, angeschlossen hätte, der verstanden hätte, den Umständen angemessen vorzugehen. Der Verein für das Hermannsdenkmal in Detmold hat aber von all dem, was eine schnelle Vollendung hätte herbeiführen können, nichts genügend getan. Er hat eine stete Berührung der Denkmalssache mit dem deutschen Volke nie genügend hergestellt; Beweis, daß er nur 3mal öffentliche Berichte vor Deutschland, zu Anfang der Arbeiten im Jahre 1838, noch 1840 und 1843 gegeben. Minister Metternich schrieb seine Bereitwilligkeit zu helfen (von Wien); man schickte ihm einen Pack Sammelbogen!! Ein erster Mann in Braunschweig — Geheimrat Bode — ward von einem Braunschweiger, Mitglied des Vereins in Detmold (Präsident Eschenburg), angegangen, dort einen Verein fürs Denkmal zu gründen und überhaupt dort dafür zu wirken. Dieser antwortete auf zweimalige Bitte deshalb nicht. Da ward an dessen Frau geschrieben; auch keine Antwort. Da unterblieb jeder weitere Versuch dort im Lande von Detmold aus; man durfte ja Untergebene nicht auffordern, und in Braunschweig geschah fast nichts fürs Denkmal, weil keine Verbindung war [30]).

---

[30]) Mit der Detmolder Werbetätigkeit war Bandel äußerst unzufrieden; er klagt, daß die Berichte über den Denkmalsbau zu schlecht zu verbreiten, daß sie in schlechtem Druck hergestellt und zu breit abgefaßt seien. In einer Eingabe an „Einen höchstverehrlichen Verein fürs Hermanns-Denkmal zu Detmold" vom 11. Juni 1840 legt er seine Wünsche dar: „Ich wünsche, daß fortlaufend öffentliche Berichte in bestimmten Zeiträumen gegeben werden möchten, in denen alle Angelegenheiten bekannt gemacht werden könnten. In solchen möchte angezeigt werden, was geschehen soll, welche Änderungen vorgenommen werden, mit den sie bedingenden Gründen. Die Angabe der zur Ausführung nötigen Mittel, wie sie bestimmt und mutmaßlich angegeben werden können. Was bis jetzt geschehen und wie viel hierfür schon ver-

wendet worden. Keine Beengung der Wünsche für die Gründung des Volksdenkmals sollten die Angaben ängstlich leiten. Zu solchen Berichten ist eine Rechnungsführung nötig, die eine Rechnungsablage jederzeit möglich macht. (Randbemerkung Bandels: Der Rechnungsschluß war am Tage der Sitzung noch nicht in Ordnung, u. ward deshalb beschlossen, Herrn C. R. Stein einen zu bezahlenden Rechnungsführer beizugeben zur endlichen Ordnung. Es wird der erste genaue Abschluß, der dann, wie ich wünsche, veröffentlicht werden soll.) — Weiters wünsche ich engere Verbindung der Vereine und Teilung der Geschäfte unter sich, damit nicht Unlust, Geschäfts- und Familien-Abhaltungen einzelner Helfer die ganzen Geschäfte in Stockung bringen können. — Sollte ein Höchstverehrlicher Verein hier nicht auch getrennt von den Verwaltungs-Arbeiten auch die Mittel zu betreiben sich unterziehen mögen, die das Denkmal auszeichnen und ehren könnten? Hierzu zähle ich die Grundsteinlegung, die Betreibung der Anlagen von Wegen, die den nächsten Umwohnern wie den Fremden zeigen würden, daß das Werk als in die Wirklichkeit eingetreten betrachtet wird, und nicht durch Unterlassung derselben die Vermutung Raum gewinnen kann, daß anstatt Erlangung des Denkmals nur eine Ruine zu befürchten sei. (Randbemerkung: Die Grundsteinlegung fand bis jetzt Anstand, weil ein Hambacher Fest befürchtet wurde, u. anderer Seits, weil kein Weg fertig ist; über letzteren ward nichts Bestimmtes beschlossen.) — Der Höchstverehrliche Verein hier hat für das Denkmal Außerordentliches getan und so geholfen, doch durch das lange Stillschweigen und Zurückhalten ward nun schwer Einzubringendes versäumt und so geschadet. Im November 1838 erschien der letzte öffentliche Bericht; im November 1839 hat der Höchstverehrliche Verein die Überzeugung ausgesprochen, „daß wieder etwas geschehen müsse", wir sind nun im Juni 1840, und ich kann nicht einmal eine Rechnungsablage erhalten. — Ich scheue mich nicht, meine Wünsche fürs Denkmal wie die Gründe meines Handelns dafür offen auszusprechen; sollte ein Höchstverehrlicher Verein hierin mich zu vertreten Anstand nehmen, so ersuche ich die Ansicht hierüber mir gütigst mitzuteilen." Die Eingabe ist maßvoll gehalten; wer aber zwischen den Zeilen zu lesen vermag, wird den verhaltenen Unmut herausspüren über Verhältnisse, die der Förderung des eigentlichen Vereinszweckes hemmend im Wege standen. Der Verein scheint allmählich in der Freudigkeit der Mitarbeit erkaltet zu sein; solange nicht ein äußerer Anlaß den Anstoß zu regerer Tätigkeit gab, ließ man die Dinge laufen, wie sie liefen. Bandel wurmte es in tiefster Seele, daß man lieber Schulden machte, als daß man den Opferwillen des deutschen Volkes immer wieder von neuem wachrief. Bei Beendigung des Unterbaues waren 4400 Taler Schulden vorhanden, die durch eine Anleihe bei der Lippischen Leihekasse gedeckt wurden; der Fürst hat nachmals diesen Betrag dem Denkmal geschenkt.

Ende der eigenhändigen Aufzeichnungen Bandels.

XI. Zweite und dritte Reise nach Italien (1838/39 und 1843/44)

Schon im Winter 1837/38 hatte Bandel beabsichtigt, einen „Römerzug" zu unternehmen. Nicht Rom war sein Ziel wie im Jahre 1825, wo es galt, im Brennpunkt alles künstlerischen Strebens die eigene Ausbildung zu vervollkommnen, sondern Carrara, die alte Fundstätte besten Marmors; hier gedachte er die mannigfaltigen Entwürfe zu seinen künstlerischen Arbeiten auszuführen. Sein Vorhaben wurde damals durch nicht mehr festzustellende Gründe durchkreuzt. Er ist aber in den darauffolgenden Jahren noch zweimal in Italien gewesen. Von den beiden Reisen nach diesem Lande, die er im Winter 1838/39 und im Winter 1843/44 unternahm, hat er keine fortlaufende Schilderung hinterlassen; er verweist auf seine Briefe. Der Briefwechsel zwischen den Gatten ist erhalten; aus ihm ist die nachstehende Darstellung — möglichst mit Anführung Bandelscher Worte — geschöpft. Zwei kurze Bruchstücke, die sich in seinen Lebenserinnerungen finden, sind eingeflochten. Angefügt ist ein Brief an den Kammerrat Petri, der in kurzen Zügen einführt in den damaligen Stand der Denkmalsangelegenheiten.

Bandel begann seine Reise nach Italien am 20. Okt. 1838, nachdem die Arbeiten am Denkmal wegen des drohenden Winters zum Stillstand gekommen waren; sie führte ihn zunächst nach Kassel und weiter nach Fulda. „Unterwegs hörte ich von einer Sammlung deutscher Altertümer, die ein Herr Hofrat Schmidt (?) in Fulda besitze. Ich suchte und fand ihn in einer Kasinogesellschaft, und war der Herr so gütig, mit mir, obgleich es spät am Abend war, nach seinem Hause zu gehen und mir seine Schätze zu zeigen. Es war eine schöne, reiche Sammlung deutscher, in Gräbern gefundener Gegenstände, unter denen mir spiralförmig gewundene Bronzebänder auffielen, die in einem Steingrabe auf beiden Seiten eines weiblichen Skelettes gefunden worden waren. Dieser offenbare Haarschmuck einer Frau brachte mich auf den Kopfschmuck einer Thusnelda und zugleich auf das Bild einer Thusneldastatue, das ich denn auch, sobald ich nach Carrara kam, skizzierte und gleich darauf auch frei in

Marmor ohne Modell aushaute und so weit selbst vorarbeitete, daß ich sie später in Detmold bald fertig machen konnte. Fürstliche Durchlaucht zur Lippe hat diese Figur gekauft."

Sein nächstes Ziel war Stuttgart. Am 16. Juli 1838 war seine Mutter gestorben. Da er mit seinem Stiefvater, dem Freiherrn von Geisberg, auf höchst gespanntem Fuße stand, drohte wegen der Erbschaft eine unangenehme Auseinandersetzung einzutreten. Seine Frau schrieb einen beschwichtigenden Brief, worauf Bandel einlenkte. Er überließ seinem älteren Bruder Karl die Regelung der Erbschaftsangelegenheiten; sich selber bat er nur die Papiere seines seligen Vaters aus, soweit sie sich noch im Nachlasse seiner verstorbenen Mutter befanden, sowie einige kleine Andenken an seine Mutter.

Von Stuttgart reiste er über Ulm nach München. Hier wohnte er bei seinem Freunde Maßmann und benutzte die Gelegenheit, den König Ludwig für das Denkmal günstig zu stimmen. „Gestern war ich beim Könige; er läßt Dich grüßen. Unerwartet gut und freundlich war er gegen mich, so sehr, daß ich fast aus aller Haltung dadurch kam. Die Hermannsgeschichte freut ihn außerordentlich, und ich bin durch sie ganz wieder bei ihm in Gunst. Er lief mir entgegen: „Nun Bandel, wie geht's? Was macht Ihre Frau? Wieviele Kinder haben Sie? Ich glaubte Sie in Teutoburgs Wäldern und freue mich, Sie hier zu sehen." Darauf sagte ich ihm das Nötige und bat ihn um seine Befehle für das Denkmal. „Ich bin hierin wie jeder Private und will nichts vorschreiben weiter, als was ich für die Sache förderlich gesagt habe." Nun sprach er sich über die Einzelheiten zum Denkmal aus und sagte mehrmals, daß er es sehen müsse und kommen würde; letzteres mit einer Lust, daß ich's gewiß glauben muß.... Er erkundigte sich genau nach unsern Verhältnissen, und ich kann glauben, daß er mich später hier zu gebrauchen wünscht. Es steht nämlich hier nun so: Schwanthaler ist so krank, daß er nur auf wenige Monate noch Hoffnung gibt; eine Masse Arbeiten bleibt dann liegen, und wo ist der, der sie endigen kann? ... Ich bin hier mehr in Achtung, wie ich gehofft nach so langer Zeit und solchen Vorgängen; jeder wünscht mich wieder her."

Über Innsbruck, Verona, Parma, Pontremoli kam er Anfang Dezember in Carrara an. Von dem letzten Reiseabschnitt berichtet er in seinen Lebenserinnerungen: „Mit meinem jungen, lustigen Vetturale[1]) kamen wir durch ein kleines Städtchen in ein hoch überschwemmtes Tal. Sogleich umstellten unser zweiräderiges Fuhrwerk eine Menge Kerle, die uns durch das Wasser, natürlich nur für große Summen, geleiten wollten. Mein Kutscher, ein gewesener Postknecht, hatte oftmals das Tal durchfahren und sah, daß die Wegezeichen verstellt worden waren. Er sagte mir das und stellte als Ehrensache auf, daß er mich richtig fahren werde, wenn ich ihm vertrauen möchte; das Wasser würde so und so bis an meinen Sitz kommen, doch nicht höher. Ich übergab mich seiner Sorgfalt, und nun ging's unter Schimpfen der andern ins Wasser, das mit starkem Andrang das leichte Gefährt fortzureißen drohte. Wir kamen aber glücklich ans jenseitige, trockene Land. Mein Bursche ward nun voller Lust; mein Zutrauen zu seiner Geschicklichkeit machte ihn mir zugetan, und da ich ihm gesagt, daß ich mich auf den Anblick des Meeres freute, so dachte er sich eine Überraschung aus. Er bat mich, rückwärts sitzend zu fahren und nicht eher umzusehen, bis er mich dazu auffordere. Es ging nun bergauf, und als ich mich umsehen durfte, lag das weite Meer im Himmelsglanz vor mir. In kleiner Entfernung bergabwärts lag ein Gehöfte, mit einer hohen, dicken Rosenhecke umgeben; hundertblättrige Rosen in vollster Blüte bedeckten sie. Wir hielten an, fanden guten Wein; ich wand mir einen Rosenkranz, den ich mir auf das Haupt setzend noch einen Haarbeutel zufügte, und so ging es jubelnd und singend bergab dem Meere zu, immer ein großartigstes Landschaftsbild vor uns. An der Grenzmaut kamen wir unserer Fröhlichkeit wegen wohl ohne Durchsuchung vorbei, und endlich fuhren wir in Carrara ein. Der Eintritt in die Stadt bietet ein überraschendes Bild. Durch die Öffnung einer alten, dicken Mauer, die vom Meere kommend, zu beiden Seiten hohe Rosensäulen, das Tor zur Stadt bildet, tritt man sofort auf den Marktplatz, auf dem, wie in Italien überall gebräuchlich, fast alle Geschäfte verhandelt werden, weshalb er stets sehr belebt ist. Man tritt in der schmalen Seite eines langen Vierecks ein. Der

[1]) Kutscher.

Markt ist mit meist palastähnlichen Gebäuden umgeben, auf der rechten Seite ein langer Säulengang als unterstes Stockwerk von ein paar dieser Bauten. In Mitte des mit großen Marmorplatten gedeckten Bodens steht eine sehr große Fontäne, in der zwischen 2 Löwen eine Herzogin, stark über Lebensgröße, auf hohem Postamente; alles weißer Marmor. Darüber erhebt sich im Hintergrunde eine der bedeutendsten Spitzen des Marmorgebirges mit dem Crestola-Marmorbruch; an dem Fuß ein Teil des Ortes Torano und schöne Villen sichtbar. Ich ward zu meiner freudigsten Überraschung von meinem Freunde, dem Bildhauer Hofer, begrüßt."

In Carrara lebte Bandel sich schnell ein und fand Gefallen an dem leichten, frohen Sinn der Italiener. „Es ist doch ein eigenes, harmloses Treiben unter Künstlern; fleißig und lustig sind sie alle; dabei sind sie, wenn es gilt, nobel und all ihr Scherz hat eine freundliche, erfreuliche Art. Lustig ist's, wenn man näher mit den Verhältnissen der Leute bekannt ist, den Italiener in seiner Gleichgültigkeit und in Eifersucht, in Verachtung anderer und in unbegrenzter Hundedemut zu sehen. — Heute war der duca (Herzog) di Modena, Herr von Carrara, hier. Ich habe ihn nicht gesehen, dafür habe ich fast alle Schnurrbärte verschwinden sehen; die ärgsten Bärenbeißer schnitten sie zuerst ab. Der Herzog glaubt nämlich, im Schnurrbart säße der Freiheitsteufel." — Mit Entzücken hing sein schönheitstrunkenes Auge an der herrlichen Gegend. Das wogende Meer und die durch Form und Beleuchtung wechselvollen Felsenberge, dazwischen ein üppiges Tal, über das die Natur verschwenderisch ihre Gaben ausgestreut hatte, nahmen ihn ganz gefangen. Kaum ein Brief, in dem er nicht seiner hellen Begeisterung bald über das eine, bald über das andere Bild landschaftlicher Schönheit Ausdruck gegeben hätte. „Gewiß wird es mir mit jedem Tage, daß Carrara einer der schönsten Punkte Italiens ist. Wenn es anfängt dunkel zu werden, suche ich noch schnell eine Höhe zu erreichen, von der ich das Meer sehen kann. Vergangenen Sonntag war ich dort; es ist fast eine Stunde hinzugehen. Wundervoll ging in ungeheurem Feuermeer — Himmel und Meer waren eins — die Sonne unter. Die Brandung war auf dem flachen Sandufer zimmerhoch. So weit das Auge blicken konnte, rollten

die grünen Wellen gen Land, und hatten sie ihre Höhe erreicht, so überschlugen sie sich in weißem Schaum mit fürchterlichem Getöse; so rollte eine nach der andern an die Feste des Landes, grün, weiß, fernhin violett im Feuermeer der untergegangenen Sonne. Nebel stiebten aus dem Meeresschaum, die immer deutlicher wurden, je mehr die Nacht ihren Mantel über dieses wundervolle Bild zog, das ich erst verließ, als ich nur noch an einer schwarzen Fläche und am Gebrause des ungeheuren Elementes Nähe erkannte." — Und im Anschauen aller dieser Pracht, die sein künstlerischer Sinn mit vollen Zügen genießt, öffnet sich sein Herz dankbar der Allmacht Gottes. „Meine Kirche war in der Zeit Gottes schöner Himmelsdom; da bete ich doch immer am liebsten, und wenn auch die Lippen nicht lallen, so läuft doch das Herz über von Dank für des Vaters Güte, und meine Bitten sind immer dieselben um Gesundheit und Kraft, ihn recht erkennen und verehren zu können. Die Million Lichter sind des Altars Lampen; des Sturmes und des Meeres Brausen, das Säuseln des Windes und der Vögel Sang ist Kirchenmusik, und mit tausend Farben, wie kein Maler sie malt, sind alle Wände geschmückt. In diesem Dom hat man den Erschaffer lieb, betet sich's gar schön. Während man in den Kirchen die Ohren spitzt, um Gott kennenzulernen, kommt er hier durch alle Sinnen und Poren zu uns." Als seine Gattin es beklagte, daß er die Bibel vergessen habe, schreibt er, das Versehen tue auch ihm leid. „Meine Bibel aber hat der liebe Gott immer für mich aufgeschlagen, und wenn ich nur eben zum Fenster hinausschaue und die Milliarden von Sternen sehe, so bin ich ihrem Schöpfer nahe, wenn auch die Bibel in Detmold liegt. Gut ist der Herr, und wer unter seinem Schutze stehen will, muß gut sein; wer diesen Willen hat, der kann die ganze Bibel auswendig und trägt sie inwendig. Das ist meine Religion. Was gut ist, weiß ich gottlob; könnte ich nur trotz heißen Bemühens auch sagen, ich sei gut!" Ein lebendiger Gottesglaube hat Bandel beseelt sein ganzes Leben lang. —

Gleich bei seiner Ankunft richtete er sich eine Werkstatt in einem Raume des herzoglichen Schlosses ein, und ohne Umschweif begann er seine Tätigkeit. Seine künstlerischen Fähigkeiten und sein tatkräftiges Eingreifen verschafften ihm bald

Achtung und Ansehen. „Als ich hier ankam, ließ man mich laufen; bei meinem Modellieren gaben sie auf mich acht; als ich Marmor anschlagen ließ, stutzten sie; nun ich im Zuge bin, bin ich Maestro Ernesto [2]). Ich kann hier freudige Hilfe finden, da nun schon die besten Arbeiter gerne bei mir arbeiten."

Eine ebenso mühsame wie trügerische Aufgabe war es, den geeigneten Marmor zu bekommen; reine, fleckenlose Steine waren nur selten anzutreffen, und war die Außenseite blendend weiß, dann zeigten sich oft bei der Bearbeitung fleckige Stellen, die den Stein unbrauchbar machten. Andere Blöcke wiederum wiesen Risse auf, die ursprünglich mit bloßen Augen nicht hatten bemerkt werden können. Dazu kam, daß man sich hüten mußte, von den verschlagenen Carraresen im Preise übers Ohr gehauen zu werden; es war schwer, mit ihnen handelseins zu werden. „Die Bildhauerei ist wahrlich kein Kinderspiel", schreibt Bandel einmal im Verdruß über ein Mißgeschick, das ihn beim Marmorsuchen betroffen hatte. Über diese Schwierigkeiten berichtet er: „Damit Du siehst, welche Arbeit das Suchen (des Marmors) ist, will ich Dir meinen Gang beschreiben. Um 7 früh marschierten wir ab nach Dorsano, wo eine Menge Steinsägen und Steinmühlen sind, den herabstürzenden Bach aufwärts dem Gebirge zu. Hinter Dorsano geht es sogleich in 2 Täler, in denen auf fast den höchsten Gipfeln der Berge die Brüche weiß herabschauen. Von diesen Punkten gehen bis ins Tal breite Steingerölle von den Abfällen der Brecharbeit, die an manchen Stellen, wo sie von beiden Seiten herabgestürzt sind, den Weg so erhöht und so verengt haben, daß eben noch die Steinwägen durchkommen können. Auf beiden Seiten dieses engen Talweges sind die Lagerplätze der Steine, die auf dem Gerölle herabgestürzt werden und dort purgato — gereinigt — werden von Flecken und .... (unleserlich) Stellen (d. h. diese werden abgeschlagen). Das Herabstürzen ist oft für den Besucher dieser Täler schreckenvoll. Heute war es fürchterlich; auf fast allen Brüchen wurde mit Pulver gesprengt, und hoch von den Felsklippen flogen Marmorklumpen von ein paar hundert

---

[2]) Meister Ernst.

Kubik-Palmen [3]) herunter, die mit oft komischen Sprüngen und fürchterlichem Lärmen herunterkamen. Viele Arbeiter lassen diesen Stücken keine Ruhe; wie eines liegen bleibt, eilen sie, es gen Tal weiter zu werfen. Komisch ist das Laufen aller Leute im Tal, wenn ein Sprengschuß geschehen und das Steinrollen anfängt. Nötig ist's nun aber, auf diesen Brüchen selbst die Steine aufzusuchen. Heute waren wir auf dem ersten, wo die beste Marmorgattung — crestola — gebrochen wird; ein andermal steige ich aber wohl nicht leicht hinauf. Zuerst ging's über Felsentrümmer; wo nur ein Fleckchen Erde sich angesetzt hatte, waren Blumen aller Art, kleine Lorbeer- und Myrtensträucher und auf den Steinen selbst unser Goldlack, dieser nur nicht blühend; Ölbäume überall. Die Sonne schien so warm, daß wir die Röcke auf den Schultern trugen, obgleich auf den fernen Bergen der Schnee herüberblitzte. Steil und steiler ging's aufwärts, und bald lag die wundervolle Meeresfläche weit vor uns und unter uns das Tal voll Marmor und gen Meer Dorsano und fern Carrara, grün wie im Sommer. Nun ward unsere Reise beschwerlich. Oft mußten wir uns über Klippen helfen; das Gerölle wurde loser, je neuer es war, und endlich mußten wir uns wechselseitig in die Plätze, in denen gearbeitet wurde, heben und schieben. Blank, steil stehen die Marmorwände vor und über einem; die Menschen arbeiten hier wie Gemsen, und man weiß nicht, soll man die Natur oder den kühnen Mann mehr bewundern. Der Anfang von dem Treiben im Tal ist so schwer, wie ich noch keine Arbeit gesehen. Der Herabweg ward auf dem Gerölle genommen, auf dem die Marmorblöcke herunterspringen; diese kommen unten aber etwas früher an, wie wir herunterkamen; jeder Schritt auf der steilen Fläche ist ein so schnelles Rutschen, daß oft das zweite Bein nicht nachkam. So bollert man durch und mit Brocken von Kopfgröße herunter, kommt unten halb tot an, und man hat nichts gefunden. So ging's mir heute, morgen wohl nicht besser." — Die Arbeiten in den Brüchen waren äußerst gefährlich. „Dieser Tage hörten wir ein paarmal die Hilfglocke: „Bim, bim, bim!" in schnellem, bestimmtem Takt; sie gibt das Zeichen, daß eine Brüderschaft, die den Verunglückten beisteht, sich sammelt und zum Helfen läuft.

[3]) Palm ein Längenmaß, etwa ein Viertelmeter.

Ein paar Männer wurden verschüttet, einer war sogleich tot. Der Marmor kostet viele Menschen!" —

Mit einem Eifer ohne gleichen stürzte sich Bandel in die Arbeit an seinen „Kunstkindern"; sein Schaffensdrang kannte keine Grenzen. „Carrara ist", schreibt er einmal seiner Frau, „einer der schönsten Punkte Italiens; ich bin aber durch das viele Schöne, das ich schon mein Lebenlang gesehen, so abgestumpft, daß ich oft gleichgültig herumlaufe und die Ideenwelt in mir sich tummeln lasse. Warum ist meine Phantasie hier, unter diesem reinen, dunklen, blauen Himmel reger wie im lieben Vaterlande? Es ist, als hätte Italien eine eigene Kraft für mich; in jedem Marmor sehe ich eine Figur." Ein andermal: „Phantasie scheint hier in der Luft zu liegen; mir fällt so viel ein, daß ich mich zwingen muß, nichts davon aufzuzeichnen, damit ich das Begonnene ruhig fertig machen kann."

Von Detmold aus hatte er 2 Kisten mit den Modellen einer sich schmückenden „Venus" und einer Gruppe „Amor und Psyche" nach Carrara gesandt; sie trafen aber erst am Weihnachtsabend ein. Mit beiden Bildwerken hatte es späterhin eine eigene Bewandtnis. Für die Venus gelang es ihm trotz eifrigsten Bemühens nicht, den geeigneten Marmor zu finden. Schon hatte er alle Hoffnung aufgegeben. „Einmal mußt du doch noch in die Brüche gehen", schrieb er kurz vor seiner Abreise von Carrara nach Rom, „dachte ich mir und schlenderte in die Berge. Im letzten Bruch glänzte mir schon weit her ein wundervoller Marmor entgegen; er war erst kurz vorher vom Berggipfel herabgeworfen worden. Näher sah ich schon, daß er das Maß zur Venus haben könnte, und als ich nachsah, war es so; mein Ärger war in Freude verwandelt, denn es war das schönste Stück, das ich bisher gesehen. Um jeden Preis mußt du mein werden", dachte ich. Nun ging die Plage an; zum Glück hatte es ein Engländer Sir Walton angekauft ... er war gefällig und ließ mir für 32 Louisdor [4]) das Stück, auf das nun meine Leute wie toll darauf losschlagen. Es war bis jetzt das erste Stück, was ich hätte zur Venus gebrauchen können, und ist so schön, daß alle Freude daran haben. Nun soll aber die Figur auch her-

[4]) Goldmünze, in Gold geprägtes Fünftalerstück; Bandel rechnet 3 Louisdor = 17 Taler.

ausschlupfen wie das Küchlein aus dem Ei, d. h. ein weißes Küchlein; es gibt bekanntlich auch bunte. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn sie scheckicht würde, und leider ist so etwas zu fürchten, also Angst und Bange dabei, und Dein Ernst hält Wache und arbeitet mit, damit kein Unglück geschieht. Meinen Ruhm als Marmorkenner habe ich wieder bewährt und gewinne dadurch immer bei dem Handwerkskünstlervolk hier. Das Modell der Venus würdest Du nicht mehr erkennen; ich habe sie ganz umgearbeitet, wozu ich das Modell der Kapitolinischen Venus benutzt, von dem Hofer einen Abguß für seinen König in Marmor kopiert. Gott gebe, daß der Marmor gut ausfällt." Einige Tage darauf: „Der Stein zur Venus hat mir schöne Angst gemacht. Nachdem wir schon einen Tag alle daran gearbeitet hatten, schrie mein Steinmetz: Ein Riß, un pelo, o Dio![5])" Alle Hämmer ruhten; alles lief zusammen, und denke Dir, der Riß ging vom Ellenbogen bis zum Sitz hinunter, so breit der Marmor war. Alle stunden verblüfft da. Ich schüttelte mich, dachte mich um 300 Fl. ärmer und ward lustig, um die andern aufzumutigen. Ich ließ den Marmor allen abschlagen, soweit der Riß ging; meine Art, frei ohne Punkte zu arbeiten, kam mir zu gute. Ich zeigte neue Hauptpunkte an, und denke Dir meine Freude, die Figur kommt nun auf den Punkt genau noch aus dem verstümmelten Stein heraus. Gestern arbeiteten wir bis spät in die Nacht, und heute ist alles wieder in Ordnung und bis jetzt kein Punkt von Flecken in der ganzen Figur." Das Modell der Venus wurde nun von Bandel so geordnet, daß der Riß zwischen 2 Falten unsichtbar blieb. „Der Marmor scheint bis jetzt wundervoll und wird, soviel man bis jetzt sieht, ohne Flecken bleiben; ein wahres Wunder. Die Figur, d. h. der Körper, ist in Punkten und so schön, daß es ein ewiges Gelaufe ist, es zu sehen." — Das Bildwerk wurde während seiner Abwesenheit unter Aufsicht seines Freundes Hofer in Carrara vorgearbeitet; er selbst hat es bei seinem 3. Aufenthalt in Italien 1843/44 vollendet. Bandel hatte große Freude an seiner „Venus" und betrachtete sie als ein „Hauptstück und Prachtwerk." „Die Platte, auf der die Venus steht, ist spiegelglatt poliert, sodaß Stuhl, Füße, Gewand sich alles darin ab-

[5]) Ein Riß, o Gott!

spiegelt, und Fleisch hat sie zum Hineinbeißen. Das Schmuckkästchen ist wie die schönste Goldarbeit und die Perlen wie echte." Mitte Februar wurde das Werk über Hamburg nach Stuttgart versandt. Bandel hoffte, der König von Württemberg werde es für 5000 Gulden kaufen; aber diesem war wohl der Preis zu hoch, und so unterblieb der Kauf. Die „Venus" ist jetzt im Besitz des Provinzial-Museums in Hannover[6]).

Über der Gruppe „Amor und Psyche" — Psyche beleuchtet den schlafenden Amor mit der Lampe, um ihn zu töten — waltete ein eigenartiger Unstern. Zuversichtlich schrieb Bandel Ende November: „Die Gruppe Amor und Psyche mache ich aus verschiedenfarbigen Steinen mit Vergoldung und Malerei, die nackten Teile vom schönsten, weißen Marmor, das Gewand der Psyche von einem matt bläulichen Stein, den Stuhl, auf dem Amor ruht, wohl von ganz dunklem Marmor. Die Steine hierzu kann ich jede Stunde bekommen." Am 9. Dezember: „Es ist zum Verzweifeln, daß ich zur Amor und Psyche-Gruppe und zur Venus auch gar nichts finden kann. Ich mache die Gruppe auf jeden Fall in 2 Stücken und setze den Arm mit der Lampe noch an und kann doch keine Steine, die schön genug wären, finden." Er ließ dann die Arbeit bis zu seinem 2. Aufenthalt in Carrara 1843/44 liegen. Die Mühe des Marmorsuchens begann von neuem. Am 17. Dez. schreibt er: „Die Amor und Psyche-Gruppe habe ich anders geordnet und bis spät abends daran gearbeitet. Ich bin froh, sie bis jetzt noch nicht gemacht zu haben; sie ist nun in allem besser, reicher und größer; ich mache sie in Marmor 2. Gattung." Unterdessen hatte er einen anscheinend geeigneten Stein gefunden, aber „mit meinem letzten Marmorblock ist's für die Amor und Psyche-Gruppe wieder nichts. Der Schlingel von Punktensetzer hat die Maße im Bruche verschoben, und die Gruppe kommt nicht heraus. Alle Arbeiten habe ich nun eingestellt; ich war vor Ärger 3 Tage krank." — Erst im Jahre 1876, kurz vor seinem Tode, als er Italien zum letzten Male besuchte, hat Bandel die Arbeit wieder aufgenommen. An seinen Freund Uhde schreibt er am 24. Juni d. Js.: „In der Stadt (Massa nahe bei Carrara) arbeite

[6]) Die Mitteilungen über den Verbleib der Werke sind H. Schmidt entnommen.

ich in der Akademie der Künste, unter wilder italischer Jugend, an der Wiederherstellung meiner Amor und Psyche-Gruppe von früh 7 bis 3 so fleißig, wie ich noch nie geschanzt; es ist eine riesige Arbeit, da ich alles daran verbessert und verändert habe — es wird diese Gruppe wohl meine letzte größere Arbeit sein, deshalb soll sie mir auch möglichst gut werden; ich bin nun in wenig Tagen damit fertig, und suchen wir nun den Marmor dafür, den schönsten, der zu finden. Die Gruppe wird in 2 Stücken gemacht und kostet der Marmor an 3000 Lire; es ist etwas kühn, in meinem Alter noch ein solch Werk zu beginnen; ich habe aber das Gipsmodell so weit ausgeführt, daß gute Marmorarbeiter es gut darnach ausführen können, und ist mein Freund, der Professor Isola, ein strenger Künstler, und die die Ausführung machen werden, sind seine Schüler und sind sehr geschickt und, scheint mir, freuen sich auf diese Arbeit. Amor schläft halb liegend, sitzend auf einem sehr reichen Ruhebette, mit reich faltiger Decke, und neben ihm steht Psyche, ihn mit der Lampe beleuchtend. Seine Schöne erblickend, hat sie freudig zurückschreckend den Dolch fallen lassen, mit dem sie das vermeintliche Ungeheuer erwarten wollte. Ich habe das Ganze nicht so zimperlich üppig aufgefaßt wie andere, sondern strenger mich an den Sinn der Mythe haltend. Es sind nun 50 Jahr, daß ich die Gruppe modelliert, und bin wie damals gleichen Kunstsinnes." Über der endgültigen Vollendung des Werkes ist Bandel verschieden, ohne die letzte Hand haben anlegen zu können. —

Sofort nach seinem Eintreffen in Carrara hatte er eine „Thusnelda" begonnen, deren Gestalt ihm unterwegs unaufhörlich vor Augen geschwebt hatte. Seiner Künstlernatur war es eigen, sich durch irgendeinen, an sich belanglosen Gegenstand zum Schaffen anregen zu lassen. Seine Phantasie wurde beschwingt, und in voller Klarheit stand ein Bild vor seinen Augen, das seinen immer schaffensfreudigen Geist zur bildlichen Verkörperung drängte. Der Gedanke einer Thusnelda war ihm in Fulda (S. 308) aufgetaucht; eine ausführliche Beschreibung gibt er in einem Brief an Petri (vgl. S. 325 ff.). Ein seltener Glücksfall läßt ihn für seine Figur bald den wundervollsten Marmor finden; ohne Modell schlägt er nun gleich frei auf den

Stein los. — Das Werk wurde später (1842) in Detmold vollendet. „Ich arbeite wie ein Tagelöhner daran; diese Arbeit macht mir viele Freude.“ Fürst Leopold zur Lippe kaufte es noch „unter dem Meißel“; es wurde im Palais zu Detmold aufgestellt, wo es sich noch jetzt befindet. — Auch eine Gruppe, wie Armin nach der Schlacht von seinem Weibe bekränzt wird, plante er; einen „fröhlichen Thusneldakopf“ hatte er bald fertig modelliert. Ebenso gedachte er den Kopf seines Armin vom Denkmale in Marmor darzustellen.

Mit 2 Vorwürfen aus der Herkulessage hat er sich längere Zeit befaßt; es sind das die bekannten Szenen „Herkules am Spinnrocken“ (Herkules und Omphale) und „Herkules in der Wiege“, die Schlangen tötend (Herkules und Iphikles). Am 9. Dez. schreibt er: „Vergangene Woche habe ich eine Skizze zum Herkules und Omphale fast fertig gemacht. Diese Gruppe wird eine bedeutende Arbeit, doch wohl für dieses Mal nicht. Es ist eine wahre Bildhaueraufgabe wegen des vielen Nackten; die Gruppe ist dabei sehr anständig und sehr launig. Der Herr sieht gar komisch aus im Weiberrock auf ganz niederem Stuhl, und die Dame kommandiert gar strenge. Es kann gut werden, kostet aber ungeheure Arbeit.“ Er hatte einen großen Marmorblock für dies Werk gekauft, wurde aber von einem anderen Käufer, der nachträglich einen höheren Preis bot, darum geprellt, zur großen Freude seiner Frau, der „von jeher der Gegenstand widerlich war, den Herkules in Weiberkleidern zu sehen“. Bandel war äußerst aufgebracht, daß ihm der schöne Marmor aus den Händen genommen war, aber „die Herkules-Gruppe wird doch noch gemacht; aufgeschoben ist nicht aufgehoben... Zu der großen Gruppe brauche ich auch mehr Zeit und Ruhe, und ich gedenke sie nun in Deutschland zu modellieren und vielleicht einmal auszuführen, wenn ich das Geld dicker habe; sie hätte mir doch 2000 Fl. gekostet.“ Er hat die Arbeit jahrelang liegen lassen und nahm sie erst 1844 in Rom wieder auf; ihn reizte die Aufgabe, an der er seine ganze Bildhauerkunst beweisen konnte. Seine Frau riet ab: „Was willst Du aber in Rom mit der Herkulesgruppe? Wenn sie dort auch dem einen oder dem andern gefallen sollte, so wird er doch so ein ungeschlachtes, ekelerzeugendes Ding nicht bestellen, ... da

es ein widriger Gegenstand ist, einen Mann am Spinnrocken zu sehen, wenn ich auch zugebe, daß Omphale ganz reizend in der Bärenhaut oder Panzer und Helm — ich weiß nicht, wie Du sie kostümieren willst — aussehen mag. Mir war es von jeher ein unausstehlicher Gegenstand, und wer wird gleich so etwas Großes bestellen? Wir leben nicht mehr in Canovas Zeiten; man ist froh, wenn man kleine Figuren anbringt." Darauf erwiderte Bandel ausführlich: „Ich will Dir nun sagen, wie ich die alte Wahrheit dargestellt, die die Griechen in ihrer Mythe so schön schildern. Herkules hat seine ungeheuren Arbeiten vollbracht, und doch läßt ihn ein Weib spinnen. Du mußt Dir angewöhnen, alles, was die Kunst gegeben hat und gibt, von der edelen Seite zu beurteilen und nicht, wie Du in einem Deiner Briefe mit diesem Gegenstand getan, das Gewöhnlichste der Aufgabe im Auge zu haben. Nur ein schönes Weib, ohne der Eitelkeit Künste gebrauchen zu müssen, kann mit edler Weiblichkeit — ich spreche natürlich nicht von den Vorzügen der sogenannten gebildeten Damenwelt — einen kräftigen Mann, einen Herkules, zur Unterwürfigkeit bringen, zur äußersten Huldigung; daß dieses nicht ohne Liebe geschehen kann, gibt die Menschennatur. Bei solcher Huldigung und Unterwürfigkeit ist der Mann doch Mann, die Frau doch Frau; die unsichtbaren, gering scheinenden Waffen der Liebe bezwingen die stärksten Männerwaffen; er liefert sie an diese ab. Das alles zusammengenommen war meine Aufgabe, so hab ich's gelöst. Auf niederm Steinsitz sitzt Herkules, so daß sein rechtes Bein wie knieend, sein linkes, etwas vorgestreckt, sitzend ist. Er hat um Hüfte und das rechte Bein ein feines Weibergewand leicht geworfen; über das linke Bein hängt die Löwenhaut, auf der, soweit wie möglich entfernt vom Körper des Herkules, am Knie Omphale in gestreckter Stellung sitzt, den einen Fuß auf dem Löwenkopf, Brust und Körper von H. abgewandt, den Kopf ihm mit Freundlichkeit zugebogen. In der linken Hand hält sie den Rocken wie ein Szepter, auf den Schenkel hoch gestellt; den rechten Arm hat sie H. auf die linke Schulter geschmiegt und zeigt mit dieser Hand belehrend auf den Rocken. Der linke Arm des H. geht um den Rücken von Omphale dicht unter den Schulterblättern mit der linken Hand zum Rocken und hält den Flachs

in Spinnstellung; der rechte Arm liegt rückwärts mit der Spindel herab und hinter dem Rücken. Neben diesem Arm kniet auf dem linken Bein ein Amor, sich mit der rechten Seite auf die aufrecht stehende Keule stützend und aufs rechte erhobene Knie in der linken Hand Bogen und Pfeil wiegend; er lacht schalkhaft zwischen dem großen Arm und Körper durch. Nicht Sinnenlust zwingt ihn, nicht Strenge will sie gebrauchen; die leichte Waffe Amors hat die Keule geraubt. Die Schönheit sitzt auf ihm, und er berührt sie nicht. Sie schmiegt sich ihm nicht an und befiehlt freundlich. Ich freue mich ungemein darauf, die 2 Köpfe zu machen; sie stehen vor mir im Großen, so daß ich sie nicht mehr vergessen kann bis zur Meißelarbeit. Kontraste überall in den Körpern und im Gewand werden die Gruppe mannigfalt machen, und die Anordnung ist so, daß jede Figur in allen Umrissen frei und ganz gesehen werden kann. Die Gruppe wird sitzend 6 Fuß 3 Zoll hoch, ebenso lang und 3 Fuß 3 Zoll dick. Ich glaube, Du schmollst deshalb nicht mehr, wenn Du sie siehst; sie ist ganz anders als die erste Zeichnung." Die Gruppe ist Modell geblieben; in Marmor ist sie nicht ausgeführt worden, weil Bandel kein passendes Marmorstück finden konnte. Das Modell befindet sich in der Hochschule zu Hannover, allerdings ohne den Amor.

Die zweite Gruppe, Herkules und Iphikles, wurde gleichzeitig mit der vorigen in Angriff genommen. „Ich will die Gruppe, wie das Kind Herkules die von der Juno geschickten Schlangen tötet, modellieren. Herkules ist mit seinem Bruder Iphikles in einem Schilde, das ihnen als Wiege gedient; Iphikles verkriecht sich, und Herkules kniet über ihm, den beiden Schlangen mit beiden Händen die Hälse zudrückend." Einige Tage später: „Die Gruppe des kleinen Herkules mit seinem Bruder, er die Schlangen tötend, ist fertig modelliert und wird mit dem neuen Jahre in Marmor angefangen. Es wird eine schwere Marmorarbeit; die Carraresen stutzen, daß ich so schwierige Aufgaben gebe... Die Bubengruppe sieht gar zu komisch aus. Iphikles heult, unter den Tüchern versteckt, und der Krauskopf Herkules schlägt mit der einen schon toten Schlange die andere nieder, der er eben den Hals zudrückt." Diese Kindergruppe ist lebensgroß in

Marmor ausgeführt worden; sie gelangte in den Besitz von Bandels Schwiegersohn Meyer in Berlin.

Auch christliche Stoffe wurden von ihm bearbeitet. Am 21. Jan. 1839 heißt es: „Habe ich Dir denn nicht geschrieben, daß ich ein Christkind, auf dem Kreuze schlafend, angefangen habe?“ Am 12. Februar: „Gestern hatte ich einen traurigen Tag. Als ich früh in die Werkstatt kam, hatte mir mein Punktensetzer die 2 Hände des Christkinds abgehauen; schöne Freude! Ich war außer mir und hatte die Arbeit schon aufgegeben und den armen Kerl weggeschickt. Ich lief in die Brüche, fand keinen andern Marmor. Auf dem Rückweg ging ich in Teneranis[7]) Werkstätte; der stund voller Verzweiflung: eine fast ausgearbeitete Figur war ihm verhaut. Da tröstete ich mich mit ihm, und als ich heimkam, war ich müde und ruhig. Schon war in der Stadt bekannt, daß mein Raimundo, genannt Biscino, Schlange — jeder hat hier einen Spitznamen; so heißt mein Steinmetz Gatto furbo, falsche Katze — mir meine Figur verdorben. Wenn solche Dummheit einen überkommt, ist er hier in Verruf. Da jammerte mich der Mensch, und ich war ruhig geworden. Ich hielt bei Licht Rat mit meinem Christkindchen. Da fiel mir ein, die Händchen in Gips auch wegzuschlagen. Oberhalb war noch Marmor. Da modellierte ich sie anders (die ursprüngliche und die veränderte Form hat Bandel im Briefe gezeichnet), und sieh, das Unglück war ein Glück: jetzt liegt es, als wäre es übers Gebet ruhig eingeschlafen. Im stillen dankte ich dem dummen Kerl, und heute früh ließ ich den Verzweifelten holen. Meine Leute sperrten die Mäuler auf; Biscino arbeitete recht fleißig, und mein alter Giuseppe (Josef), ein intagliatore (Verzierungsschneider), der Blumen zum Taufstein (den Bandel ebenfalls in Arbeit hatte) macht — er ist 73 Jahre alt und noch so rüstig wie ein Junge — sagte mir ganz leise: ‚Das Kindchen hat ein miracolo (Wunder) getan und ist viel schöner worden‘ und freute sich darüber, ich auch. Der Fehler ist nun in 24 Stunden wieder gutgemacht, und so Gott will, so kommt der Kleine recht bald heraus. Das Kind ist 3 Fuß groß, der Marmor wundervoll. Ich habe unters Kreuz keine Platte gemacht, sondern

[7]) Berühmter italienischer Bildhauer.

lasse eine von wundervoll schwarzem Marmor mit blutroten Flecken darunter machen, von Porto Venere[8]." Seine Frau schrieb ihm darauf mit künstlerischem Verständnis: „Das Christkindchen scheint mir eine sehr schwere Aufgabe zu sein, nämlich darinnen, den Tod vom Schlaf zu unterscheiden, den wir ja kaum bei den Lebenden unterscheiden könnten, wenn nicht die Wangen und Lippen und das Atemholen das Signal des Lebens wäre. Und insofern finde ich es auch für sehr gut, daß Du die Arme hoch zu legen gezwungen warst, da dies der Figur ein lebendigeres Ansehen verschafft." Worauf Bandel: „Mich freuten Deine Bemerkungen wegen des Christkinds; sie sind gut wie von einer Künstlermutter." Das Werk befindet sich jetzt in der Technischen Hochschule zu Hannover.

Während er mit seinen Modellen, die er fortwährend umgestaltete, beschäftigt war, hatte er schon wieder eine neue Arbeit begonnen. „Ich lasse morgen (7. Jan. 1839) ein Taufbecken anfangen. Die 4 Evangelistenzeichen, Löwe-, Ochs-, Adler- und Engel-Köpfe, tragen auf ihren Flügeln einen großen Blumenkranz, in dem ein 8eckiges Becken mit Sternenwand. Dieses steht auf einem Fuß wie ein Palmbaum, um den Blumen gewunden. Dieser auf 8eckigem Fußgestell, das ich reich verzieren lasse. Ich habe 2 Steine gekauft, einen alten Mann getroffen, der wunderschöne Blumen macht. Da fiel mir dieser Gedanke ein, und Lina (seine Frau) freut sich gewiß darüber, daß ich dieses nun anstelle von Herkules und Omphale mache." Später ist das Taufbecken für die St. Petri-Kirche in Hamburg sehr geschickt in Marmor ausgeführt worden.

Zu gleicher Zeit fühlte er sich zu einem Madonnenbild angeregt. „Soeben (13. Dez. 1838) erfand und zeichnete ich ein Madonnenbild, morgen fang ich's zu modellieren an. Marie steht ganz gerade, auf den übereinander geschlungenen Armen das Christkind, das sich vorstreckt, die Hände segnend und aufwärts ausstreckend. Ein reiches Unterkleid mit sehr langen Ärmeln, eine Art Mantel, der auf den Seiten offen und vorn und hinten ganz gerade herabfällt; um Kopf und Hals einen Schleier, der hinten gerade herunterfällt; nur das Gesicht ist zu

[8]) In Porto Venere wurde ein schwarzer Marmor mit goldroten Adern gebrochen.

sehen." — Zur vollen Ausführung scheint er nicht genug Muße gefunden zu haben.

Alles in allem eine Fülle von großen Arbeiten, die fast die Kräfte eines einzigen Mannes überstieg, zumal wenn man bedenkt, daß er nebenher auch Büsten anfertigte, z. B. seiner Frau, seiner Eltern, des Königs Max Josef von Bayern. Seine Frau klagte: „Die vielen Arbeiten, die Du begonnen hast, kannst du ja unmöglich endigen", aber seine stets rege Phantasie regte ihn zu immer neuem Schaffen an, und was ihn in seinem Geiste bewegte, mußte körperliche Gestalt annehmen. —

Mitte März machte er Schluß in Carrara; er reiste über Pisa, Livorno mit dem Dampfschiff nach Rom. Hier wohnte er bei seinem Freunde Jacobs. Viele Bekannte traf er, die sich freuten, den Rotbart wiederzusehen; andere, unter ihnen der alte Koch (S. 184), waren gestorben. Seine Hoffnung, den König Ludwig von Bayern zu sprechen, mußte er aufgeben; dieser war nach Palermo abgefahren. Dagegen war „Prof. Wagner, der für den König L. hier alles besorgt, anwesend; er ist der alte, gute, grobe, lustige Mann; ich habe viel mit ihm über meine Verhältnisse zu König L. gesprochen; es ist mir nun klar, daß nur der ..... Klenze an allem schuld ist, was mein Leben mit geleitet. König L. kommt erst Ende April hierher; Wagner soll ihm allerhand aufklären." Von seinem Aufenthalt in Rom, „dem Freihafen der Ruhe und der Künstlerfreiheit", äußert er sich verhältnismäßig kurz; er urteilt wenig anerkennend über die dortigen Künstler: „lauter Kunstware, doch du, gute Kunst, wo bist du? Können ist noch lange die Kunst nicht." — „In Rom habe ich die Kunstschätze durchlaufen, manch Neues gefunden und viel Erfahrung im Kunstleben gesammelt, Künstler und ihr Treiben kennen gelernt. Rom ist das alte, wie vor Jahren noch sich gleich, aber ältere Augen, ruhigerer Sinn und Lebensüberlegung begleiteten mich diesesmal; viel nutz war mir deshalb diese Wanderung. Manches hat sich bei mir ausgeglichen, und in manchem bin ich belehrt worden; jugendliche Phantasie und Mannessinn ist sehr zweierlei.... Die Deutschen spielen in Rom eine den Deutschen nicht werte Rolle; sie sammeln fleißig, doch kein Hauptstreben ist unter ihnen. Es fehlen ein paar, die es ihnen dick und dünn sagen und ihnen in der Kunst

vorangehen. Es ist ein Jammer! Wo soll nun ein Künstler erzogen werden!" — „Das Leben überhaupt ist mir diesesmal ganz in seiner Gemeinheit erschienen, wie ich überhaupt von gar mancher Liebe zu diesem Volke geheilt komme."

Anfangs April kehrte Bandel nach Carrara zurück, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Seine Werkstätte hatte er auf längere Zeit gemietet; die Aufsicht führte während seiner Abwesenheit sein Freund Hofer. Nach Deutschland konnte er die Thusnelda, Herkules und Iphikles, das schlafende Christkind und 3 Stücke des Taufsteins als genügend vorgearbeitet einschiffen lassen. Dann machte er sich auf die Heimreise. Er eilte, so schnell er konnte; er hatte eine unbeschreibliche Angst um seine Frau, die ihrer Niederkunft entgegensah. In Genua hatte er unliebsamen Aufenthalt, weil er keine Fahrgelegenheit finden konnte. Mailand, der Splügenpaß, Ulm zogen im Fluge an ihm vorüber. „In Frankfurt a. M. fiel ich vor Müdigkeit am Postschalter zusammen und mußte in Frankfurt die Nacht bleiben. In der Gegend von Kassel schlief ich stehend in einer Türecke, zum Ergötzen meiner Reisegefährten. In Detmold kam ich in der Nacht vom 18. April an und fand mein Völkchen wohl. Ich war von Rom bis Detmold nur dreimal ins Bett gekommen; ich eilte wegen der nahen Geburt meines Kindes (2. Mai Geburt des 5. Sohnes Hans)." —

Kaum in Carrara angekommen, hatte Bandel unter dem 3. Dez. 1838 folgenden Brief an den Kanzleirat Petri in Detmold geschrieben:

„Daß ich meine Reise bis hierher glücklich gemacht, werden Sie von meiner Frau schon wissen, und daß ich recht wohl mich hier fühle, können Sie ihr dafür wieder sagen; nur treffe ich nicht alles nach Wunsche, wie es denn nun fast nie der Fall ist. So ist es sehr schwer hier, Marmor zu finden, wie man ihn gerade will, und ich werde deshalb leider hier länger, als ich gedacht, aufgehalten werden und weniger oder gar nicht mich in Rom aufhalten können. Meine Modelle sind auch noch nicht von Genua hier. In den letzten 8 Tagen habe ich ein Modell gemacht, wozu der Marmor schon in der Werkstatt liegt; es ist Thusnelda, wie sie in Rom des Caesars Triumphzug begleiten mußte; ich will die Figur an 6 Fuß hoch ausführen. Meine Frau freut sich sicher

darüber. Mühe werde ich keine sparen; ich freue mich sehr darauf. Hier ist's noch wie in Deutschland im Mai; ich schreibe, es ist 9 abends, bei offenen Fenstern. Carrara ist eine wahre Fabrikstadt; man wird hier zum Arbeiter, ohne es zu wollen, und ich bin hier nun im Zuge wie in Deutschland. — Thusnelda geht ruhigen Schritts, die gefesselten Hände über den Leib gelegt, den Kopf stolz tragend, die Augen auf den Leib niedergeschlagen; die Haare fliegen den Rücken hinab, nur vorne sind auf jeder Seite 3 lange Locken, mit vergoldeten Bronzestreifen umwunden, und um den Kopf geht ein goldener Ring. Das Kleid ist ohne Ärmel, um die Brust anliegend, unten sehr faltig und so lang, daß es auf dem Boden lang noch aufliegt; ein kurzer Mantel ist ringsum, nur um den Hals nicht, mit Pelzwerk verbrämt; auf der Brust ist er durch eine Kette, handbreit auseinander, gehalten; um den Oberkörper liegt er an, rechts hängt er frei herunter, und von der Linken ist er über den Leib, diesen deckend, in reichen Falten gehalten. Sie schreitet mit dem rechten Fuß vor. Auf jeden Fall werde ich noch eine Gruppe klein modellieren, wie Armin nach der Schlacht von seinem Weibe bekränzt wird, ich will dann die beiden Köpfe der Thusnelda noch allein in Marmor machen. Die Marmorstücke habe ich dazu. — Ich bitte Sie, dieses meine Frau lesen zu lassen, der ich herzlichen Gruß sage; sobald ich meine Modelle habe, schreibe ich ihr; ich erwarte diese jeden Tag.

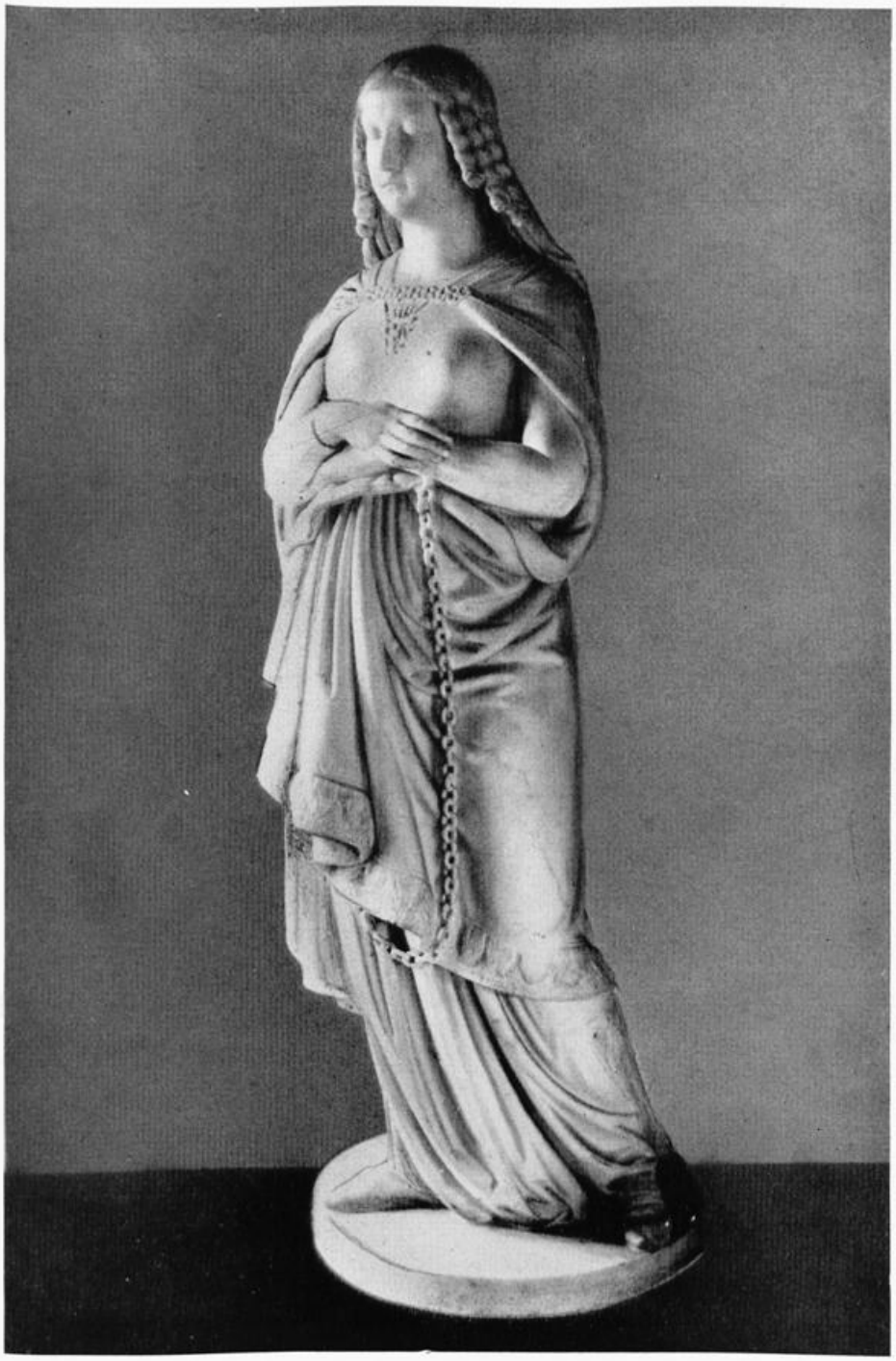
Nun zu Geschäftssachen. Wie es in Bayern steht, werden Sie nun besser wissen wie ich, da ich Maßmann gebeten, sich unmittelbar mit Detmold zu besprechen. Der König hat mich sehr gut aufgenommen, ist voll Freude über unser Unternehmen und sagte: er würde auf jeden Fall zur Einweihung kommen; doch wünsche ich nicht, daß hiervon öffentlich gesprochen werde. Der Verein in München ist gut zusammengesetzt und Bayern also gewonnen. In Stuttgart wird es auch gehen; wenigstens weiß ich die Männer nun anzugeben, durch die ein Verein dort sich bilden kann; von Stuttgart selbst oder durch Maßmann werden Sie deshalb Schreiben bekommen. Die anderen Städte bekommen dann Haltpunkte, und es wird überall gehen. — Es freut mich, daß Maßmanns Werkchen Ihnen Freude macht; soviel ich's habe kennen lernen können, so ist's ganz nach meinem

Wunsche und zu meiner großen Freude ausgefallen. Es ist nun aber auch nötig, daß es so schnell wie möglich gedruckt werde. Nun ist mein Plan folgender. Zuerst muß es mit schönen Buchstaben auf gewöhnliches Papier in gewöhnlichem 8° Format, wenigstens 2000mal jedes, das deutsche und das latein-griechische, so gedruckt werden, daß es einzeln und zusammengebunden zu haben sein kann. Diese ganze Auflage soll ohne alle Bilder erscheinen. Nun handelt sich's nur darum, wie das anfangen. 200 Gulden, d. h. 20 Pistolen, will Maßmann; diese müssen und noch Gewinn für die Kasse erschwungen werden. 2000 Abzüge in Deutschland durch den Buchhandel anzubringen ist leicht, besonders wenn wir den Buchhändlern den Gewinn lassen. Cotta und Reimer sollen bearbeitet werden, daß sie nichts nehmen, und noch mancher findet sich, der nichts nimmt. Wie will mein Buchdrucker Nachbar die Geschichte übernehmen? Könnten Sie bei dem die Auflage nicht veranstalten? oder hat Herr v. Wangenheim in Hannover, dem ich bitte das Werkchen zu schicken, darüber etwas getan? Sollte auf irgend eine Art der Verein Lust haben, die Ausgabe zu übernehmen, so bitte ich mir hiervon Nachricht zu geben; nicht, so gebe ich das Geld dazu, und das Drucken soll sofort beginnen, und ich bitte mir nur eine genaue Berechnung aus, was die Auflage kosten wird. Der Gewinn gehört dann der Kasse doch. Dann bestimme ich aber zum voraus, daß deutsche und lateinisch-griechische Ausgabe nur verbunden erscheinen darf und daß ich selbst für die Verteilung an die verschiednen Buchhändler sorgen werde. Ich bitte mir hierüber baldige Nachricht aus. Freude soll Ihnen eine 2te Auflage machen, die ich erscheinen lassen will und nur selbst übernehme (Nb. erst, wenn die erste abgesetzt); diese soll dann mit allem Aufwand erscheinen, mit Randzeichnungen und ganzen Bildern. Was ich in der Art tun wollte, soll hierin vereint werden, und schon habe ich schöne Sachen dazu. Ich lasse mich mit nichts mehr deshalb ein und werde keinem ähnlichen Unternehmen behülflich sein, weiter wie ich bis jetzt versprochen. Kommt bei dieser 2ten Auflage ein Gewinn, so soll er, falls es nötig, auch der Kasse zufließen. Doch rechne ich hierbei auf wenig, da dieses Werk so ausgeführt werden soll, daß es selbst ein Denkmal wird — doch wer weiß!

Hat Herr Osten in der letzten Zeit sich mit mehr Eifer des Baues angenommen? Nicht, so werde ich für einen jungen Mann sorgen, der nur für ihn leben wird und keine Schlafmütze ist. Im nächsten Jahre gilt es, da kann ich keine solche gebrauchen; ich habe Osten gerne, doch noch lieber Hermanns-Denkmal.

Hat Friedrich schon Modelle so weit fertig, daß verschickt werden kann? Er soll aber gewissenhaft sein und daran denken, daß ich ihn nur lieb habe, wenn er brav ist! Er soll nichts Schlechtes hergeben. Sind Modelle zur Verschickung bereit, so bitte ich auch eines an den Verein in München pr. Fuhrmann, pr. Adresse von Konrad Hammerbacher in Nürnberg, zur Weiterbeförderung nach München zu schicken; der macht's gut. Schreiben Sie nur K. H., ich hätte es so gewünscht, damit es gut geht. Der Kaufmann, Althofs gegenüber, kennt das Haus Hammerbacher, ehemals Michel Roscher, in Nürnberg. An Hammerbacher könnte zugleich ein Abguß für den Nürnberger Verein geschickt werden. Wo ein Abguß hingeht, muß mit geschrieben werden, was er kostet. Friedrich soll dieses genau berechnen. Gibt Tegeler auf Fr. acht?

Ist ein Bericht vom Verein schon losgelassen? Ich bin sehr neugierig darauf, wie alle Leute, die ich gesprochen. Überhaupt habe ich in Süddeutschland genau dieselbe Freude an unserm Armin gefunden wie in N. D.; nur Haltepunkte fehlen und ein Anfang, der nun in München wohl gefunden ist. In München hätten wir 50 Vereinsmitglieder haben können. 5ten Dez. Fürchterliche Regengüsse erschweren alles Suchen nach Marmor, es ist dabei ekelhaft warm. Gestern war das ganze Haus voll Engländer, die das schlechte Wetter festhielt. Recht neugierig bin ich, wie weit der Bau gekommen. Freund Stein bitte ich herzlichst zu grüßen! Was Herr Trebbe macht und gemacht, wünsche ich wohl zu wissen, und ob die 2te Ladung Kupfer gut ist. Trebbe soll ja genau auf den Storchschnabel achten, daß der seine Schuldigkeit immer recht tut. Die kleine Schwertklinge am kleinen Modell soll Fr. von Holz oder Blei machen und vergolden. Er soll Abgüsse von dunkelbraunrot gefärbtem Gips machen und den Bau unterwärts mit hellem Ocker gießen. Ich mußte mich in den letzten Tagen viel abquälen; wenn ich durch-



Thusnelda

Landesbibliothek Detmold

einander schreibe, so rechnen Sie es darauf hin. Daß B. M. Br... (Baumeister Brune, vgl. S. 267f.) abgewiesen ist, ist ganz natürlich, aber ärgerlich wäre es, wenn er öffentlich schriebe. Ich habe in München eine schöne Karte vom Teutoburger Wald gefunden; es soll ein Stück davon ins Werk kommen. Solch heilige Steine wie auf dem Teut habe ich eben so schön im Gebirge getroffen; wenn Br... darüber schreiben will, so will ich ihm die Stellen angeben, damit er sie in der Nähe betrachten kann. Bayerns Ludwig ist mit dem Unterbau mit der Veränderung mit den Kränzen ganz zufrieden; auch Pr. Gärtner, der darin des Königs Willen bestimmte, was mich freut. K. L. sagte: „Ich bin wie jeder Private und habe nichts zu bestimmen." Weiter: „Mein Bandel wird es schon recht machen, nur bei der Architektur freut es mich, wenn Sie mit Gärtner einig sind." Das bin ich nun. Sollten Sie im Frühjahr Zeit haben, so wäre es gar schön, wenn wir uns in München treffen könnten; zurück könnten wir dann den Rhein ab reisen. Kommen Sie nicht nach München, dann komme ich wohl nicht hin.

Ich bitte mich allen Freunden zu empfehlen, vor allem aber Ihren geehrten Eltern und Herrn Dr. Rosen. Letzteren hätte ich wohl in Tirols Bergen und auf den verbrannten Kratern des Appennin bei mir haben mögen; da wäre anderes zu finden wie auf unserm Teut, der aber keinem Berge an Schöne nachgibt. Oft, immer bin ich in Teutoburgs Wald oder auf der schönen Höhe. Weerth, schönstens grüße ich ihn, soll sich doch nach großen, schweren Spielen umsehen, die wir auf dem runden Platze spielen und einüben wollen mit der Jugend zum Feste; von Bayern kommt ein Zug Bursche, die mitspielen wollen. Laufen, Gerwerfen, Steinwerfen, Tanz und Sprung — auf dem runden Platze muß dieses schön gehen. Alle Jahr ein großes Fest.

Es grüßt Sie herzlichst
Ihr treuer J. E. v. B.

Besuchen Sie manchmal meine Frau? C. Weerth bitte ich, sich meines Heinz anzunehmen und ihm seine Sachen einmal zu zeigen, wenn er eben Zeit hat."

Der Brief in seiner Ursprünglichkeit, frisch von der Leber weg geschrieben, wirft ein helles Licht auf Bandels Innere. Der

Künstler in ihm, durch die Arbeiten am Denkmal so lange in den Hintergrund gedrängt, macht sein volles Recht geltend. Trotzdem hängt er mit seinem Sinnen und Trachten an dem großen Lebenswerk, dem Denkmale; selbstlos setzt er sein Vermögen ein, um die Sache nach Kräften zu fördern. Immer wieder schweifen seine Gedanken auf die Höhe des Teut, der in verklärter Schönheit vor seinem Sinne schwebt.

In Carrara kann er sich frei und ungehemmt seinen künstlerischen Arbeiten hingeben; ihnen widmet er sich mit ganzer Seele, so daß sein Leben nur aus Marmorklopfen und dem in seiner Art nicht minder mühseligen Marmorsuchen besteht. Eine große Kiste hat er auf dem Seewege über Genua versandt; sie birgt die Modelle einer sich schmückenden „Venus" und einer Gruppe „Amor und Psyche" (vgl. S. 317). Die Modelle sind bei seiner Ankunft in Carrara noch nicht übergekommen. Daher beginnt er sofort ein anderes Bildwerk, eine Thusnelda (vgl. S. 325 f.). Weitere Arbeiten schweben ihm schon vor Augen.

Vor allem bietet der Brief ein deutliches Bild von der Umsicht und der Tatkraft, mit der er auch auf der Reise das Geschäftliche des Denkmalsbaues betreibt; bis in alle Kleinigkeiten erstreckt sich seine Fürsorge. Besonders die Werbetätigkeit hat er im Auge, in Stuttgart und München sucht er Gönner zu gewinnen. Mit König Ludwig von Bayern, von dem er einstmals in Unfrieden geschieden, knüpft er wieder an. Dessen Eintreten für das Denkmal erscheint ihm von größter Wichtigkeit; in seiner Freude über den Erfolg berichtet er zweimal über seine Verhandlungen mit ihm. Gärtner, damals Professor an der Akademie, hatte Leo von Klenze in der Gunst des Königs abgelöst und war dessen künstlerischer Berater. Die Veränderung am Denkmal, die auf den König oder nach Bandels Annahme auf dessen Bestimmung durch Gärtner zurückgeht, besteht in der Überwölbung des Unterbaus durch eine Kuppel statt eines Felsenaufsatzes (vgl. Kiewning S. 46), eine Änderung, die allerdings zur Verschönerung des Denkmals wesentlich beiträgt. „Den Felsblock auf dem Baue", schreibt Bandel in seiner Kritik des Schinkel-Rauchschen Planes, „habe ich, auf die Widernatürlichkeit aufmerksam gemacht, mit Freuden gestrichen. Die Kuppelform ist der natürlichste Schluß eines Bauwerkes, die

beste Form, irgend einen Gegenstand für sich selbständig emporzuheben." Der König Ludwig zeichnete 1000 Gulden für das Denkmal.

In München findet Bandel seinen alten Freund, Professor Maßmann, wieder, der ihm allzeit als treuer Helfer zur Seite gestanden hat. Maßmann, einer der Gründer der Deutschen Burschenschaft, wie Bandel durchglüht von heißer Liebe zum deutschen Vaterlande, daher empfänglich für jeden deutschen Gedanken, hatte von Anfang an eine umfangreiche Werbetätigkeit eröffnet. In Aufrufen, Zeitungsartikeln und Schriften suchte er die Herzen für die Denkmalssache zu erwärmen; selbst den Pegasus bestieg er nach der Sitte der damaligen Zeit. In seinen Versen kommt allerdings mehr der gute Wille als dichterisches Empfinden zum Ausdruck[9]). Damals hatte er „zur Mitwirkung für die Irmensäule in Detmold" und „als Ergebnis wärmster Teilnahme an dem schönen Beginnen seines Freundes Bandel" eine deutsche Schrift verfaßt: „Armin, Fürst der Cherusker und Befreier Deutschlands vom römischen Joche im neunten Jahre nach Christi Geburt", Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung 1839. Außerdem hatte er „zur weiteren Erläuterung für diese deutsche Darstellung wie zum Prüfstein und Belege" in lateinischer Sprache eine „Zusammenfügung von Stellen der römischen wie griechischen Geschichtsschreiber über den großen Anfang unserer Volksgeschichte" gegeben in dem gleichzeitig erschienenen Werke: „Arminius Cheruscorum dux ac decus, Liberator Germaniae. Ex collectis veterum locis composuit I. F. Maßmann", Lemgoviae in bibliopolio Meyeriano 1839. Bandel drängt

---

[9]) Ein Gedicht „So ist's recht" begann mit den Versen:

So ist's recht — ihr Zeitungsschreiber,
Wenn ihr seyd der Zeiten Treiber:
Habt vom achtzehnten Oktober
Gern gesagt, daß nicht zerstob er,
Und daß ihr vor Allem heuer
Saht bei Detmold schönstes Feuer.

So ist's recht — ihr Detmoldsmänner,
Daß ihr, freudige Bekenner,
Habt für Armin laut geworben
Und für die, so treu gestorben
Einst wie jüngst, vereinigt heuer
Auf dem Teut entbrannt das Feuer.

auf schleunige Drucklegung; man verspürt ordentlich den hastigen Pulsschlag seiner Ungeduld. Da er nicht sicher ist, ob der Verein das Risiko der Druckkosten übernehmen will, ist er bereit, aus seinem Vermögen die Kosten vorzustrecken; etwaigen Verlust will er selber tragen, jeder Gewinn soll der Vereinskasse zufließen. Die Drucklegung scheint in Detmold auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Reimer in Berlin verlangte 700 Taler; mit dem Buchdrucker Nachbar wurde man auch nicht handelseins. In einem 2. Brief Bandels an Petri aus Carrara vom 29. Jan. 1839 — leider fehlt die Antwort Petris auf den ersten — heißt es etwas dunkel: „Daß der Buchdrucker mit meinem Gelde Maßmanns Werkchen nicht drucken konnte, begreift wohl er selbst am besten, denn das Nachrechnen wird nun schwer werden. Ich ärgere mich, sooft ich einen Juden in unserer deutschen Sache finde. Oder hatten Sie Angst, daß ich ein paar Taler verlieren konnte? Wenn ich's wollte, wäre es ja mein Schaden gewesen. Doch so genommen, freut mich Ihre Sorge; ich habe sie auch noch nötig, da ich zu hitzig bin." Die Schrift ist schließlich bei Helwing (Meyersche Hofbuchhandlung) in Lemgo gedruckt worden. Ärgerlich schreibt Bandel am 21. Jan. 1839 an seine Frau: „Die Geldgeschäfte mit Maßmann sind freilich abgemacht, er hat 100 Gulden mehr sich ausgebeten. Der Buchhändler hat den Gewinn und die Vereinskasse nichts."

Immer wieder drängt und treibt er den Detmolder Verein zu rascher Tätigkeit. Ob schon ein Bericht über das, was in der Denkmalsangelegenheit bisher geschehen, losgelassen, ob schon Modelle der Hermannsfigur überall hin verschickt worden seien. Mit der Anfertigung dieser Abgüsse hat er Friedrich Notholz — Friedrich und Fr. im Briefe — beauftragt, „einen Former, den er sich selbst gezogen, der ganz ihm lebte und folgte." Vor seiner Abreise hatte er ihm die genauesten Anweisungen gegeben.

Dabei verliert er den Denkmalsbau nicht aus den Augen. Große Sorge macht ihm Herr Trebbe, der Kupferschläger in Lemgo, dem er später wegen seiner Unfähigkeit die Arbeiten entzog (S. 298 ff.). Wenig günstig äußert er sich auch über seinen Bauführer Osten (S. 301). Dieser war kränklich und scheint deshalb seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen gewesen zu sein. Während Bandels Abwesenheit hatte er die Steinhauer, die den Winter

über mit der Zurichtung des Materials für den Unterbau beschäftigt waren, und die Kupferschmiedearbeiten zu überwachen. In dem 2. Briefe heißt es über ihn: „Auf meine Anfrage, ob Osten seine Pflicht erfüllt, habe ich keine Antwort erhalten; ich kann also nichts über ihn bestimmen. Ich schreibe dieser Tage also an ihn selbst deshalb nach Hannover, um ihm ans Herz zu legen, wie ich's will. Kann er mir nicht nachkommen, dann kann weiter gesucht werden. Geschick genug hat er, und auf jeden Fall ist mir ein in Detmold Fremder lieber beim Baue, aus den längst ausgesprochenen Gründen, und nur wenn ich keinen Fremden bekommen kann, nehme ich einen Detmolder, und dann ist mir Herr Merkel der liebste. Doch wird er bei den andern Bauten, die er hat, sich des Teutbaues nicht von früh bis abends annehmen können, und zum Ratgeben habe ich ihn wie keinen nötig, da ich selbst in D. bleiben werde." Osten hat seine Stelle nicht lange mehr versehen; Bandel übernahm die Gesamtaufsicht über die Bauarbeiten und sparte die Kosten für einen Bauführer. —

Für das Jahr 1839 hatte Bandel eine Feier der Grundsteinlegung geplant; sie sollte dazu beitragen, den Denkmalsgedanken in immer weitere Kreise zu tragen und reichere Gaben für den Bau zu gewinnen. Die Feier war von ihm als rechtes Volksfest gedacht; das gesamte deutsche Vaterland sollte daran teilnehmen, volkstümliche Spiele die Freude des Tages erhöhen. Die Jugend durfte an einem solchen Feste nicht fehlen; daher läßt er Dr. C. Weerth, Lehrer am Gymnasium und am Lehrerseminar, bitten, mit seinen Schülern zeitig geeignete Spiele einzuüben. Als Platz für die Spiele hatte er die später sogenannte Bandelwiese ausersehen. Von dem Denkmalsplatze hatte er östlich den Berg hinab eine Linie von 600 Fuß in den Wald hinein bis auf eine Fläche, die der Berg dort hatte, gezogen; von dieser Linie aus waren auf 33 Fuß nach beiden Seiten die Bäume abgehauen worden, so daß also eine Lichtung von 66 Fuß durch den Wald gelegt war. Diese endigte in einen runden Platz, eben die Bandelwiese. Das Fest kam damals nicht zustande; man befürchtete unangenehme politische Kundgebungen, wie sie beim Hambacher Fest vorgekommen waren. Erst 1841 gelang es Bandel, die entgegenstehenden Hinder-

nisse zu überwinden und eine Grundsteinfeier durchzusetzen (vgl. S. 294 ff.).

Dr. C. Weerth, mit dem Bandel freundschaftlich verkehrte, erteilte hauptsächlich mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht; er besaß eine reiche Fülle von Anschauungsmitteln, die er später in dem von ihm gegründeten Museum vereinigte. Seiner besonderen Obhut vertraut Bandel seinen ältesten Sohn Heinz an. An seine Frau schreibt er am 20. Nov. 1838: „Wenn doch Herr Weerth sich des Buben etwas annähme! Ich halte sehr viel auf ihn. Schicke Heinz zu ihm, damit er seine physikalischen Sachen sieht!"

Aus der kurzen Bemerkung, die er als Nachschrift seinem Briefe anfügt, geht hervor, daß er das Wohl der Seinigen nicht aus dem Auge verliert. Alle seine Briefe sind ein einziger Beweis für die Liebe, die er zu Weib und Kindern empfindet. Mögen ihn seine künstlerischen Arbeiten auch noch so sehr beschäftigen, unaufhörlich tauchen in seinem Innern die Gedanken an die Seinigen auf; für jeden findet er Worte herzlicher Anteilnahme. So schreibt er z. B. von Carrara am 6. Jan. 1839 an seine Frau: „Wie ist alles anders! Damals (bei seinem ersten Aufenthalt in Italien) war ich der Mittelpunkt meines Seins und Du mein schöner Stern, nach dem ich mit Sehnsucht schaute. Nun bist Du, gutes Weib, mein Alles, bist der Ruhepunkt, von dem ich nur abschweife zu Dir; für Dich ist alles, was ich denke und tue, guter, guter Kerl mit meinen Kindern! Bewahre sie mit Gottes Kraft, damit sie hart und weich werden wie Nacht und Morgenduft, damit sie dem Leben entgegenstehen können und zerschmelzen können ins All wie rote Morgenwölkchen. Gutes Weib, lache nicht allenfalls über Deinen Rotbart; es ist gar viel Ernst in diesen Worten. Bleibe ihnen eine strenge, liebe Mutter; die Keime sind gut, und meine Buben müssen uns Ehre machen, nicht hinterm Tisch, sondern als glückliche Menschen, denen die Welt ein Kleines." —

Bandel schließt den Brief mit seinem Monogramm, in dem in künstlerischer Form die Buchstaben J. E. v. B. (Josef Ernst von Bandel) verschlungen sind (vgl. die eigenhändige Unterschrift unter den Abbildungen). —

In engen Umrissen berührt dieser Brief alles, was in Bandels Seele lebte; nicht in flüchtiger Stimmung, sondern in der ganzen Leidenschaftlichkeit eines von seinen Empfindungen mächtig erfüllten Innern. Daher das Sprunghafte der Gedanken, wie das so leicht seelische Erregung eingibt. In seiner Eigenart bietet der Brief eine klare Vorstellung von Bandels Denk- und Schreibweise. —

Um die 1839 unfertig gebliebenen Arbeiten zu vollenden, unternahm Bandel Anfangs Juli 1843 eine dritte Reise nach Italien. Er ging mit dem Gedanken um, Detmold zu verlassen, um sich ganz der Bildhauerei zu widmen und sich durch seine Kunst den Lebensunterhalt zu erwerben. Köln, Frankfurt oder Stuttgart hatte er als künftigen Wohnort ins Auge gefaßt. Deshalb wählte er den Weg am Rhein entlang, um sich an Ort und Stelle über die Niederlassungsmöglichkeiten zu unterrichten. Ihn begleiteten seine beiden ältesten Söhne Heinz und Rodi (Roderich). Den ersteren, der bei etwas ungefügem Wesen ausgesprochene Begabung für die Bildhauerei besaß, wollte er in Italien unter seiner Aufsicht als Künstler ausbilden lassen; Rodi sollte in Ulm, wo Bandels Bruder Karl als Oberjustizrat in württembergischen Diensten stand, eine höhere Schule besuchen. In Neuenrade, einem kleinen Städtchen des westfälischen Sauerlandes, besuchte er die Verwandten seiner Frau; er war überrascht über die Schönheit der Gegend. Köln gefiel ihm recht gut; er hatte dort Bildhauerwerke ausgestellt und wußte seine Sache in guten Händen. Er zweifelte, ob er Köln nicht Frankfurt vorziehe. Der Dom hingegen, „der nichts zeigt als Pfeiler an Pfeiler wie ein Tannenwald, während innen ein finsteres Einerlei herrscht", macht wenig Eindruck auf ihn; ebensowenig der Rhein: „Er ist ein schöner Strom, seine Ufer niedliche Bildchen, doch zu klein für die Wassermasse. Einmal gesehen ist genug. In solchen Gegenden könnte ich nicht schwärmen; mein Herz liebt diese kleinliche Beengung nicht. Groß ist die Welt; weit muß der Blick schweifen können... Du kennst den Rhein; könnte ich Dir bald meine Lieblingsplätze am Mittelmeer und in der Alpen Schluchten zeigen! Ich glaube, es ging Dir auch im Herzen der Mut auf, der Dir so sehr fehlt."

„In Frankfurt gefällt es mir diesesmal besser wie früher; ich sehe die Stadt von der Seite an, wie sie angesehen werden muß: was ist hier zu gewinnen? Ich sammle Notizen, die auf meinen Aufenthalt hier hingehen. Die Gegend ist hier schön, und der Heimat Sprache macht mich einheimisch.... Hier ist viel zu machen für mich."

Von Stuttgart urteilt er, daß sich ihm dort leicht ein freies Feld eröffne. „Auf jeden Fall werde ich Arbeiten hier ausstellen, wozu das Lokal des Kunstvereins, wobei Strecker (ein alter Freund), der mit Vorstand ist, dienen kann. Es ist nur ein gediegener Künstler, Maler Gegenbauer, in Stuttgart. Frankfurt a. M. und Stuttgart stehen nun auf der Wahl." — Neben seinen persönlichen Angelegenheiten wirkte er in diesen Städten auch für die Denkmalssache und wußte die etwas erloschene Anteilnahme von neuem zu beleben.

Von Stuttgart reiste er nach Ulm. Der Weg führte ihn über den Hohenstaufen; sein vaterländisches Empfinden wurde mächtig angeregt. „Auf dem schönen Kegelberg, auf dem früher das Schloß stund, das die Geburt unserer edelsten und kühnsten deutschen Kaiser sah, gingen alte Bilder deutscher Kraftäußerung an mir vorüber, und mein deutsches Herz ward wonnewarm beim Denken an unsers Vaterlandes schönste Zeit, die die Hohenstaufen mit kräftiger Hand hielten... Wir fuhren über Gmünd nach Lorch, wo in der alten Klosterkirche die Gebeine der Hohenstaufen in Frieden, wenig geehrt, ruhen. Ihr Geschlecht ist ja mit Konradin gefallen; die lebenden Fürstengeschlechter glauben keine Schuld den Gebeinen noch abtragen zu müssen, und des Deutschen Dankgebet an der heiligen Stelle hinterläßt kein sichtliches Zeichen. Vor 400 Jahren hat ein geistlicher Herr die Gruft mit einem einfachen Stein, mit der Hohenstaufer Adler geziert, gesetzt; das ist alles, was den Kaisern zur Ehrung geschehen. In meinem Kopfe kreist ein Gedanke, der wohl bald sichtlich werden wird: Ich werde eine Gruppe bilden, die, wird sie verstanden, wohl in Lorch aufgestellt werden kann."

In Ulm zog vor allem das herrliche Münster seine Aufmerksamkeit auf sich: „Es ist ein Prachtwerk; ich möchte es als Gegensatz zum Kölner Dom aufstellen. Durch eine mächtige

Halle tritt man ins helle Haus, in dem man sich an jeder Stelle von anderen Kunstwerken und den mannigfaltigsten Linien, die neue Gestaltungen und neue Räume bieten, umfangen sieht; man wird zum Nachdenken gezwungen, während man im Kölner Dom.... erdrückt wird und nur Pfostenprunk sieht."

Hier blieb sein Sohn Rodi zurück, während Bandel mit Heinz durch die Schweiz über den St. Gotthard, Mailand, Genua nach Carrara weiterreiste, der Vater voller Schaffensfreude: „Ich freue mich wie ein Kind aufs Marmorklopfen." Als die Reisenden ankamen, versammelte sich alles Volk um Bandel; alle freuten sich, ihn wiederzusehen. Die beiden begaben sich in die Werkstatt, die hergerichtet wurde, und tags darauf wurde die Arbeit begonnen. Heinz besuchte die Akademie, half dem Vater bei seinen Werken und arbeitete selbst kleine Reliefs aus, unter anderen ein Basrelief des Fürsten zur Lippe und einer Madonna; er zeigte eine ungewöhnliche Befähigung für den Bildhauerberuf, zur größten Freude des Vaters: „Seine Fortschritte sind erfreulich; in ein paar Jahren steht er unter den Künstlern mit angeschrieben."

Bandels Leben in Carrara war ein ununterbrochenes Arbeiten; selbst die Festtage, an denen jede Arbeit untersagt war, sahen ihn in seiner Werkstatt tätig. „Morgen ist wieder ein Madonnenfesttag, den ich aber nicht respektieren werde; die Dame fordert zu oft zum Faulenzen auf." Mit seinen Arbeitern stand er auf bestem Fuße; sein eigener Eifer spornte sie zur verdoppelten Tätigkeit an. Gar merkwürdig ging es in seiner Werkstatt zu: „Ich habe eine gar komische Musik beständig um mich. Der Steinmetz singt sehr gut; der Punktensetzer kräht beständig dazwischen: ‚Io voglio sangue'[10]), der Zieratschneider ist Trompetenvirtuos und singt beständig seine Trompetenlieder im Trompetenton. Und neben mir Herr Voltreck singt deutsche Lieder, so schlecht sie nur ein Leipziger Handwerksbursche singen kann. Nun ist's gar lustig, daß der, der am stärksten aufschlägt, den Takt zu all dem Singsang gibt, und am lustigsten, daß es im Eifer keiner merkt. Ich hüte mich, sie aufmerksam darauf zu machen, damit mir der Spaß nicht verdorben wird." Mit seinem Schaffen wuchs auch die Freude an seiner Tätigkeit; in der

[10]) Ich will Blut.

Kunst sieht er seine eigentliche Lebensaufgabe, ihr will er seine ganze Kraft weihen: „Ich will Marmorklopfer bleiben, habe keinen weiteren Wunsch; mein Arbeitskittel und meine Kapuze sind mir meine liebsten Kleider, meine Werkstatt mein Palast, gesundes Essen meine Verschwendung und wenig, aber guter Wein meine Freude. Du bist mir mit der Kinderschar über alles, und unser gütiger Vater im Himmel stehe uns bei!" Der Gedanke an die Seinen in der Heimat bedrückt ihn; die Sorge um seine Frau, die bange Teilnahme an dem Wohlergehen und der Erziehung seiner Kinder lasten oft schwer auf ihm. Weit mehr als früher richtet sich sein Sinn auf Gelderwerb. Sein im Laufe der Jahre zusammengeschmolzenes Vermögen nötigte ihn, an die Zukunft zu denken, um den Seinen ein sorgenfreies Dasein zu sichern. „Was Neid ist, weiß ich gottlob! nicht. Nur wenn ein anderer Künstler schöne Aufgaben bekommt, dann tut mir's Herz weh; nicht weil ein anderer glücklich ist, sondern weil ich eine gewaltige Kraft in mir fühle, die sich austoben möchte; und gleich darauf, wenn ich an alle Anhängsel denke, die bei solchem Glücke sind, ist mir meine Werkstätte die liebste." Er will seine künstlerische Freiheit nicht opfern; unabhängig will er in seiner Kunst schalten und walten, sein Kunststreben nicht den Neigungen eines andern unterordnen. „Frei, ja frei bin ich, frei von dem Zwang, den ein Schafskopf dem andern auflegt; frei bin ich und wahrlich mehr geachtet als manch Betitelter; frei bin ich, und des Herrn wundervolle Erde ist das Kissen, wo ich mein Haupt hinlegen kann... Alles habe ich mir durch und mit Gottes Hilfe errungen, und frei bin ich und keines Menschen Knecht. Gottes schönstes Geschenk ist mir diese Freiheit." — Über seinen Marmorarbeiten verliert er den Denkmalsbau nicht aus den Augen. „Ich muß immer an den Bau denken; Gott gebe, daß sie (die Arbeiter) alles gut gemacht.... sonnig und freundlich wird's in mir, denk ich an ihn, doch alle Gedanken suche ich zu verjagen, fällt mir eine gewisse Klicke ein, in die mich mein Mißgeschick geführt." — „Ich werde eine eigene Rolle spielen", schreibt er ein andermal, „komme ich von dem großen Treiben ins Dorfleben nach Detmold zurück. Mir ist's angst, denke ich daran, daß Heinz den Kunz und Kunz den Matz nicht mag. Was könnten die Menschen glücklich sein! Nur

wenige denken noch ins Leben hinein, während die anderen glauben, über ihren Bergen sei außer dem.... (unleserlich) in Berlin nichts mehr." — So sehr ihn auch die Schönheit Italiens entzückt, so sehr er sich vom italienischen Leben angezogen fühlt, seine deutsche Gesinnung kann und will er nicht verleugnen. „Ich nehme überhaupt von Italien Abschied", schreibt er gegen Ende seines Aufenthalts, „ich will es nie wieder betreten, kommst Du nicht mit, und das weiß nur Gott, ob's möglich sein wird. Ich bin zu sehr Deutscher, als daß ich, ruhig überlegt, noch Italiener werden könnte... Ich will nur eine Werkstätte schaffen, wie sich's für einen ehrbaren Bildhauer ziemt, und in ihr kann ich auch in Deutschland nur meinen Namen größern. Meine Kinder sollen aber auch Deutsche bleiben." Vom 30. Jahrestag der Schlacht bei Leipzig schreibt er: „Ich habe den 18. Okt. damit gefeiert, daß ich meinen Leuten die Geschichte erzählt, und im stillen ein Glas Wein auf die Wackeren getrunken. Mein deutsches Herz war dabei froh, und meine Faust juckte mir dabei. Ich möchte auch wohl bei solcher Gelegenheit mit dreinschlagen können, und gälte es das Leben! Besser aber ist's im Frieden leben." —

An dem Leben und Treiben der Carraresen nahm er freudig Anteil; trotz mancher Unannehmlichkeiten, die er mit in den Kauf nehmen mußte, fühlte er sich unter ihnen recht behaglich. „Hier in Carrara ist das Volk im Durchschnitt sehr sittlich, und es tut einem wohl, unter nur fleißigen Leuten leben zu können. Früh mit Tagesanbruch schallen die Hammerschläge von allen Ecken her, das Antreiben der Ochsen, die Steine zum Meere ziehen, dazwischen. Der Markt füllt sich mit Landleuten in bunter Tracht, die Eßwaren zum Kauf bringen. Schnell trinkt jeder Arbeiter im Café, kauft im Vorbeilaufen der Frau Hühner, Fische, Gemüse etc.; die Jungen tragen's heim. Wie die Mittagsglocke schallt, wird die Stadt lebendig an Männern in Arbeitskitteln, und 2 Stunden ist's stiller. Von neuem geht das Klopfen los und währt, bis bald die Sonne sinkt. Nun fängt ein eigenes Leben an. Lustig singend geht das Volk, das von der Campagna in der Stadt arbeitet, heim. Die Carraresen putzen sich etwas und ziehen reihenweise Arm in Arm in den Straßen und um die Stadt schwatzend und singend herum.

Wenn's dunkel wird und kühler, werden auch die Frauen und Mädchen herausgebracht, und alles wird lebendig wie ein Ameisenhaufen um Plätze und um die Cafés und Weinhäuser. Kein Streit, kein alberner Lärmen wird gehört, wie wohl in anderen italischen Städten überall, nur gesunde, frohe Lust. Rüstige, schöne Männer sind die Carraresen, das Weibervolk weniger schön; weiter kenne ich sie nicht. Alles kennt mich hier, und ich bin für einen entschlossenen Kerl bekannt, was den Italienern imponiert. Alles grüßt mich freundlich, was Heinz auch Freude macht. Lustig sehen die meisten Männer nun aus; sie sind fast alle weiß gekleidet, in weißen Hosen und weißen Jacken; Schuhe, Hut — alles weiß. Fast alle tragen große, meist ganze Bärte; mein roter kann also lustig wachsen, er hat auch schon eine schöne Größe erreicht." —

Seine Arbeiten erfuhren mancherlei Störung: die Tücke des Marmors spielte ihm nur zu oft einen bösen Streich und vereitelte hier und da sogar das Zustandekommen eines Werkes. Bandels Klagen über sein Mißgeschick wollen nicht verstummen; es bedurfte einer gefaßten Seele, alle die Enttäuschungen zu verwinden. „Heinz hat heute große Augen gemacht, als er die allerhand Flecken im Marmor kommen und wieder verschwinden sah. Es gehört aber auch eine praktische Gleichgiltigkeit dazu, es ruhig mit ansehen zu können und das Ende zu erwarten, das entweder eine gute Figur oder einen Klumpen, der zu nichts nutz ist, gibt." Anfängliche Freude schlug oft ins Gegenteil um. „Mit dem Marmor zum Jäger (der wunderschön schien) ist's nichts; er ist, nachdem er, wie sie sagen, purgato (gereinigt) worden, voll Flecken." — „Der Marmor zur Anlekala (sein Töchterchen Angelika) ist so schön wie die kleine Maus selber", schreibt Bandel hocherfreut am 2. Nov. Jedoch am 17. Dez.: „Die 2 Kinderfiguren, wovon Lekala mir des wunderschönen Marmors halber kindische Freude machte, muß ich alle 2 wegwerfen. Lekala hat einen braunen Strich vom Hals oben die rechte Backe bis an die linke Stirn, wo er mit einem schwarzen Fleck endigt." Und am 15. Jan. heißt es: „Lekala als Frühling wird hoffentlich auch noch mit fertig werden können; einen schönen Stein habe ich auch. Sie wird zum 3. Mal angefangen." Der 2. Stein hatte also auch einen Fehler aufgewiesen. — Ab

und zu erwies sich die anfängliche Befürchtung als unbegründet. „Der Marmor zur Venus in der Muschel hat mir viele Sorge gemacht; er hatte 5 Risse, die aber alle fortgefallen sind.“ — Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn häufiger aufregende Szenen vorkommen. „Der letzte Monat ist der schlechteste, den ich noch erlebt; nie hatte ich so viel Schaden. Das letzte Marmorstück, das wunderschön schien, zu meinem Jäger genaues Maß hatte, liegt, nach der Länge durch einen Stich in 2 Stücke geteilt, in der Werkstätte, zu nichts als Architektur tauglich. Domenico arbeitete Montag daran; wunderschön war der Marmor. Am Dienstag früh fand er einen pelo, den man nur an den Abschlägen sehen konnte; er verfolgte ihn durch Hiebe, da er mit den Augen nicht zu sehen war: der Stich ging durchs ganze Stück. Keiner wollte es glauben. Da ward ein Stück des Steins rein zugearbeitet, geschliffen und am Abend mit einem glühenden Eisenstück, das vorgehalten wurde, der Stich gesucht. Kein Auge konnte ihn sehen. Ich untersuchte den Stein noch mit dem Eisen bis 9; vergebens, ich fand nichts. Am Mittwoch ward eine Rinne gehauen und Keile eingesetzt. Der Marmor klang bei jedem Hiebe wie eine Glocke. Mir blutete das Herz, und ich glaubte schon, wir alle hätten uns geirrt, da fiel nach 2 Stunden Arbeit das Stück entzwei: eine Glanzfläche teilte ihn, wie noch keiner gesehen hatte. 6 Karolin in aria [11]).“ Zu bewundern ist es, daß Bandel trotz all seiner Fehlschläge den Kopf hoch behielt und trotz der Geldverluste sich mit ungebrochener Kraft seiner „Frau Kunst“ widmete.

Zunächst wurde die „Venus“, die er bei seinem vorigen Aufenthalt begonnen hatte, fertiggestellt (S. 315 ff.). Seine Hoffnung, die Gruppe „Amor und Psyche“ diesmal machen zu können, wurde zunichte (S. 317). Mit voller Kraft machte er sich an eine Büste des Fürsten Leopold zur Lippe, die er in Detmold modelliert hatte. Schon Mitte Oktober konnte er nach Hause berichten: „Die Fürstenbüste prangt schon im Hermelin, und ich lasse jetzt seine Uniform sticken von einem lieben, geschickten Menschen, Namens Isola Giovanni... Diese Woche werden die Zierden fertig werden, nächste wird die ganze Büste fertig.“ Sie wurde im November nach Detmold geschickt, zu-

[11]) In die Luft, verpufft, weggeschmissen.

gleich mit einer Büste der Fürstin Pauline zur Lippe, die bis dahin in Punkten gesetzt war. Beide Büsten wurden vom Fürsten zur Lippe für je 1100 Gulden gekauft; sie befinden sich im Schlosse zu Detmold [12]).

In Angriff genommen wurden ferner: eine stehende Venus mit dem Amor, eine Juno — auch eine Minerva war vorgesehen — sodann eine Gruppe des Mädchens, das dem Amor die Flügel stutzt: „Die Gruppe ist ganz zu sehen; der Marmor fällt sehr schön aus, und wie sah der aus! Domenico wollte etlichemal nicht mehr arbeiten, und nun haben wir keinen bis jetzt sichtbaren Flecken; es werden auch wenige mehr kommen"; eine Venus in der Muschel (nascita della Venere [13]); „es ist Venus, wie sie die Muschel aufmacht, in der sie geboren, und aufstehen will"; ein Jäger mit Falke und Hund; ein Merkur, die Leier erfindend, zu dem er sich seinen Sohn Hans zum Vorbild nahm. Die meisten dieser Bildwerke sind nicht vollendet worden; zu Ende geführt sind das Merkurchen [14]) und die

---

[12]) Im Herbst des Jahres 1844 wünschte Fürst Leopold ein kleines Marmor-Reliefporträt seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, durch Bandel angefertigt zu sehen; dies sollte ein Weihnachtsgeschenk für die Fürstin werden. Diese muß davon erfahren haben, denn als Seitenstück zu ihrem eigenen bestellte sie bald darauf das Porträt des Fürsten, gleichfalls zu Weihnachten. Obwohl Bandel nur wenig Zeit zur Lösung seiner Aufgaben hatte, glückten ihm die Reliefs vorzüglich. Auch eine Gipsbüste des Fürsten mußte er noch anfertigen; er bekam dafür 110 Gulden (Uhde). Von dem Modell der Reliefs scheint er Gipsabzüge gemacht und vertrieben zu haben; wenigstens besitzt Hofspeisewirt H. Sauer auf der Grotenburg je ein Gipsrelief des Fürsten und der Fürstin; gezeichnet sind sie „E. v. Bandel 1845". Dahinter steht der Name „v. Bandel" und „Pr.: 1 Rthlr. 12 Mgr."

[13]) Geburt der Venus.

[14]) Der Carraresische Bildhauer, dem Bandel 1844 das Modell zu seinem „Merkur die Leyer erfindend" zur Ausführung in Marmor übergeben, hatte sich seines Auftrags entledigt; das Figürchen stand fertig in der Werkstatt. Da erschien eines Tages ein Durchreisender, sah es und fand es so niedlich, daß er es erwerben wollte. Der Carrarese weigerte sich, da er zum Verkauf keine Erlaubnis habe. Jedoch der Fremde drang in ihn und erhielt endlich den Merkur für einen anständigen Preis. Von dieser Summe entnahm der Bildhauer den Betrag seiner Arbeitsrechnung, kaufte sodann einen neuen Stein, um den Merkur noch einmal zu meißeln, und schickte den Rest des Geldes, rund 100 Taler, an Bandel, den der „wunderliche Handel" sehr belustigte (Uhde).

„Jahreszeiten", eine Gruppe von 4 Kinderfiguren. Für den Frühling diente ihm als Modell sein Töchterchen Angelika (Lekala), für den Sommer sein Söhnchen Hans („Ich arbeitete gestern — am Allerheiligentag — früh und machte ein kleines Modell, ein Gegenstück zur Lekala, und dachte dabei an Hans"). Die Jahreszeiten gelangten in den Besitz seines Sohnes Roderich. — Ein ungewöhnlicher Fleiß steckte in allen diesen Arbeiten. „Meine rechte Faust wimmert vom Klopfen", schreibt Bandel einmal. Leider war alle seine Mühe umsonst; neben der Erfolglosigkeit seiner Arbeiten hatte er auch einen großen Geldverlust zu beklagen.

Ende Februar verließ er mit seinem Sohne Heinz Carrara, nachdem er einen Teil seiner Arbeiten zum Versand nach Deutschland verpackt und die zurückgelassenen Arbeiten ausgewählten Leuten zur Besorgung anvertraut hatte. Sein Ziel war Rom; dort wollte er seinen Sohn zur weiteren Ausbildung in die Kunstschätze einführen. „Nur wegen Heinz gehe ich nach Rom; mir ist der Weg eigentlich etwas zuwider. Ich kenne die Stadt mit ihren Schätzen zu genau, und mein Gedächtnis dafür ist so groß, daß sich die kleinsten Sachen deutlich, als wären sie vor mir, darin spiegeln." Über Pisa und Florenz führte ihn sein Weg dahin. Wie schon das vorige Mal, widerte ihn das Leben in Rom an; nur als Pflegestätte der Kunst hat es Bedeutung für ihn. „Rom ist das alte Saunest, in dem wie auf Mist die Perlen der Kunst prangen", schreibt er recht derbe. Der Verkehr mit seinen Kunstgenossen bestärkt ihn in der Absicht, sich wieder ganz der Kunst zu widmen; er will nicht, wie bisher, länger leben als einer, der auch Bildhauerei treibt. „Ich muß nun eine Werkstätte haben und als Bildhauer irgendwo festen Fuß fassen. Meine Arbeiten sind so geordnet, daß ich in kurzer Zeit eine der größten Werkstätten einrichten kann. Frankfurt a. M. will ich mir wählen. Große, reiche Stadt; kein Bildhauer, der mir im Wege steht; Flußverbindung, Nähe an Bayern und an unsere Verwandten, schöne Gegend, und ich glaube, es ist dort auch leicht, Lokale zu bekommen; dann Zusammenfluß von Fremden. Nirgend kann ich so leicht sogleich beginnen wie dort, nirgend sind so viele Vorteile. Ich werde mich jetzt schon auf der Durchreise dort deshalb umtun, und wir

ziehen hin, sobald wie nur möglich." — Mit der Kunst, wie sie damals in Rom betrieben wurde, konnte er sich nicht einverstanden erklären; sein Urteil lautet recht scharf: „Die Künstler bis zu den mittelmäßigsten herunter haben hier alle so viel zu tun, daß sie ihr heiteres Künstlerleben führen können... Jeder Künstler lebt vorzüglich in den Bestrebungen, die ihn seine Eigenheit gehen ließ und denen er am besten gewachsen ist. Ihre Arbeiten sehen sie belohnt, was sie zu musterhaftem Fleiß anspornt. Wie sind im ganzen genommen diese Arbeiten? Fleißiges Studium überall, bei den meisten ein den Verstand wenig befragendes Gefühlsleben und bei einem großen Teil der Deutschen, woran sich fast alle Italiener, Franzosen und Russen reihen und die meisten Engländer, ein sinn-, gefühl- und hirnloses Suchen nach neuen Gestaltungen, die dann, meist ohne fortdauernde Lust dazu, auch meist fürchterlich schlecht ausgeführt sind. Kommt ein mutiger Künstler mit gesunder Phantasie, der die Kunst nicht nur allein als ein Gaukelspiel für gefühlvolle Ladys und reiche Gecken ansieht, der gründliche Studien gemacht hat und das Handwerk wacker üben kann und mag, so steht der ohne alle Mühe unter allen oben an. — Doch so leicht wird das hier nicht gehen unter diesem verweichlichenden Himmel, wo alles der Bequemlichkeit lebt, wo Scirocco die Glieder erschlafft und ein Volk lebt, das nichts mehr kennt, als sich aufs Kommando mit Fleisch und Fisch füttern zu lassen, und das nichts sein will als Fleisch und Fisch. Die Zugvögel der Fremde halten hier der Künstler Leben nur in Tätigkeit; auch deshalb ist von diesen ewig Wechselnden nicht zu erwarten, daß sie ein fest durchgebildetes Kunstleben erschaffen. In einem Künstler allein könnte solches nur erwachsen, doch wo ist solch ein Riese? Thorwaldsen konnte es ja auch nicht; seine Werkstätte ist als schon Veraltetes wenig mehr beachtet — ihm fehlte das Handwerk und die nordische Luft; er ist an der Antike hinaufgeklettert und hat seine kräftige Natur dabei verloren. Nun ist er alt und will fromm sein und macht sich lächerlich. Einzelne Sachen, wo seine Phantasie wieder aufflammte, sind besser als alles Frühere, jedoch große Sachen schülerhaft gemacht. Unser Konradin von Schwaben ist von ihm in einem Standbild aufs scheußlichste gemißhandelt. Nur Wagner und Fogelberg haben

rein historische Richtung, biblisch Tenerani mitunter und Imhof, Achtermann und Hoffmann nur; doch sind dies 3 kleine Lichtchen. Das andere Volk treibt sich meist mit Lappalien herum, und in ganz Rom ist nicht eine einzige Figur der Neueren, in der der entschiedene Wille sichtbar ist, daß der Künstler der Schöpfung Schönstes, die Menschenschönheit, würdig und sicher darstellen wollte; nur eine Eva von Vandermeer (?), seine einzige Arbeit, die der Erwähnung wert, zeigt ein Bestreben, das aber in der ungeschickten Anordnung gescheitert ist. Auf all diese ruhige Beschauung hin habe ich mir für mein weiteres Kunststreben meine alten Ansichten befestigt. Alle meine Arbeiten müssen bestimmt aussprechen, was ich wollte, müssen erklärende Gegensätze zeigen, und die schwersten Aufgaben sollen mich weiter beschäftigen, und mache ich Tändeleien, so sollen sie klein und Schularbeiten für meine Buben sein." In dieser Kunstauffassung nimmt er in Rom ein Werk wieder auf, das ihn früher schon mächtig gepackt hatte (vgl. S. 319 ff.). „Ich habe hier nun doch die Gruppe Herkules und Omphale gemacht, klein zum Punktensetzen; die Arbeit in Marmor soll Original durch meine Fäuste werden, und alle Freude daran spare ich auf die Meißelarbeit auf. So hat Michel Angelo gearbeitet und keiner wagt, es ihm nachzumachen." — Der Abschied von Rom wird ihm nicht schwer. „In mir lebt eine Verachtung und ein Haß gegen dieses Gezüchte, der so alle Grenzen übersteigt, daß ich mich oft deshalb über mich ärgere. Es ist aber auch fürchterlich: die Marken sind höchst unsicher, die Soldaten müssen aber erst hier geistliche Übungen machen, die Straßen voller Bettler, Betrug und Unordnung überall. Wer hier leben will, muß sich rein abschließen; denn lebt er in seinen 4 Pfählen, kann er sich selbst ein Leben schaffen, wie überall wo es schön ist, gut. Jahre hier leben als Fremder ist schön, Römer werden ein schauererregendes Geschick."

Mitte April schied er von Rom; er kehrte über Livorno, Genua, Mailand, den Splügenpaß, Via mala, Lindau nach Deutschland zurück. Seinen ersten Aufenthalt nahm er in München. Hier wurde der alte Gedanke wieder wach, die stille Hoffnung, die auch seine Frau hegte, daß er dort doch noch einmal seinen Künstlerberuf wieder werde ausüben können. „Ich glaube

nicht, daß ich Schwanthalers Tod abzuwarten habe, da sein Kunsttreiben in großen Mißkredit gekommen ist. Von allen Künstlern ist's als eine ausgemachte Sache angenommen, daß ich wieder nach München komme, und lächerlich genug, mußte ich, wie man Schauspielern zuruft, öfter von verschiedenen Seiten hören: „Hier bleiben!" Gerne bin ich in München bei so vielen Freunden, und es würde mein Stolz sein, nachdem die Kunst dort verfallen ist, sie wieder aufrichten helfen zu können. Eine größere Genugtuung könnte mir nicht werden... Gerufen aber muß ich werden, da ich, wenn ich selbst komme, in des Königs Gewalt komme und mißbraucht werde."

Über Ulm reiste er nach Stuttgart, wo er seine sitzende Venus ausgestellt hatte, in der Hoffnung, daß der König sie kaufen werde. Der König besichtigte sie auch; er unterhielt sich entgegen seiner sonstigen einsilbigen Art ¾ Stunden liebenswürdig und leutselig mit Bandel, fand großes Gefallen an dem Kunstwerk, aber er kaufte es nicht; der Preis — 5000 Gulden — war ihm wohl zu hoch. In Stuttgart erfreute Bandel sich des liebenswürdigsten Verkehrs mit seinen Verwandten, nur das Verhältnis zu seinem Stiefvater blieb das alte, gespannte. Nach einem mehr als 3wöchigen Aufenthalt kehrte er über Frankfurt und Kassel nach Detmold zurück.

XII. Rückkehr nach Hannover; Leidensjahre (1846–62)

Aus dem Jahre 1850 besitzen wir ein Bild Bandels, vom Meister sorgfältig und sauber gezeichnet. Über einem feingeschnittenen Gesicht, von dichtem Vollbart umrahmt, der starke Schnurrbart, an den Enden leicht aufgezwirbelt, wölbt sich eine mächtige Stirn; das lange, feingescheitelte Haar, über der Stirn schon etwas gelichtet, legt sich eng an das Haupt bis über die Ohren; die Augen blicken scharf und trutzig, etwas zur Seite gerichtet; der Mund ist fest geschlossen. Ein geistvolles Antlitz von eigenartiger, echt deutscher Prägung; aus den Augen leuchtet Wille und Kraft; die Mienen verraten Entschlossenheit und

Selbstbewußtsein. Und unwillkürlich drängt sich dem Beschauer die Gewißheit auf: der Mann weiß, was er will, und besitzt auch das Vermögen, seinen Willen in die Tat umzusetzen, allem Widerstand der stumpfen Welt zum Trotz. — Wahrlich, es bedurfte einer Persönlichkeit wie Bandel, in den nun folgenden Jahren schwerer Enttäuschungen und Schicksalsschläge den Kopf hochzuhalten und unbeirrt den eingeschlagenen Weg zu verfolgen, bis das Ziel erreicht war.

Im Jahre 1846 stand der Unterbau des Denkmals vollendet da; „ohne Sang und Klang!" schreibt noch bitter nach Jahren der greise Bandel. Mittel zur Fortsetzung der Arbeit waren nicht vorhanden; im Gegenteil, eine Schuldenlast von 4400 Talern war ungedeckt. Die ununterbrochenen Reibereien mit dem Detmolder Verein hatten Bandel das Leben in der kleinen Stadt unleidlich gemacht. Sein „durch strengen Fleiß erworbenes Gut" war im Laufe der Jahre verschlungen; er hatte 300 Taler Schulden. Die Sorge um den Unterhalt seiner vielköpfigen Familie lastete schwer auf seiner Seele. Lohnende Tätigkeit, sei es durch Bildhauer- oder andere Arbeit, war in Detmold nicht zu erhoffen. „Alle Verwandte und Freunde redeten mir zu", schrieb er 1846 an seinen Schwiegervater, „mich hier festzusetzen; die schönsten Aussichten boten sich mir dar, ich hatte natürlich nichts dagegen. Es ward mir von Regierungsbeamten unter die Hand gegeben, daß ich die Leitung einer Gewerbeschule fürs Ländchen übernehmen sollte; ich sollte die Pachtung eines der schönsten Steinbrüche dazu bekommen, und der Ausbau des Schlosses, in dem ich wohne, ward mir in Aussicht gestellt; dazu mir noch die Hoffnung gegeben, daß mir eine Arbeit abgekauft werden würde. Ich gab meine Ansicht über Gewerbeschulen schriftlich, gab über den Betrieb der äußerst schönen Steinbrüche im Lande auf Aufforderung der Kammer meine Berichte und arbeitete große Baupläne zum Burgbau mit vielem Fleiß mit Rodi (seinem Sohn) aus. Da tritt ein Rat auf, dessen Vetter, ein schlechter Baumeister, natürlich etwas werden muß, errichtet einen Gewerbeverein und eine Gewerbeschule, die, weil sie im Anfange nichts kostet, da die Lehrer, die alle auf Gehaltszulage spekulieren, gratis unterrichten und deshalb auch wenig gefragt wird, ob sie dem Fache gewachsen sind,

Anklang fand, und die Regierung wartet ab, was daraus werden wird. Mein Bauplan warf den des Baumeisters, der durchaus kein Künstler ist, total nieder, wogegen sich all dessen Vettern aufwarfen, und der Bau unterbleibt dieses Jahr, und unsere Pläne sind nach Berlin zur Begutachtung geschickt. Vom Fürsten habe ich ein belobendes Schreiben erhalten, mit der Bitte, meinen Plan auf längere Zeit behalten zu dürfen, aber kein Geld. Die Pachtung des Steinbruches, dessen Betrieb ich durch meinen Rat gebessert, konnte ich natürlich nicht übernehmen. Zum Überfluß machten 2 Prinzen in Berlin so höllischen Aufwand, daß Se. Durchlaucht meine Sachen mit Wohlgefallen betrachtete, aber — nichts kaufen konnte. Das ist ein gutes Bild gescheiterter Hoffnungen." Seinem Freunde Hofer klagt er um dieselbe Zeit seine Not: „Die Staatsdiener und angestellten Baupfuscher verabscheuen mich hier; nur bei dem Arbeiter und dem Bürgerstande bin ich beliebt. Mein Bruder Karl sagt, ich müsse ein „sicheres Brot" um jeden Preis suchen; ich aber meine, daß ich um jeden Preis einen größeren Wirkungskreis erwerben muß. Gottlob, ich bin gesund, fühle Körper- und Geisteskraft und hoffe zu zeigen, was ich damit leisten kann. Ich werde mit dem Schnappsack auf dem Rücken suchen gehen und mit Gottes Hilfe finden."

Schon im Jahre 1843 hatte er sich mit dem Gedanken getragen, Detmold zu verlassen. Köln, Frankfurt oder Stuttgart hatte er sich, wie wir gesehen, zur Wahl gestellt und sich schließlich für Frankfurt entschieden (vgl. S. 336). Seine Gattin sprach sich dagegen aus: „Was hast Du denn für gewaltige Vorteile in Frankfurt? Logis und Holz entsetzlich teuer, und auf Bestellungen wirst Du Jahr und Tag warten dürfen. Denn Kaufleute stecken ihr Geld nicht in Marmor. Nur Könige und Fürsten können etwas kaufen; diese kommen aber nicht nach Frankfurt ... Deshalb scheint es mir einerlei, wo Du arbeitest; aber dann schicke Deine Arbeiten hinaus (in die Kunstvereine, damit sie gesehen werden)." Sie riet zu einer Anstellung im Staate: „Andere bewerben sich um Anstellungen und genießen Achtung im bürgerlichen Leben. Du hast alles von jeher verspottet, und was ist daraus geworden? Daß Du im 43. Lebensjahre sorgenvoll fragst: Wo wollen wir hingehen?"

Die Einwirkung seiner Frau scheint auf die Dauer nicht ohne Erfolg gewesen zu sein. Bandel ließ Frankfurt fallen und bemühte sich um eine Staatsanstellung. Sein Herz zog ihn nach Bayern zurück. „Könnte mir doch das Glück wieder werden, im lieben Bayernlande eingebürgert zu sein, könnte ich meine Kräfte doch meinem Geburtslande insbesondere widmen!“ Aussicht dazu war vorhanden. Schwanthaler in München war bedenklich erkrankt und konnte seinen Dienst an der Akademie nicht versehen. Bandel hoffte durch seine Münchner Beziehungen — Schwanthaler selbst scheint sich für ihn verwandt zu haben — die Stellvertretung und später die Stelle zu erhalten; er bat seinen Freund Rugendas herzlich und dringend, ihm behilflich zu sein: „Wer versieht des armen Leidenden Professur an der Akademie, und wem dürfte einst solche Stelle bestimmt sein, eine Stelle, zu der ich mich wohl befähigt halte? ... Du weißt, ich trieb Bildhauerei immer mit gewaltiger Lust und rüstigster Faust im Modellieren und Steinhauen und bin dabei ein strenger Zeichner. Ich könnte also Schülern nicht allein das Studium der Antike und Natur erläutern, sondern sie auch praktisch wie theoretisch zur Ausführung aller Art anleiten, was so selten oder gar nicht auf Akademien geschieht. — Ich könnte in Erz treiben und gießen lehren, und als Baukünstler würde ich auch den Zweig der Ornamentik, der auf der Akademie so gut wie gar nicht gelehrt wird, heben und veredeln können. Ich könnte auch im Steinschnitt den Bau-Eleven Unterricht und praktische Anleitung zur Anfertigung von Modellen dazu geben, und eine Lieblings-Beschäftigung wäre mir der Unterricht in der Anatomie des Menschen und des Pferdes. Für folgsame Schüler kann ich mich opfern, und daß ich halsstarrige und ungeregelte Menschen zur Ordnung bringen kann, habe ich beim Denkmalsbau bewiesen. Also halte ich mich für einen Berücksichtigung verdienenden Prätendenten des Professorates.“ In recht gedrückter Stimmung fügt er hinzu: „Würde mich solche Bestimmung an Bayern wieder fesseln, dann würde ich mich anderer Pläne leicht entschlagen, die, wenn ich, der ich für Deutschland Jahre lang gearbeitet und geopfert, mich im Vaterlande heimatlos fühle, gar weit gehen — England, Nord-Amerika, in beiden habe ich Aussicht — doch ich bin Deut-

scher." Rugendas konnte ihm keine Hoffnung machen, und so wurde die Absicht, nach München überzusiedeln, aufgegeben.

Schließlich fiel sein Blick auf Hannover. Dort hatte er während seines Aufenthaltes in den dreißiger Jahren hinreichend Beschäftigung gefunden, dort war er noch in weiteren Kreisen bekannt. Durch seine Beziehungen hoffte er sich Arbeit und Verdienst verschaffen können. So siedelte er denn 1846 nach Hannover über und traf dort am 6. Oktober ein. Sein Empfang war nicht gerade vielverheißend. Der freisinnige Künstler, der mit offenem Freimut die Dinge beim rechten Namen zu nennen pflegte, war nicht in allen Kreisen der Residenz willkommen. Und sein Denkmal, das Mahnzeichen zur deutschen Einheit, machte ihn in jenen Zeiten kleinstaatlicher Eigenbrötelei umstürzlerischer Gesinnung verdächtig. Als er beim Hofmarschall von Malortie seine Aufwartung machte, hörte er durch die offen gebliebene Tür bei der Meldung seines Namens den erschreckten Ausruf: „Bandel hier? Und das duldet die Polizei? Unmöglich!"

Über seine Tätigkeit im ersten Jahre berichtet ein Brief an seinen Bruder Karl aus dem Jahre 1847: „Ich ging hierher, weil ich voraussah, daß ich Arbeit finden könnte, da ich hier bekannt bin; auch ist in der Stadt viel Geld und kein geschickter Bildhauer. Gegen mich hatte ich die herrschende Vorliebe für Inländer, die man begünstigt, selbst wenn sie ungeschickt sind; in hohem Ansehen steht ein Hannoveraner Kümmel, der als sehr tüchtiger Bildhauer in Rom lebt. Hätte ich große Summen mitgebracht, so hätte ich mich rasch festsetzen können; so aber mußte ich schön langsam auftreten. Es war keine Kleinigkeit, solchen Gang sicher zu gehen, und ich bin noch lange nicht am erwünschten Ziele. Offen und gerade ging ich mein Leben lang; hier wollte ich es auch und blieb meinen Grundsätzen treu, so verlockend die mir von einigen Freunden vorgeschlagenen Schleichwege waren. Mein Können muß mich festsetzen; den Grund dazu habe ich gelegt. Der Hofmarschall von Malortie, die erste Dame, die allmächtige Gräfin Grote, endlich die Kunstbeurteilerin Ministerin von Schulte — diese drei einflußreichsten Personen waren mir entgegen; der erstere nur, weil es bei ihm Grundsatz ist, dem Könige alle Ausgaben zu ersparen, und weil

ein Künstler mehr, mehr Geld kostet. Warum ich den Weibern nicht genehm bin, habe ich mir gar keine Mühe gegeben zu erforschen, wohl weil ich ihnen nicht den Hof machte. Weiber waren und sind mir 000. — Der Majestät bin ich als unternehmender Kerl merkwürdig; er hat solche Kerle gern, wartet aber auf ihre Unternehmungen. Der Kronprinz will mir wohl, da ich ihm früher schon Freude gemacht. Ich bekam hier bald nach meiner Ankunft Ornamentarbeiten bestellt, womit ich mir viel Geld verdiene, sodaß ich wieder ruhiger leben kann, bis ich Figuren zu machen bekomme. Ornamentarbeiten, worin ich als Baumeister sehr bewandert bin, sind unterhaltend und belohnend; ich sitze in diesem Zweige der Bildhauerei sicher, weil die Baumeister sich mit Erfinden und Angaben nicht quälen müssen, da sie mir die Arbeiten frei zu meiner eigenen Bearbeitung übergeben können, was mir sie wiederum angenehmer macht. Die Hauptsache ließ ich aber nicht aus den Augen: ich ging auf die Majestät in anderer Art los als durch Weiberempfehlung. Der König liebt die Pferde und sich als Reiter; es ist sein Lieblingsgedanke, daß eine Statue ihn einmal verewige. Ich machte mich also mit aller Anstrengung an Pferdestudien und habe nun einen großen Gaul fertig, auf den setze ich Heinrich den Löwen; nächstens modelliere ich einen zweiten in halber Lebensgröße, darauf setze ich den König. Zum großen Bau des hiesigen neuen Rathauses, woran später viele Figuren kommen, habe ich auch schon Arbeiten in Stein gemacht; zur Verschönerung der Marktkirche, dem Rathause gegenüber, habe ich Baupläne bereit, mit zwei großen Portalen voll Figuren; außerdem die Zeichnung eines großen Hauptaltars. Du siehst, daß ich mich getummelt habe, und mit Gottes Hilfe werde ich zeigen, wie ein Künstler sich recht und ehrlich festsetzen muß."

Aber seine hoffnungsvollen Aussichten fanden ein jähes Ende durch die Ereignisse des Jahres 1848. Die politischen Vorgänge verschlangen jeden anderen Gedanken. Die schon begonnenen Bauten wurden eingestellt, Bestellungen auf künstlerische Arbeiten gingen nicht mehr ein. Schwer lastete die Zeit auf Bandels Gemüt; er wurde „durch das viele Nichtwirken können für das Wohl seiner herangewachsenen Söhne in meist unbezwinglichen Kleinmut befangen." Die politischen Geschehnisse verfolgte er

mit großer Teilnahme, ohne selbst irgendwie tätig einzugreifen. Er hing mit ganzer Seele an seinem Vaterlande. „Eine unbegrenzte Liebe für Deutschland beseelt mich, in poetischer Schwärmerei dafür verlebte ich meine Tage.“ Aber er war keinem Lande zugetan: „Ich bin weder Bayer noch Hannoveraner noch sonst deutscher Staatsbürger. Ich will in keinem Staate Deutschlands eine feste Stellung haben. Mir ist Deutschlands Geschick nicht gleichgültig, und ich glaube, daß Deutschtum, das nun sich auf deutsche Art langsam, aber sicher sammelt, sein Recht behaupten wird.“ Mit Freuden begrüßte er den Zusammentritt der Deutschen Nationalversammlung, die sich als Aufgabe gesetzt hatte: die Einheit der Nation, die er ja auch durch sein Hermannsdenkmal versinnbildlichen wollte, und die Beseitigung der Willkürherrschaft, wie sie noch in vielen deutschen Staaten herrschte. Durch das Scheitern dessen, „was er mit Millionen gehofft“, wurde er in seinem Nationalgefühl schwer getroffen. Was ihn aber vollends niederdrückte, war die sich immer weiter ausbreitende Auflehnung gegen staatliche Ordnung, jene revolutionäre Bewegung, die mit Waffengewalt die Verhältnisse umgestalten wollte. „Eine scheußliche, von mir geahnte Wirklichkeit hat mich fast ganz zerstört; mein ganzes Sinnen geht nur darauf hin, wie ich am besten all dem mich tötenden Getreibe entfliehe und wie ich's am besten anfange, um wieder ein freudiges Leben mir erringen zu können. Fürchterlicher Bruderkampf bereitet sich vor; ich mag in ihm nichts zu tun haben und möchte all mein Fleisch und Blut davor behüten.“ Aber die Jugend ging ihre eigenen Wege und stellte sich in die Reihen der Stürmer und Dränger, die gewaltsam „dem neuen sich ordnenden Leben“ Bahn brechen wollten. „Grauenvoll ist's mir, daß ich von der jugendlichen, kräftigen Schwärmerei, die ich von der Zeit meiner Jugend an, in der ich mit Sehnsucht dem Kampf fürs Vaterland entgegensah, in der ich die dafür gefallenen Freunde beneidete, in meinen Söhnen nichts sehe ... Ich habe große Söhne und lebe durch sie noch mit der Jugend. Diese lebt in Haß und Verachtung des veralteten Bestehenden und in Liebe für unbegrenzte Freiheit.“ Wenn sein Vaterherz auch von der Sorge um seine Söhne und ihre den seinigen nicht entsprechenden Anschauungen und Bestrebungen sehr beschwert

wurde, in dem Grundgedanken, der Umgestaltung der deutschen Verhältnisse, war er mit ihnen einverstanden; er erblickt darin eine Notwendigkeit, die nicht aufzuhalten sei, und sieht die Zeit voraus, die die Vollendung bringen wird. „Ein gewaltiger Schlag wird dem aufgehaltenen Schritt der Zeit mit einemmale Raum machen, oder das Treiben, das ihn hemmen wollte, wird in ein erbärmliches Nichts zerfallen, und der erste Weise, der das jetzt Junge begreift, wird alles, was jetzt mit spitzfindiger Klugheit nur mit Mühe zusammengehalten wird, zerschellen [1]."

In diesen aufgeregten Zeiten war für Kunst kein Sinn; es blieb Bandel nichts übrig, als Skizzen zu entwerfen, deren Ausführung besseren Tagen vorbehalten blieb, und mehr handwerksmäßige Arbeiten zu übernehmen, die Anfertigung von Ornamenten, Kapitälen, Gesimsen u. a. Da war Schmalhans oft Küchenmeister im Bandelschen Hause. Zwar überwies König Max II. von Bayern, der 1848 auf den Thron gekommen war, Bandel ein Jahrgeld im Betrage von 100 Talern, eine freilich geringe, aber doch sichere Hilfe in bedrängter Zeit; trotzdem fühlte dieser sich in seiner Not auf Schritt und Tritt gehemmt. „Daß ich mich nicht frei regen kann", schrieb er einmal an Hofer, „ist mir wegen meiner Buben am meisten leid; was könnten die nun lernen! Aber so muß ich sie wohl bald von mir schicken." Und so geschah es; einer nach dem andern zog in die Welt. Heinrich, der Bildhauer, auf dessen glänzende Begabung der Vater die größten Hoffnungen gesetzt hatte, ging nach London, wo er ein frühes Grab fand. Roderich, Architekt, Arnulf, Landwirt, und Fritz, Kaufmann, zogen über das Weltmeer nach Amerika, wo Fritz 1853 dem gelben Fieber erlag. Die beiden anderen kehrten später in die Heimat zurück und blieben seitdem um den Vater. Der jüngste Sohn Hans wurde Landwirt und verblieb in Deutschland. Die älteste Tochter Amalie heiratete den Stadtbaumeister von Harburg Emil Hackländer, die jüngere Angelika den Besitzer einer Maschinenbauanstalt C. Adolf Meyer in Berlin.

---

[1]) Die Belegstellen sind einem Briefe ohne Datum an seinen Freund Detmold entnommen. Dieser ist wohl nicht, wie Herm. Schmidt S. 163 annimmt, der Londoner Freund, sondern der Advokat in Hannover, Mitglied der Nationalversammlung und zeitweilig Reichsminister.

Für Bandel gestalteten sich die Verhältnisse immer ungünstiger. Kaum hatten sich zu Beginn der fünfziger Jahre die Gemüter über den Schleswig-Holsteinschen Krieg beruhigt, da brach 1853 der Krimkrieg aus, der auch Deutschland in seinen Strudel zu reißen drohte, und schon 1859 beim Italienischen Krieg hing wieder die Kriegsgefahr drohend über den Häuptern der Deutschen. Bandel litt unsäglich; ein Notschrei an seinen Halbbruder in Bayern erging: „Ich stehe nun (1859) mit fast 600 Talern Schulden ratlos, woher ich für die nächste Zukunft Mittel zum Leben erhalten kann. Selbst meine kleine bayrische Pension kam eine Zeitlang nicht. Entspinnt sich wirklich ein Krieg, dann bin ich gezwungen, jedes was sich mir bietet, zu ergreifen, um Geld zu erringen, oder mit dem größten Schaden alles zu verkaufen und auf Arnulfs Farm im Staate Ohio zu ziehen. Der ist immer guter Dinge! Dort ist Friede, und ein Bauer hungert so leicht nicht. Es wäre am besten, wir gingen alle nach Amerika zu Arnulf und bauten Kartoffeln. Wüßtest Du nicht irgend eine Beschäftigung für mich, die mich über die nächste Zeit hinwegbringen könnte? Denn wenn ich mich auch aufs äußerste einschränke, so kann ich doch kaum leben."

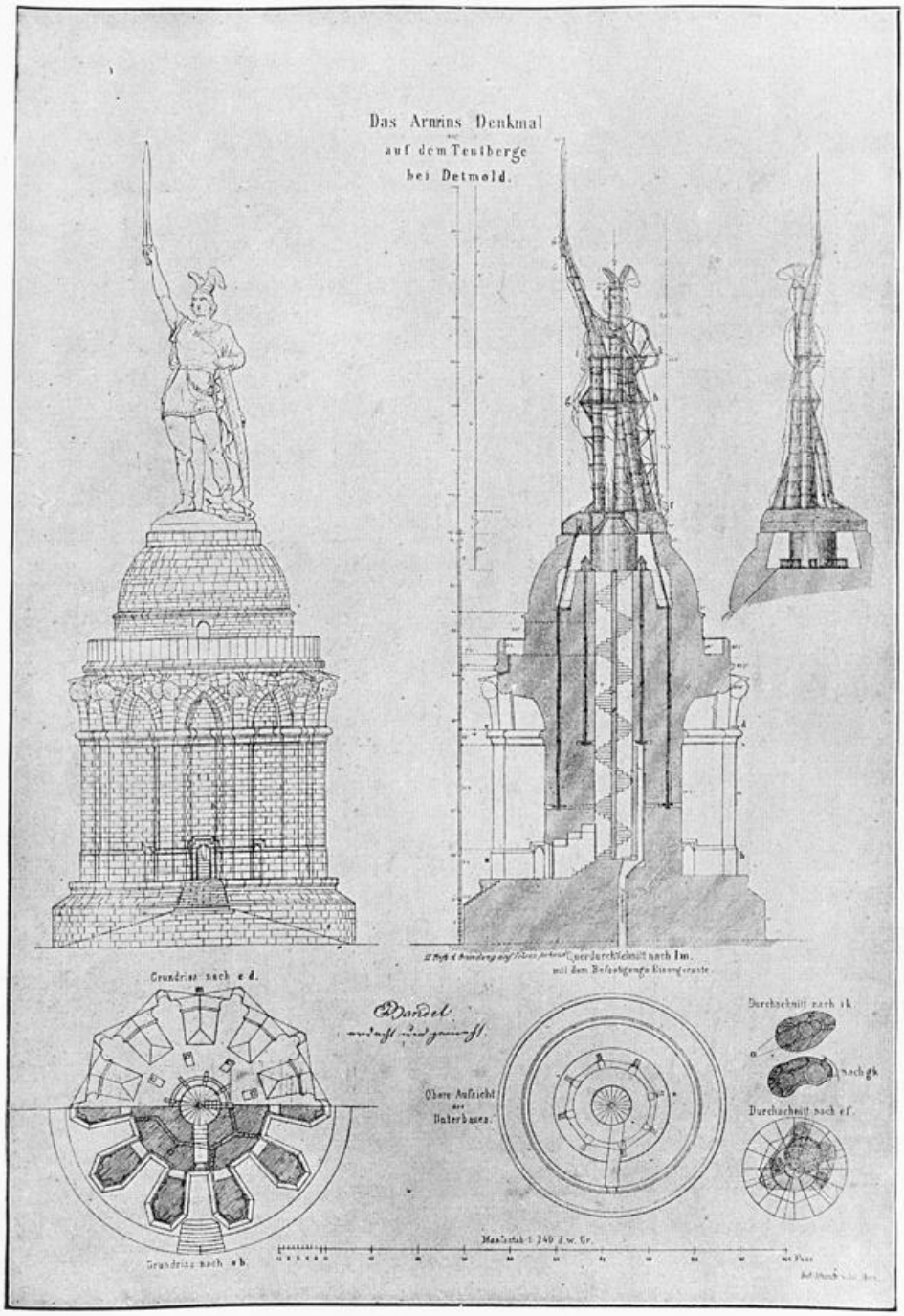
Die Bemühungen des hilfsbereiten Bruders fruchteten nicht; Bandel blieb auf sich selber angewiesen. Er warf die Flinte nicht ins Korn; in der Arbeit fand er Stütze und Halt. Seine Schaffenskraft war nicht gelähmt. Zahllos sind die Zeichnungen, Modelle, Bildwerke von seiner Hand, die in jener Zeit entstanden; sie sind bei H. Schmidt S. 168 ff. aufgeführt. Hierzu einige Ergänzungen. Die Gipsbüste des Dichters Grabbe hat Bandel nicht damals geschaffen, sondern schon früher bei seinem Aufenthalt in Detmold 1841; er hoffte, sie werde in Marmor oder Bronze ausgeführt werden, um das Grab des Dichters zu schmücken. Geheimrat Preuß, der Vorstand der Landesbibliothek in Detmold, äußerte sich dazu: „Immerhin mag Bandel, als er die Gipsbüste Grabbes modellierte, von der Erwartung ausgegangen sein, es werde ihm vielleicht von einem Verehrer unseres lippischen Dramatikers Gelegenheit gegeben werden, die Büste in Marmor ausführen zu können. Dieser Fall ist aber nicht eingetreten; Grabbes einfacher Leichenstein ist mit keinem Bilde geziert. Bandel hat das Gipsmodell später einem

hiesigen Privaten geschenkt und dieser es vor etwa einem Dutzend Jahren der hiesigen öffentlichen Bibliothek überwiesen, wo ich es auf einer schönen Konsole von Eichenholz vor einem den Gips von der weißen Wand gut abhebenden Scudetto[2]) von pompejanisch-roter Leinwand habe aufstellen lassen. Die sehr gelungene Büste gibt Grabbes charakteristischen Kopf ganz vortrefflich wieder, wie ich, der ich mich des Poeten aus meiner Jugendzeit noch gut erinnere, samt allen noch lebenden hiesigen Zeitgenossen desselben bezeugen kann." (Uhde.) Diese Ähnlichkeit ist um so mehr zu bewundern, als Bandel den Dichter nie gesehen hat. — Im Jahre 1849 hatte er neun Gipsmodelle zu großen Fensterverzierungen zum St. Nikolaikirchenbau angefertigt; sie wurden aber nicht zur Ausführung angenommen. An den Baumeister Mortimer schreibt er unter dem 20. Sept. 1849 folgende grundsätzliche Bemerkungen: „Bei allen Ornamenten ist die sichere Kontur die Hauptsache, und solche muß dem Auge in allen Höhen erhalten werden. Je näher dem Auge, je reicher kann die von ihr umschlossene Fläche mit Einzelheiten und Bewegungen ausgeführt werden; je weiter vom Auge entfernt, desto einfacher und flacher muß das Ornament gehalten werden, soll die Form sich bestimmt aussprechen können. Ich ersuche Sie, die Modelle von mir mit den andern zugleich in der Höhe aufzustellen, in die sie, in Stein ausgeführt, kommen, sie zusammen im Schatten und zusammen im Lichte zu vergleichen, und es wird sich zeigen, daß die vielen Biegungen in den andern Modellen ebenso viele Schattenkleckse geben und die Form dadurch verloren geht; meine Modelle dagegen werden ihre Form behalten und sich nicht verändert und frische, saftige Konturen zeigen, während die andern blechern erscheinen werden. Dieses als Rechtfertigung, warum ich meine Modelle so, wie sie sind, gemacht habe, ruhig und einfach gehalten." — Im Jahre 1857 beteiligte er sich an dem Wettbewerb um ein Wellington-Denkmal, der von London ausgeschrieben war. Von dieser Kunstschöpfung würde keine Kunde auf uns gekommen sein, hätte sich nicht zufällig ein Brief vom 19. Juni 1857 an seinen Bruder Karl erhalten: „Ich bin wie aus einem schweren Traume erwacht, nachdem ich mich an der Skizze zu Wellingtons Denkmal aufs äußerste ab-

[2]) Schildchen, Wandschild.

gearbeitet habe, um sie rechtzeitig nach London zu bringen. Vor drei Tagen ist nun alles fort. Ich stellte es hier im Museum zusammen; es ward von wenigen gesehen, unter denen die Königin. Die Skizze, die an 9 unserer Fuß hat, ist im vierten Teile der wahren Größe. Das Ganze besteht aus 6 Reliefs, drei lebensgroßen Figuren (Victoria, Friede und Klio), einem Wappen mit lebensgroßem Löwen als Schildhalter und der 10 Fuß hohen Hauptfigur. Ruhmvoll hat Wellington mit der ihm anvertrauten Macht Englands Schwert mit Lorbeeren bekränzt und der Welt den Frieden gegeben; dafür hat Klio seinen Namen auf ewig mit dem Englands verbunden und sein Volk ihn mit Ehren überhäuft; das der Sinn, den ich darstellte. Im Sockel sechs Reliefs: Gerechtigkeit mit Weisheit gepaart, überwältigende Tapferkeit, christlicher Mut, der das Böse bekämpft (St. Georg), Schutz der nichtfechtenden Bürger, endlich Pflege der kampfunfähig Gewordenen. Auf dem Hauptgesimse steht Wellington an Englands Altar (Englands Schild und Fahnen sind daran) und legt das mit Lorbeer umwundene Schwert darauf nieder; die andere Hand reicht einen Ölzweig dar. Die Architektur ist grauer Carrara-Marmor; nur die Gestalt Wellingtons weißer Marmor, alles sehr reich und prachtvoll. Eine merkwürdige Leere kam über mich, als es verpackt stand; es war eine Riesenarbeit. Ich bin so gänzlich ausgesogen an Geldmitteln, daß ich den lange von mir gehegten Wunsch, meine Lieben im Süden zu besuchen, deshalb aufgeben muß; darf ich auf meine Wellington-Skizze rechnen? Es wäre ein zu großes Glück, wenn ich drüben Beifall erhielte!" (Uhde.) Das Glück war ihm nicht beschieden; das Werk wurde später in der Werkstatt seines Sohnes Heinrich aufgestellt und nach dessen Tode zerschlagen. Im Jahre 1858, „dem ersten meines Lebens, in dem ich keine Einnahme hatte, Jammer und Ausgaben dagegen reichlichst, mehr wie je zuvor", traf ihn ein schwerer Schlag: der New-Yorker Glaspalast, in dem er seine Caritas, sein liebstes Jugendwerk, ausgestellt hatte, brannte bis auf den Grund nieder; sein Werk war unrettbar verloren; eine Entschädigung wurde dem Meister nicht zuteil.

Neben seinem künstlerischen Schaffen verlor Bandel sein Hermannsdenkmal niemals aus den Augen. Wenn auch bei der



Das Befestigungsgerüst im Innern der Hermannsfigur

Landesbibliothek Detmold

Ungunst der Zeiten an eine Wiederaufnahme der Arbeiten vorläufig nicht gedacht werden konnte, so mußten doch die Vorbereitungen bis ins kleinste getroffen werden, damit jederzeit die Vollendung in Angriff genommen werden könnte. Zwar war er sich über die Figur des Hermann völlig im klaren, aber eine Unmenge technischer Fragen harrte noch ihrer Lösung. Zustatten kam ihm hierbei seine frühere Ausbildung als Architekt, die ihn befähigte, alle diese Aufgaben zu meistern. Zunächst mußte das richtige Größenverhältnis zwischen der Figur und dem Unterbau gefunden werden; als er dieses gewonnen hatte, fertigte er ein Modell an, nach dem das Standbild ausgeführt werden konnte. Eine schwierige Aufgabe war der Entwurf eines festen Gerüstes, das die Figur im Innern tragen und ihr die erforderliche Festigkeit geben mußte. Vielfach waren Bedenken geäußert worden, ob es überhaupt möglich sei, der Riesenfigur die notwendige Haltbarkeit zu geben. Im Jahre 1839 hatte der Berliner Denkmalsverein zugleich mit dem Schinkel-Rauchschen Denkmalsplan das Gutachten eines Majors Blesson eingereicht, das die Haltbarkeit des Standbildes für unausführbar erklärte, weil man nicht eine 150 Fuß lange Stange zur Befestigung des Standbildes schmieden könne. Humoristisch bemerkt dazu Bandel, unter Hinweis auf den Herkules in Kassel, der seit mehr als hundert Jahren unversehrt geblieben und doch fest stehe trotz dem schlechten Bauzeug seines Unterbaues: „Herr Blesson begriff nicht, wie man eine Stange von 150′ schmieden könne, ich natürlich auch nicht; ob eine solche nötig, wußte der kluge Herr nicht, ich aber, daß ich keine brauche; übrigens hat der kluge Herr konkav und konvex überall verwechselt.“ Bandels erfinderischer Kopf war um Rat nicht verlegen. „Bei dem Plane zur Feststellung des Standbildes auf dem Unterbau habe ich mir den Wuchs der Tanne zum Vorbild genommen. Diese steht mit ihrer Kernwurzel tief im Boden, und ihre Saugwurzeln, die sich gleichmäßig auf der Bodenfläche nach allen Seiten ausbreiten, halten sie im Gleichgewicht. So ruht auch die Hermannsfigur 13 Fuß tief, von den Sohlen abwärts, im Mittel des Baues auf 10 Fuß breiter Grundfläche, von der 8 Anker (Kernwurzeln), 38 Fuß tiefer in den Unterbau abreichend, hier ihren Halt finden. Die Standplatte unter den Füßen greift mit

ihren 16 unter sich verbundenen Strahlenwänden (Saugwurzeln) 11½ Fuß vom Mittel aus, und lagern diese auf der Kuppel; von diesen 16 Strahlenwänden gehen 8 Anker zuerst bis zur Tiefe von 17 Fuß, sich bis auf 12 Fuß vom Mittel ausbreitend, von wo sie dann weiter senkrecht 45 Fuß bis zu ihren Haltepunkten in den Bau hinabreichen." Ein erster Entwurf, an dem er sich lange abgemüht hatte, wurde verworfen; von dem Maschinendirektor Kirchweger auf eine neue Konstruktionsart aufmerksam gemacht, ersann er ein Befestigungsgerüst aus Eisenblech-Zylindern, das nach einem Gutachten des Architekten- und Ingenieurvereins zu Hannover vom 25. Febr. 1861 gegen die bei heftigen Winden vorkommenden Erschütterungen eine ungefähr 40- bis 60fache Sicherheit bietet (das Gutachten ist abgedruckt in Bandels Bericht über das Hermanns-Denkmal vom Jahre 1862 S. 33 ff.). — Schließlich mußte noch ein Zimmergerüst zum Aufstellen des Standbildes erfunden werden, vermittelst dessen die einzelnen Teile der Figur emporgewunden und oben aneinandergenietet werden konnten. Auch für dieses Aufstellungsgerüst hatte Bandel ein Modell vorbereitet, das wie auch die übrigen im Maßstabe 1 : 10 gehalten war. Ebenso waren die Zeichnungen für die Zusammensetzung der Kupfer- und der Ankerteile fertiggestellt.

So war im Jahre 1861 Bandel für seine Person für die Wiederaufnahme der Denkmalsarbeiten völlig gerüstet, aber es gelang ihm nicht, die Denkmalssache wieder in Gang zu bringen. Der Detmolder Verein rührte und regte sich nicht; Bandel schien es, als ob er auf die Vollendung des Ehrenmals auf der Grotenburg keinen Wert mehr lege. Im Jahre 1843 war der letzte Bericht über das Denkmal erschienen; seitdem hatte die Öffentlichkeit nichts mehr erfahren; selbst Bandel wurde über alles, was im Verein vor sich ging, in Unkenntnis gehalten.

Im Jahre 1851 war Fürst Leopold III. seinem Vater in der Regierung gefolgt. Bandel mochte annehmen, daß er von ihm tatkräftige Unterstützung und Förderung des Denkmalsbaues erwarten dürfe. Er reiste daher 1852 nach Detmold, wurde zwar vom Fürsten freundlich empfangen, erhielt aber den Bescheid, eine Wiederaufnahme der Arbeiten am Hermannsdenkmal sei augenblicklich nicht an der Zeit. Der Fürst gab indessen die

Hoffnung auf Vollendung des Denkmals nicht auf; deshalb widersprach er auch einem etwas eigentümlichen Antrage seines Ministers Dr. Hannibal Fischer (1854—56), des Mannes, der durch die Versteigerung der deutschen Flotte eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Dieser gab in einem Reskriptionsentwurf [3]) für den Fürsten der Überzeugung Ausdruck, „daß nach der Lage der Sache jede Hoffnung zur Ausführung des Hermannsdenkmals in den Bereich der Täuschungen zurückzuweisen ist.... Sollte sich noch ein zu verwertender Naturalbestand an Kupfer oder an barem Geld herausstellen, so scheint es dem Recht gemäß zu sein, diesen Bestand den Einzahlern pro rata ihrer Beiträge zurückzuzahlen." Nicht zurückgeforderte Gelder sollten zur Unterstützung der von Wassersnot beschädigten Schlesier verwendet werden. Das von Hannibal Fischer vorgeschlagene Verfahren bedeutete nichts anderes als eine öffentliche Erklärung, daß der Denkmalsbau für alle Zeit gescheitert sei. Für ein solches Vorgehen war der Fürst jedoch nicht zu haben, und so verblieb es bei der Anregung. Daß eine solche von dem höchsten Beamten des Landes ergehen konnte, läßt einen Rückschluß auf die allgemeine Stimmung im Lande zu. Die ursprüngliche Begeisterung war abgeflaut, und das Nachlassen der Teilnahme fand den beredtesten Ausdruck im Verhalten des Vereins.

Im Jahre 1856 erfuhr Bandel im Künstlerverein zu Hannover zufällig, daß der Detmolder Verein an dem Denkmal allerhand Änderungen habe vornehmen lassen. Er wandte sich daher an den Baumeister von Meien in Detmold mit der Bitte, ihm sichere Nachricht zukommen zu lassen. Dieser antwortete unter dem 15. April 1856: „Nachdem Serenissimus zu wiederholten Malen, wenn fremde, ihn besuchende Herrschaften die vorgearbeiteten Figurentheile der Armins-Statue sehen wollten, es selbst empfunden hatte, daß der jetzige Aufbewahrungsort dieser Theile (die Souterrains des Gymnasialgebäudes) für eine übersichtliche Beschauung der Arbeiten nicht geeignet seien, so bildete sich der Wunsch aus, ein geeigneteres, würdigeres Local zu besitzen, in welchem auch die Gipsmodelle mit aufgestellt

[3]) Dr. Laurenz Hannibal Fischer, Politisches Martyrthum, Leipzig, Rob. Hoffmann 1855, S. 376 f.

werden könnten. Diesen Wunsch zu realisieren bin ich von meinem gnädigsten Herrn beauftragt, indem auf dem Gymnasialhofe ein dazu geeigneter Saal erbaut werden soll (es war ein an die Turnhalle anstoßender Raum, Hermannssaal genannt). Außerdem waren sämtliche auf der Grotenburg befindliche Gebäude, die Blockhäuser, das Atelier und die große Werkstätte, welche seiner Zeit nur aus Buchenholz erbaut waren, durch den Zahn der Zeit in einen solch desolaten Zustand versetzt worden, daß es lebensgefährlich wurde, dieselben länger stehen zu lassen. Damit jedoch dem Besucher des Denkmals nach den Mühen des Bergsteigens und zum Schutz gegen Wind und Wetter ein Unterkommen wieder geboten werden kann, hat Serenissimus befohlen, ein einfaches Häuschen mit Einrichtung zu einer nothdürftigen Wirtschaft dort wieder zu erbauen (es sollte zugleich als Wärterhaus dienen). Endlich hat das provisorische Bretterdach, welches auf der Kuppel des Denkmals den oberen leeren Raum schließt, so sehr gelitten, daß es keinen Schutz gegen das Wetter mehr bietet. Dasselbe soll daher ebenfalls auf Befehl des Fürsten durch eine einfache Zinkbedachung ersetzt werden." Diese Maßnahmen ließen nicht auf ernstliche Weiterführung des Denkmalsbaus schließen; dabei war nicht einmal erwähnt, daß, um Schulden zu decken, von dem für das Denkmal angeschafften unverarbeiteten Kupfer — mehrere Stücke schon fertigen Kupfers waren im Jahre 1850 gestohlen worden — für 1054 Taler verkauft war. Die Nachricht mußte naturgemäß Bandel aufs äußerste erregen; er nahm an, daß der Verein nur im Einverständnis mit dem Fürsten gehandelt habe und daß dieser gegen die Vollendung des Denkmals sei. Er wandte sich daher an ihn; zu seiner Beruhigung erhielt er von ihm „die freudige Zustimmung zur Weiterarbeit und die Zusicherung von Schutz und Hilfe zur Beförderung des Denkmals".

Die nächsten Jahre vergingen mit Verhandlungen zwischen Bandel und dem Verein, die nicht geeignet waren, die schon vorhandene gereizte Stimmung zu verbessern: auf der einen Seite Drängen und Treiben, insbesondere das Verlangen, dem deutschen Volke regelmäßige Berichte zu erstatten; auf der anderen behutsame Zurückhaltung, Einfordern von Kostenanschlägen, Plänen und Zeichnungen, die zunächst einheimischen

Sachverständigen zur Begutachtung vorgelegt werden sollten, eine Forderung, die Bandel im Bewußtsein seines Könnens empörte, weil es „nicht an ihm sei, ihm Unbekannten zur Bekrittelung seine Arbeiten zu übergeben".

Im Jahre 1860 hörte Bandel bei einer Anwesenheit in Detmold, wiederum zufällig, daß der Verein, ohne ihn zu Rate zu ziehen, sich 1856 ein Statut gegeben habe, durch das er die Rechte einer juristischen Person erworben habe. Das schlug dem Faß den Boden aus; denn das Statut enthielt Bestimmungen, gegen die Bandel sich aufs schärfste zur Wehr setzte. „In der Einleitung ist für einen Verein mehr Sorge ausgesprochen als für die Hauptsache, die nur als „Feststellung der Verhältnisse des Denkmals" bezeichnet ist. Die Verhältnisse sind ein felsenfester Unterbau und die Notwendigkeit, die Statue, die darauf gehört, fertig machen zu müssen; von dieser Pflicht eines Denkmalsvereins ist nicht die Rede und vom lebenden Bandel, der die Figur in sich hat und feststellen kann, noch weniger." Zur höchsten Erbitterung steigerte seine Stimmung § 9: „Eine der nächsten Bestrebungen wird auf die Erlangung einer angemessenen Räumlichkeit zur Aufbewahrung des Hermanns-Standbildes und der dem Denkmale gehörigen Modelle, Bücher, Schriften usw. gerichtet seyn." Es kochte in Bandel, und voller Spott und Hohn machte er seinem innersten Empfinden Luft: „Ein wahrer Totengräberparagraph, der nur dafür sorgt, die Reste des Denkmals in ein Museum zu bringen. Sprenge man doch das alberne Ding auf dem Teut in die Luft und bringe auch deren Scherben in ein einstiges Museum." Gewiß scharfe Worte innerer Aufwallung, aber begreiflich, wenn man sich in die Seele Bandels versetzt: er sah sich ausgeschaltet und sein Werk, das mit ihm stand und fiel, dem er seit einem Menschenalter seine ganze Kraft gewidmet, dem er sein Vermögen geopfert hatte, zum Scheitern verurteilt. Wir sind über die Beweggründe unterrichtet, die den Verein zu diesen Satzungen veranlaßten; Bandel kannte sie nicht, er ahnte sie nur. König Max von Bayern hatte sich — wohl in dem Wunsche, den Denkmalsbau durch eigene Teilnahme zu fördern — durch Professor Friedr. Bodenstedt in München beim Detmolder Verein nach dem Stande der Denkmalsangelegenheiten erkundigen

lassen. Petri berichtet unter dem 23. Dez. 1855 in einem sehr langen Schreiben. Nachdem er die bisherige Tätigkeit des Vereins dargelegt und die Notwendigkeit des Statuts mit dem Ausscheiden mehrerer Mitglieder, des Kanzlers Ballhorn Rosen, des Oberhofmarschalls von Funck, des Regierungspräsidenten Eschenburg, begründet hatte, „um den Verein gegen menschliche Wechselfälle sicherzustellen", fährt er fort: „Die Aufgabe des in seinem Fortbestande gesicherten Vereins wird nun sein, dasjenige durch Ausdauer zu erzwingen, was sich mit zeitweiser Anstrengung nicht erreichen läßt. Jeder Taler, welcher für das Hermannsdenkmal einkommt, wird mit Zinsen und Zinseszinsen so lange zum Kapital zu schlagen sein, bis die zur Vollendung des Denkmals erforderliche Summe beisammen ist. Kommen als Grundkapital auch nur 400 bis 500 Tlr. ein, so werden diese genügen, um nach Verlauf von 90 bis 100 Jahren das Denkmal zu vollenden — ein langer Zeitraum für menschliche Berechnung, aber kurz genug, um auch in dieser Weise das Ziel noch für erstrebenswert zu halten. — Die Bestimmungen in § 9 des Statuts sollen den Kern zu einem Hermanns-Museum abgeben, und von diesem Museum hofft der Verein, daß es dazu beitragen werde, den Gedanken an die Vollendung des Denkmals zu erhalten und zur Anstrengung dafür zu ermuntern. — Darf ich, gestützt auf Ihr Schreiben und die dadurch geweckte Hoffnung, daß Se. Majestät der König Max von Bayern dem Denkmale eine fernere Unterstützung gewähren würden, meinen Wunsch geradezu aussprechen, so besteht derselbe darin, daß Se. Majestät im Falle der Billigung des von dem Vereine eingeschlagenen Weges mit der Bewilligung eines Beitrages zu dem Kapitalisierungsfonds vorangehen möchten. Die im übrigen an die Fürsten Deutschlands von dem Verein zu stellenden Gesuche würden dadurch in hohem Grade gefördert werden." König Max hatte aber keine Lust, sich an dem vorgeschlagenen „Krystalisirungsprozeß, welcher den von der ganzen Summe fehlenden Betrag herbeischaffen soll", zu beteiligen; kühl läßt er unter dem 7. Febr. 1856 durch seinen Sekretär v. Pfistermeister antworten: „Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, hat von den Vorlagen Euer Hochwohlgeboren „das Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde be-

treffend", mit Interesse Einsicht genommen, lassen für die Mitteilung danken, und behalten Sich vor, die Angelegenheit in Erwägung zu nehmen." — Dieser im obigen Schreiben dargelegten Auffassung ist der Detmolder Verein im Grunde bis in die siebziger Jahre treu geblieben; sie bedeutet ein langsames Versanden der Denkmalssache, aber keine wirkliche Förderung. Mochte der Verein auch durch unliebsame Erfahrungen — der Unterbau hatte mit einem Schuldenbetrag von 4400 Talern abgeschlossen, die später vom Fürsten getilgt wurden — zur äußersten Vorsicht gemahnt werden, der eingeschlagene Weg konnte niemals zum vorgesetzten Ziele führen.

Ein ersprießliches Zusammenwirken zwischen Künstler und Verein war fortan ausgeschlossen. Unter dem 9. Jan. 1861 übersandte Bandel an den Fürsten einen ausführlichen Bericht über seine bisherige Tätigkeit für das Denkmal mit einer rückhaltlosen Kritik des Verhaltens des Detmolder Vereins. „Den Wunsch Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht, mich mit den vier Männern, die jetzt einen Verein fürs Hermanns-Denkmal bilden, in gutes Vernehmen dafür zu setzen, glaube ich aber, bei der Stellung, die diese mir gegenüber angenommen haben, nicht in Erfüllung bringen zu können. Ich kann mich seit dem Schlusse des Unterbaues keinerlei Art von Aufmunterung und Entgegenkommen bei meiner Tätigkeit fürs Denkmal von diesen Männern erfreuen und glaube nach allem Vorgefallenen auf ihre freudige, rüstige Hülfe nicht rechnen zu können." Der Verein wurde nun seinerseits zum Bericht aufgefordert. Dieser Bericht, sehr umfangreich und als Manuskript gedruckt, suchte gegen Bandels Vorstellungen die eigene Stellungnahme zu rechtfertigen; er schließt mit den Worten: „Die Aufgabe, die Bandel sich gestellt hat, ist auch in bezug auf die Herbeischaffung der Geldmittel eine schwierige. Bandel hat hierin Hülfe gefunden, nicht bloß im hiesigen Lande, welches mit Recht sich vorzugsweise an dem Unternehmen beteiliget hat, und in welchem ohngefähr der dritte Teil der sämtlichen bisherigen Kosten zusammengekommen ist, sondern fast durch ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus. Soll ferner wirksame Hülfe erfolgen, so ist notwendig, daß der Plan und die Kostenanschläge vorgelegt werden. Nichts weiter, als dies hat der Verein verlangt. Hinsichtlich des Planes

selbst hat er niemals eine Einwirkung geltend gemacht. Bandel hat früher die Vorlegung des Planes und der Kostenanschläge für notwendig und für unbedenklich gehalten. Auch ist uns unter den zahlreichen Unternehmungen dieser Art, welche während der letzten Dezennien in Deutschland vorgekommen, kein Fall bekannt, wo der Künstler eine solche Vorlage für unerträglich mit seiner Stellung gefunden hätte. Vielmehr hat der Künstler die Vereine und die einzelnen, die sich der Verwirklichung seines Planes annehmen, durch die nötigen Mitteilungen immer gern unterstützt. So möge es auch Bandel tun. Jede Hülfe, die ihm wird, ist ja nur eine Anerkennung für ihn und seinen Gedanken; und es würde in der Tat kein günstiges Zeugnis für sein Werk sein, wenn es wahr wäre, daß er fortwährend nur mit Widerwärtigkeiten und Hemmnissen zu kämpfen gehabt hätte." An die Ausführungen schloß sich ein Rechenschaftsbericht über Einnahmen und Ausgaben für das Denkmal, der erste seit dem Jahre 1843; von der beabsichtigten Kapitalisierung der eingelaufenen Beiträge findet sich in dem Berichte kein Wort.

Wie dem Fürsten, so erklärte Bandel auch dem Vereine selber „deutlichst", daß er mit ihm nicht weiter Hand in Hand gehen könne. Am 7. Febr. 1861 schrieb er ihm: „Ich habe gearbeitet, Hülfe hat sich gefunden und das Werk ist so weit fertig geworden; ich arbeite weiter, und es wird fertig werden. Wenn der Verein für Vollendung des Denkmals noch einmal wirken wird, wird mich's freuen; doch auf dem Wege, den er eingeschlagen hat, gehe ich nicht mit ihm, und will ich das Handeln des Vereins seit dem Schlusse des Unterbaus mit dem meinigen seit dieser Zeit in keinerlei Verbindung auftreten lassen." Die Trennung fiel ihm nicht schwer; er glaubte, daß ihm durch das Verhalten des Vereins in Detmold der Boden unter den Füßen genommen sei: „Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr sehe ich ein, daß dieses dem Denkmalswerke nur zum Vorteile gereichen wird, da nun ... die Denkmalssache aus dem Bereiche der Lipper genommen, wieder als Deutschen Volkes Sache weitergeführt werden könne." Er verlegte daher seine ganze Denkmalstätigkeit nach Hannover und fand wirksame Stütze in dem Verein, der sich dort zur Förderung des Denkmalsbaus im Frühjahr 1862 gebildet hatte und sich als Gehilfen des Det-

molder Hauptvereins betrachtete. Jetzt mit dem Jahre 1862 kam neues Leben in die Denkmalssache; mit der tatkräftigen Unterstützung, die Bandel zuteil wurde, verjüngte sich seine Kraft; mit ungebrochenem Selbstvertrauen ging er an die Vollendung seines Werkes.

Die Jahre 1846—1862 hat Bandel in einem Briefe an Uhde als den schlimmsten Abschnitt seines Daseins bezeichnet: „Ich mußte bei strengster, schwierigster Arbeit mit äußerster Entbehrung jeder Annehmlichkeit leben, die schwersten Trauerfälle (Tod zweier Söhne) und Unglück die Menge lösten einander ab. Daher war ich oft ein geknickter Mensch und hielt mich nur durch mein ehrliches Wollen und Wirken mit steifem, geradem Rücken aufrecht. Ich muß wohl eine absonderlich gute Natur haben, daß ich es aushalten konnte."

XIII. Vollendung des Denkmals; Tod des Meisters

In seinem Vorsitzenden, dem Obergerichtsanwalt Dr. Lüders, hatte der Hannoversche Verein einen Vorsitzenden, der mit Begeisterung für das Werk Umsicht und Tatkraft verband; er war die Seele des Vereins, unerschütterlich in seinem Wollen und arbeitsfreudig im Vollbringen, dabei jederzeit zu persönlichen Opfern bereit. Was dabei schwer ins Gewicht fiel, er verstand es, Unstimmigkeiten auszugleichen und versöhnend zu wirken. „Ohne eine Mittler-Gabe wie die Ihre wäre die ganze Sache längst zerfallen, um ewig in Scherben liegen zu bleiben" (Brief Uhdes an Lüders vom 9. Aug. 1873). Seine Aufgabe war nicht leicht; auch in Hannover gab es genug Widerstände zu überwinden. Die Mehrzahl der Vereinsmitglieder hielt es für wünschenswert, um möglichst großen Einfluß zu gewinnen, daß ein höherer Beamter in den Vorstand hineingewählt werde. Bandel erzählt: „Mir wollte dies durchaus nicht einleuchten; indes ich fügte mich der Majorität und versäumte dann auch nicht, mich diesem Herrn eines Tages vorzustellen. Als er mich sodann fragte, was ich denn eigentlich beabsichtigte, erklärte ich ihm:

„Nun, mein Herr, bauen, bauen!“ „Ja“, erwiderte er ganz erschrocken, „das scheint mir aber doch bedenklich; denn ich fürchte, der französische Gesandte könnte dies als eine Demonstration ansehen.“ Wie ich dies hörte, traute ich meinen Ohren kaum und empfahl mich ihm mit kurzen Worten.“

Das erste, was in Hannover geschah, war, daß ein Aufruf an das deutsche Volk ausgearbeitet wurde. Dieser wurde dem Detmolder Verein vorgelegt, mit der Anfrage, ob er ihn billige. Das Einverständnis wurde ausgesprochen; der Verein sei auch seinerseits entschlossen, nunmehr seine Tätigkeit für die Herbeischaffung der erforderlichen Geldmittel wieder aufzunehmen, und werde damit, sobald ihm der geeignete Zeitpunkt gekommen zu sein scheine, an die Öffentlichkeit treten. Das eifrige Wirken des Hannoverschen Vereins befeuerte auch die Detmolder Tätigkeit; gemeinsame Beratung in persönlichen Zusammenkünften führte zu einem erfreulichen Einvernehmen; über die bei ihm eingegangenen Gelder solle jeder Verein selbständig verfügen. Am 15. Nov. 1862 gab dann endlich der Detmolder Verein seinen 4. Bericht über Einnahmen und Ausgaben heraus, verbunden mit einem Aufruf zur Vollendung des Denkmals; Rundschreiben an die deutschen Fürsten, Städte und Vereine ergingen. Der Erfolg blieb nicht aus; größere und kleinere Spenden aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes gingen ein. Schon im April 1863 lagen mehr als 5000 Taler vor. Auffällig war die Tatsache, daß die Sammlungen in Preußen nur geringe Beträge erzielten. Maßmann, der jetzt eine Professur in Berlin bekleidete, sagte in seinem Unmut: man sei in Berlin aus dem Froschschlamme der Engzufriedenheit noch nicht heraus. (Uhde.) Der in Preußen entbrannte Konflikt zwischen der Regierung und der Volksvertretung wirkte sich ungünstig auch auf die Denkmalssache aus. Die Tatsache, daß der König einen Beitrag von 500 Talern in Aussicht stellte, wenn das Zustandekommen des Denkmals gesichert sei, genügte, um die Teilnahme an dem großen vaterländischen Werke zu verdächtigen. So kam es, daß ganz Preußen in 3 Jahren nur 700 Taler zum Denkmalsbau beitrug, während z. B. die Stadt Wien 1000 Gulden, Osnabrück, Hamburg, Dresden je 100 Taler für das große Unternehmen bewilligten. Der rührige Lippische Konsul in Hamburg Schemmann sam-

melte in kurzer Zeit 654 Taler, die er nach Detmold schickte, mit dem Wunsche, daß sie als „Hamburgische Sammlung für das Hermannsdenkmal" in gesonderte Verwaltung genommen würden. Auch von den Fürsten kamen namhafte Beträge ein; der Fürst und die Fürstin zur Lippe sagten 1500, Prinzessin Luise 200 Taler zu, wenn die Vollendung des Denkmals gesichert sei.

Mit den eingegangenen Mitteln wäre es möglich gewesen, mit der Arbeit am Standbilde zu beginnen; aber der Detmolder Verein weigerte sich, die gesammelten Beträge auszuliefern. Für den 18. Okt. 1863, die 50jährige Jubelfeier der Leipziger Schlacht, war beabsichtigt, den Aufruf zu erneuern. Dazu erschien es in Hannover notwendig, dem deutschen Volke verkünden zu können: „Der Meister hat sein Werk begonnen; Hermanns Kolossalbild ersteht." Als sich der Hannoversche Verein in diesem Sinne nach Detmold wandte, erhielt er zur Nachricht: „Der Beginn der Arbeit sei demselben nur schädlich; zur Belebung der Teilnahme könne kein Gedenktag und kein Aufruf dienen, sondern nur die Sicherheit, daß alles gesammelte Geld in der Detmolder Leihkasse liege." Auch die in Detmold noch lagernden Kupfervorräte wurden erst nach persönlicher Rücksprache herausgegeben.

Diese Verschiedenheit in der Auffassung des Weges, der zur Vollendung des Denkmals einzuschlagen sei, führte zu einem gespannten Verhältnis zwischen beiden Vereinen; die Spannung verschärfte sich immer mehr, so daß die Hannoveraner schließlich auf eigene Faust handelten. Um nicht weiter zu zögern, gab man Bandel freie Hand, nach eigenem Ermessen vorzugehen. Nach seiner Angabe wurde eine von der Stadt Hannover gepachtete Werkstatt ausgebaut und mit dem ganzen zur Arbeit nötigen Werkzeug versehen; am 25. Sept. 1863 erscholl darin der erste Hammerschlag. Da Bandel keine geeigneten Kräfte finden konnte, die nach dem Modell die Arbeiten in Bildhauerweise ausführen konnten, sah er, der nunmehr 63jährige, der Bildhauer, Baumeister, Zeichner und Zimmermann, sich genötigt, selbst den schweren Hammer in die Hand zu nehmen und das ganze Standbild aus den Kupferplatten stückweise herauszutreiben. „Ich bin jetzt Großdeutschlands Kupferschmied und hoffe, daß meine Hammerschläge noch nach Jahrhunderten zu

deutschen Herzen klingen, viel, viel gewaltiger als ich sie führe", mit diesen stolzen Worten meldet er seinem Bruder den Beginn seiner Tätigkeit.

Eine gewaltige Arbeit, die er sich aufgeladen hatte, und dennoch ausgeführt mit der ganzen Anspruchslosigkeit, die sein Wesen kennzeichnet. Von Anfang an hatte er sich vorgenommen, seine Kraft unentgeltlich in den Denkmalsdienst zu stellen. Sein Vermögen (etwa 40 000 Taler) hatte er in den langen Jahren zugesetzt; Schulden drückten ihn. Da drangen seine Verwandten in ihn, nicht auch seine Mühen als Schmiedearbeiter dem Denkmal zu schenken. Doch erst, als er das Kupfertreiben genügend beherrschte, gab er nach und stellte seinen Namen mit einem Taler Tagelohn in die Wochenrechnungen des Denkmals; entschuldigend bemerkt er dazu, er könne sich, dem Vorarbeiter, nicht gut weniger zahlen lassen als seinen Gehilfen. Als später die Löhnung der Schmiede sich erhöhte, bekam „der Kupferschläger Bandel" einen Taler fünf, schließlich einen Taler zehn Groschen, die er aber nur dann beanspruchte, wenn er mitarbeitete. — Bis zum Jahre 1866 waren der Kopf mit dem Helm, der rechte Arm mit dem Schwert, der linke Arm und die beiden Füße bis zur Wade angefertigt.

Die Sammeltätigkeit ruhte keinen Augenblick. Die fertiggestellten Stücke des Standbildes wurden in Hannover für die öffentliche Besichtigung freigegeben und bei dieser Gelegenheit Spenden erbeten. Auch auf der internationalen landwirtschaftlichen Ausstellung in Köln und beim 2. deutschen Bundesschießen in Bremen 1865 wurden sie zur Schau gestellt. Aber der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen; nur geringe Einnahmen wurden erzielt. Die gespannte politische Lage — zwischen dem dänischen und dem östreichischen Kriege — lähmte die Opferfreudigkeit auch in Kreisen, die der Denkmalsidee nicht abhold waren. Wiederum gerieten die Arbeiten aus Mangel an Mitteln ins Stocken. Der Detmolder Verein lehnte jede Unterstützung ab und konnte nur durch wiederholte dringende Aufforderung des Konsuls Schemmann veranlaßt werden, wenigstens die Hamburger Sammlung (700 Taler) herauszugeben (1868).

Die gewaltigen Erfolge der preußischen Waffen im Jahre 1866, die die Einheit unseres Volkes einen bedeutenden Schritt ihrer Verwirklichung näher brachten, führten auch für Bandels Unternehmen eine hoffnungsvollere Zeit herbei. Bandel, obwohl von Haus aus Großdeutscher, stellte sich mit ganzem Herzen auf den Boden der gegebenen Tatsachen; wenn er auch das Ausscheiden der Östreicher tief bedauerte, die sich vollziehende Erfüllung seines stets genährten Wunsches, das Vaterland geeint und stark zu sehen, erfüllte ihn mit höchster Befriedigung. Auf eine Anfrage des preußischen Ministers von Mühler, wo er sein Domizil habe, antwortete er: „Aus preußischem Blut, bin ich in Bayern, Württemberg, Hannover und Lippe gewesen und bin nun mit voller Seele dem preußischen Wollen für mein großes Vaterland zugetan." Mit Verachtung schaute er auf die welfische Partei herab, aus deren Mitte das Wort: „Lieber französisch als preußisch" ertönte[1]). Im Jahre 1866 drangen

[1]) Es ist bekannt, wie feindselig der welfische Geist sich gegen die durch das Jahr 1866 geschaffene Neuordnung der deutschen Verhältnisse stellte. Wie sich diese Gesinnung auch auf die Denkmalssache auswirkte, zeigt der Brief eines hochgestellten Mannes aus dem Jahre 1869: „Meine damals (1863) in Aussicht gestellte Gabe von fünfhundert Talern (wenn die Vollendung des Denkmals damit vollständig gesichert sein würde) kann ich bei der seitdem eingetretenen gänzlich veränderten Sachlage für mich bindend nicht mehr ansehen, weil durch die inmittelst uns überkommenen Ereignisse der Charakter und die Grundidee des Denkmals, zu dessen Errichtung ich helfen wollte, vereitelt ist. Als Bandel die Hand an sein Werk legte und ich und andere dazu nach Möglichkeit helfen wollten, galt es im Hermannsdenkmal ein Wahrzeichen der wieder gewonnenen Freiheit und der Einigkeit Deutschlands in seinen Fürsten und Völkern zu errichten; jetzt liegt Deutschland in Trümmern, und seine Fürsten und Völker sind weder frei noch einig. Dies Hermanns-Denkmal erscheint also jetzt wie eine traurige Ironie, zu deren fernerer Vollendung ich umso weniger beitragen mag, als, wenn der Künstler jetzt sein Werk unter die Protektion Seiner Majestät des Königs von Preußen gestellt hat und damit den preußischen Sieg, welcher Deutschland in einen geographischen Begriff verwandelt hat, verherrlichen will, er wohl nicht von den Besiegten verlangen kann, zu solchem Werke freiwillig mitzuwirken. Will Bandel statt eines Hermanns-Denkmals seinen Bau auf der Grotenburg jetzt als ein Mausoleum Germaniae mit großen Buchstaben bezeichnen und statt des Arminius den deutschen Michel (nach weiland Schinkelschem Schornsteinfeger-Modell) darauf stellen, so will ich einen Beitrag dazu geben. Sonst aber gebe ich nichts!"

die preußischen Truppen auch in die Stadt Hannover ein; Bandels Werkstatt wurde einer Untersuchung — vielleicht auf Waffen — unterzogen. Er schreibt darüber in einem Briefe aus Berlin vom 20. Juni 1866 an den Detmolder Verein: „Am Montag kamen zwei preußische Offiziere mit 2 Mann mit einem großen Nachschlüsselbunde und Beil zur Hermannsdenkmals-Werkstatt; sie wurden, ohne Gewaltmittel brauchen zu müssen, von meinem Sohne eingelassen. Auf ihre Frage, bis wann das Denkmal fertig würde, zeigte dieser aufs Schwert und erwiderte: „Sobald das erfüllt sein wird, was dort steht: Deutsche Einigkeit meine Stärke, Meine Stärke Deutschlands Macht." Das Grundstück, auf dem die Denkmals-Werkstatt steht, ist seit November 1865 meines Sohnes Roderich Eigentum. An die Werkstatt lasse ich nun schreiben: Deutschlands Eigentum."

Für Bandel und sein Werk eröffneten sich jetzt wieder bessere Aussichten. „Freudig, für unser großes Werk hoffen zu können", schrieb er September 1866, „stärkt meinen Mut für mein Wollen; bald wird die Zeit da sein, in der wir weitere Schritte unseres Werkes tun können." König Wilhelm ließ die im Jahre 1862 unter Vorbehalt bewilligten 500 Taler auszahlen, ebenso die Stadt Berlin; im Jahre 1868 wies der König abermals 2000 Taler an, der Oberpräsident der Provinz Hannover Graf zu Stolberg-Wernigerode 200 Taler.

Um die Aufmerksamkeit immer wieder auf sein Werk zu lenken und die Spendefreudigkeit zu heben, griff Ende 1867 Bandel nochmals zur Feder und veröffentlichte in Nr. 52 der Lippischen Sonntagspost einen längeren Artikel: „Hermanns Denkmal. Geschichtlicher Bericht, vom Errichter desselben." In weitem Überblick schildert er die Entstehung des Denkmals, den Gang der Arbeiten, die Einnahmen und Ausgaben, die Hemmnisse, die dem Werke vom Detmolder Verein bereitet waren; er schließt: „Zur gänglichen Vollendung des Denkmals sind noch weiter circa 20 000 Rthl. nötig, wenn Gott mir Leben und Kraft läßt, mein Werk selbst zur Vollendung bringen zu können; im andern Falle würde eine weitere Summe für die Kunstleistungen eines Nachfolgers an meinem Werke erforderlich werden. — Möge der Allmächtige zur vollen reinen Wahrheit werden

lassen, was das Hermannsdenkmal sinnbildlich zeigt: ‚daß das ganze große deutsche Volk wie in einer Spitze mit seiner vollen Stärke treufest zusammenstehe zur ewigen Festigung der ihm innewohnenden Macht und Herrlichkeit'." Wie dieser Bericht in erster Linie für das Lipperland zugeschnitten war, um den Stillstand der Arbeiten auf der Grotenburg zu rechtfertigen, so wirkte in der neuen preußischen Provinz Hannover Dr. Herm. Uhde mit feinem Taktgefühl in den Spalten der „Zeitung für Norddeutschland", die in der Provinzialhauptstadt erschien, für Bandels Sache; regelmäßige Nachrichten über den Fortgang der Arbeit, eingestreute Bemerkungen über den Meister und sein Werk dienten zur Aufklärung der Öffentlichkeit und fanden, da sie von der gesamten deutschen Presse übernommen wurden, im ganzen Vaterlande Verbreitung. Dem gleichen Zwecke wurde ein Besuch, den König Wilhelm im Jahre 1869 dem Künstler in seiner Werkstatt abstattete, dienstbar gemacht; die Zeitungen brachten ausführliche Berichte; in illustrierten Blättern, z. B. der Gartenlaube, wurde die denkwürdige Stunde durch den Stift des Zeichners festgehalten; die Teilnahme an dem großen Werke erhielt neuen Antrieb.

Über den Besuch des Königs berichtet am 14. Juni 1869 Bandel in einem Briefe an seine Frau: „Eben 3¼ geht der König von mir sehr befriedigt ab. Das Hoftor war mit Grün und Blumensträußen geschmückt; der Kopf, auf neu angemaltem Gerüste, steht in einem Eichenkranze, neben ihm das gewaltige Körpereisengerüste und vor dem das Schwert, von der rechten Faust gehalten; über der Inschrift des Schwertes ein dicker Eichenkranz, neben ihm die linke Hand; gegenüber liegt der zusammengeschraubte rechte Arm auf Böcken; der Schild vor meinem Atelier, in dem im ersten Raum rechts das neu gemalte Modell des ganzen Denkmals auf einem schönen Blumenkranz; dann das Cylindergerüste, das Modell der Figur und das des Holzgerüstes im Bogen. Die Tür zu meinem Zimmer ausgehoben und die Modelle, alle gereinigt, an den Wänden geordnet, in der Mitte das Christkind. In der Schmiede die Ambosse in einer Reihe, das linke Bein und im hohen Raum das ganze rechte Bein.

Es regnete etwas, als der König vorfuhr; bei ihm war Stolberg[2]), Prinzen und Adjutanten. Tussi, Karlin... (Enkelinnen Bandels) streuten vom Wagen an in die Schmiede sehr schöne Blumen; ich führte den König sogleich des Regens wegen in diese, und da streuten die Mädchen ihm noch die schönsten Blumen. Der König wandte sich zu ihnen und frug: ‚Gehören sie auch zum Hermann?' und sagte ihnen ein paar freundliche Worte. Der König ist ein großer, schöner und sehr freundlicher Herr und schnackte[3]) zuerst mit mir über die Größenverhältnisse; das Bein brachte ihn dazu. Beim Heraustritt aus der Werkstatt sagte er, den Arm erblickend: ‚Das große Bein', und als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß es ein Arm, lachte er und sagte zu seiner Begleitung: ‚Da könnt Ihr sehen, was ich für anatomische Kenntnisse habe.' Es regnete immer noch etwas, und führte ich ihn in das Atelier, wo er unter der Türe stehend das Schild und den Kopf vor sich hatte. Ich beschrieb die Modelle, und nachher frug er: ‚Was steht auf dem Schilde?' — ‚Treufest — das ist unser Schild.' Er: ‚Ja, wahr.' Ich darauf: ‚Und auf dem Schwerte steht: Deutsche Einigkeit meine Stärke. Meine Stärke Deutschlands Macht.' Das gefiel ihm, und zu Stolberg sagte er im Eifer: ‚Richtig, das ist wahr.' Ich: ‚Und Euer Maj. haben wir's zu danken, daß wir die Macht haben.' Er: ‚Nicht ganz, uns fehlt noch viel.' Bald ging er auch, nachdem ich ihm die Herren Lüders, v. Kaven und Köhler, die da waren, vorgestellt — Rumpler[4]) war mit Adjutanten in der Schmiede geblieben — in mein Zimmer und besah die Modelle, die 4 Jahreszeiten (vgl. S. 343) am längsten; da fing Lüders über den Stand der Gelder an zu schnacken, dankte und erzählte mit klassischer Ruhe, daß wir noch viel brauchten und bat um sichere Hilfe. ‚Ich werde tun, was möglich; aber nicht alles. Setzen Sie in die Zeitung, daß ich da war, machen Sie Reklame damit!' Dabei schüttelte er sich und lachte; Lüders schnackte, daß das Unternehmen scheitern könne. Das nahm ich krumm und sprach dagegen. Es ist mir wieder klarer, daß es dem Könige

[2]) Graf zu Stolberg-Wernigerode, Oberpräsident von Hannover.

[3]) Im Bandelschen Sinne = reden, sprechen mit der Nebenbedeutung des Freundlichen, Gemütlichen; ähnlich schwatzen.

[4]) Die vier Herren gehörten zum Vorstand des Hannoverschen Vereins für das Hermanns-Denkmal.

lieb, wenn die Südherren mithelfen, und werde ich dort anbohren. Baurat v. Kaven frug er: ‚Haben Sie den Bau entworfen?‘ Ich darauf: ‚Das habe ich besorgt.‘

Beim Fortgehen schwatzte er noch über die Arbeit mehr. Vorher kam er mit Zweifeln an der möglichen Festigkeit. Ich sagte ihm, daß der freistehende Kopf beim stärksten Sturme nicht einmal zittere, daß ich vom Architekten- und Ingenieurverein ein Gutachten eingeholt und dieser 60fache Sicherheit herausgerechnet. ‚Das ist wohl genug, Majestät?‘ Da lachte er und: ‚Das wird's wohl sein. Und das haben Sie alles gemacht?‘ Drauf sagte er Worte des Lobes und Dankes und stieg mit den Worten ein: ‚Nun, 50 Jahre weiter wird's nicht nötig haben.“

Auch an die Jugend wandte sich der Hannoversche Verein, um zu Gaben anzuregen. Wie Bandel hierzu stand, ergibt ein Antwortschreiben, das er im Jahre 1865 an Prof. Dr. Herbst, Gymnasialdirektor in Bielefeld, richtete. Dieser hatte 8 Rthl. als erste Rate einer unter seinen Schülern begonnenen Geldsammlung eingeschickt, mit der Zusicherung, die Sammlungen in Bielefeld fortzusetzen und sie auch in anderen Schulen Westfalens anzuregen. Hocherfreut schrieb Bandel: „Vor allen Gaben für die Vollendung freuen mich die Gaben der Jugend stets am meisten; lebt doch in dem frisch und kräftig an Geistes- und Körperkraft heranreifenden Geschlecht die Sicherheit unseres in ewiger Jugendfrische mächtigen Fortlebens. Ein kaum den Jünglingsjahren entwachsener Jüngling Armin führte unser Volk in die Reihe der mächtigsten Völker ein; vor einem halben Jahrhundert sah ich die Macht der sich Bahn brechenden deutschen Jugendkraft; möchte der Jugend Armins Bild, das damals in mir erstund, immer und immer ein Mahnzeichen sein und bleiben, daß wir uns nie durch uns fremdes Wesen einlullen und umketten lassen dürfen; möge es ein Zeichen unserer Kraft in Einigkeit und unseres frischen tatkräftigen Zusammenwirkens für die Macht unseres großen Volkes werden!“ Schon im Jahre 1862 hatte man versucht, die Herzen der Schüler für das Denkmal zu erwärmen und von ihnen Beiträge zu erlangen. Ein an die Lehrer und Schulvorsteher gerichteter Aufruf hatte wenig gefruchtet; diesmal wandte man sich „an den Primus der ersten Klasse“ von dreihundert der wichtigsten Schulen

Deutschlands und Östreichs. Ein gedruckter Brief berichtete von der Entstehungsgeschichte des Hermannsdenkmals und knüpfte daran die Bitte um Beiträge: „Wir vertrauen, daß das heranwachsende Geschlecht die nationale Sache willig fördere; winkt doch gerade ihm Hoffnung, den Tag zu schauen, wo unseres Vaterlandes Jahrhunderte langer Traum — der Traum deutscher Einigkeit, Macht und Freiheit — endlich in Erfüllung geht.“ Diesmal verhallte der Mahnruf nicht erfolglos. In sämtlichen deutschen Ländern ohne Ausnahme bewiesen die Schüler ihre Opferfreudigkeit; selbst aus Östreich, z. B. aus Innsbruck, Villach (Kärnten) gingen Gaben ein. Schon bis Weihnachten 1869 sandten 70 verschiedene Schulen 1231 Taler; diesen folgten später noch weitere 1082, in größeren und kleineren Beträgen. Aus Hannover erhielt die Vereinskasse 72 Taler, wozu ein Konzert der Schüler des Lyzeums das meiste beigesteuert hatte; die reichste Gabe kam vom Vitzthumschen Gymnasium zu Dresden, 100 Taler 14 Groschen. Noch im Herbst 1870 sandte der Vorsteher einer Privatschule in Hamburg 28 Taler „in einer sonderbaren Münzsammlung“ — „den Wert der einen (hannöv.) Münze weiß ich selbst nicht einmal zu bestimmen“ — mit dem Bemerken, es seien die Originalbeiträge der Knaben, Reste ihres Taschengeldes, welches sie von einer Wanderfahrt durch das Weserland übrig behalten; „auf meinen ausdrücklichen Wunsch“, schrieb der Vorsteher, „wurde die Summe nicht von den Eltern, sondern von den Ersparnissen der Knaben, zum Teil in sehr kleinen Beiträgen zusammengebracht. Ich legte dieser Art des Gebens größeren Wert bei.“ Aus Berlin schickte zunächst nur das K. Wilhelms-Gymnasium 22 Taler; nach und nach kamen andere Anstalten nach. Der Primus einer Realschule hatte nicht mehr als 8 Taler sammeln können und schrieb betrübt: „Gefühle lassen sich nun einmal nicht kommandieren — und wo das Herz schweigt, da schließt sich auch der Beutel.“ Ein Schüler der Fürstenschule zu St. Augustin bei Grimma übermittelte 5 Taler und gab seiner jugendlichen Begeisterung für das große vaterländische Werk, das die Brust jedes Deutschen mit stolzem Nationalgefühl erfüllen müsse, ergreifenden Ausdruck. Der frühere Primus habe sich um das Nationalwerk wenig gekümmert; er sei daher für das herrliche Symbol der

Kraft und Größe unseres Vaterlandes in die Schranken getreten. „Möge, wie einst das stolze Standbild der Pallas Athene auf der Akropolis die Stämme der Hellenen zu treuem Zusammenhalt ermahnte, auch dieses gigantische Ehrendenkmal deutscher Kraft und Größe auf des Teutbergs waldiger Höhe uns und unseren Nachkommen als Mahnung dienen, zu jeder Stunde bereit zu sein, treueinig mit Herz, Mund und Hand für das deutsche Vaterland und seine Ehre einzutreten!" Der Primus des Gymnasiums (Christianeums) in Altona sandte im Juni 1870 39 Taler; die meisten der dortigen Primaner, unter ihnen auch er selber, hätten die Feder mit dem Schwerte vertauscht, um als Freiwillige an den Rhein zu ziehen. „Mögen diese Zeilen Ihnen einen Beweis davon geben, daß wir mit freudigem Herzen nicht nur kleine Gaben an Geld, sondern auch Blut und Leben für patriotische Zwecke und das Wohl des allgemeinen deutschen Vaterlandes hingeben, daß auch in Schleswig-Holstein treue deutsche Herzen schlagen mit derselben Begeisterung, wie in der Mitte Deutschlands."

Daß man in Östreich mit dem Aufruf keinen besonderen Anklang fand, ist nach den Ereignissen des Jahres 1866 leicht begreiflich; daß aber auch dort der deutsche Gedanke nicht völlig erstorben war, beweist ein Brief des Primus des Staatsgymnasiums zu Troppau (Östreichisch-Schlesien); er habe sogleich nach Empfang des Aufrufs für das Denkmal gesammelt; „aber obwohl die studierende Jugend die Verlesung des Rundschreibens und die von mir hinzugefügten Worte der Aufforderung mit freudiger Akklamation begrüßte, wurde das rasche Zustandekommen der Kollekte gestört durch einen Professor des Gymnasiums, der als einer der verbissensten Czechen bekannt ist. Wohl nicht ohne Anspielung darauf, daß ich ein Preußisch-Schlesier bin, nannte er mich einen „Hochverräter", und beschwerte sich derart bei der Direktion, daß mir ‚auf Weiteres' die Sistierung der begonnenen Sammlung aufgetragen wurde. Als jedoch Freiherr Hermann von Pillersdorf (der Landespräsident von Schlesien) dem Direktorate die Zulässigkeit solcher Sammlung dartat, setzte ich mit Eifer das begonnene Werk fort, und es gelang mir, bei der regen Teilnahme, welche die deutsche Jugend dafür zeigte, obwohl die Zahl der Studierenden des

Gymnasiums überhaupt keine große, die Zahl der reichen darunter aber eine äußerst kleine ist, dennoch einen Betrag von 90 fl. 30 Kr. ö. W. zusammenzubringen."

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 brachte neuen Aufschwung. Bandels Innere wurde von den gewaltigen Geschehnissen mächtig bewegt; mit höchster Genugtuung konnte er aussprechen: „Was all meinem Handeln Richtung gegeben, tritt nun in Wirklichkeit; mein Denkmal, das ich als Mahnzeichen hinstellte, wird ein Zeichen unserer Macht." Nun trat die Bedeutung des von ihm geschaffenen Werkes in ein neues Licht. Am 4. September 1870, als die Botschaft von dem Siege bei Sedan in Detmold eingetroffen war, versammelte sich aus freiem Antrieb das ganze Lipperland an dem halbfertigen Denkmal auf der Grotenburg. „Seit dem Feste der Grundsteinlegung", versicherte ein Augenzeuge, „hatte der alte Teut eine solche Menge festfröhlicher, jubelnder Menschen nicht gesehen; zum ersten Male ward eine mächtige deutsche schwarzweißrote Fahne auf der Höhe des Baues aufgepflanzt und entfaltet." Jetzt wurde die Vollendung des Denkmals Pflicht und Ehrensache des gesamten Volkes. Schon am 24. Oktober 1870 ging von einem Ungenannten als „Gabe eines Patrioten" ein Betrag von 1000 Talern ein; eine Schule bei Trier sandte 54 Taler; kleinere Beträge liefen ununterbrochen ein. Der Deutsche Reichstag bewilligte 10 000 Taler zur Vollendung des Denkmals; Friedrich Krupp in Essen schenkte die dem Innern des Schwertes noch fehlende Stahlstange im Gewichte von 225 kg; Fürst Leopold stellte das Holz zu dem Zuggerüste, das um den Unterbau gelegt werden mußte, aus seinen herrschaftlichen Forsten leihweise [5]) zur Verfügung. Die Kosten für die Herstellung des Gerüstes zur Aufbringung der Figur auf den Unterbau sowie die Kosten für die Aufbringung selbst und der Befestigung der Figur an ihrem Standorte übernahm der Detmolder Verein. Als dann im Anfange der siebziger Jahre — zur Zeit der Gründerjahre — die Löhne und der Preis der Materialien außergewöhnlich gestiegen waren, überwiesen der Fürst zur

[5]) Zu diesem Holzgerüste bedurfte Bandel ganzer Bäume; das Holz verlor durch die Verzimmerung wenig an seinem Werte und konnte später wieder verwandt werden.

Lippe, die Fürstin und Prinzessin Luise die Beträge, die sie 1862 unter der Voraussetzung gezeichnet hatten, „daß die einzelnen Geldmittel bzw. die Fortschritte im Weiterbau die Vollendung des Denkmals in Aussicht stellten": der Fürst 1300 Taler, die Fürstin und die Prinzessin je 200. Auch der Kaiser bewilligte aus seinem Dispositionsfonds noch eine Beihilfe bis zum Betrage von 9000 Talern. —

Im Detmolder Verein begann es zu kriseln. Archivrat Falkmann erklärte unter dem 19. Januar 1870 seinen Austritt: „Der Verein für das Hermannsdenkmal hat im Laufe der letzten Jahre öfter die Erfahrung machen müssen, daß sein Verhalten zur Denkmalssache, nicht allein von Bandel, sondern auch im größeren Publikum mißbilligt ward, teils weil wir die Herausgabe der gesammelten Beiträge zu den Arbeiten Bandels verweigern, teils weil man die Tätigkeit in größerem Maßstabe für Herbeischaffung der Mittel von uns erwartet und die Vollendung des Denkmals nach den bisherigen Erfahrungen sich in unabsehbare Ferne zu verlieren scheint ... Ich bin selbst im Laufe der Zeit gegen unsern Standpunkt mehr und mehr mißtrauisch geworden und fühle mich außerstande, denselben andern gegenüber warm und wirksam zu vertreten ... Man kennt ihn (den Verein) fast nur durch den Zwiespalt, in welchen er mit dem Hannöverischen geraten ist, und schon dieser Zwiespalt allein ist in den Augen des größeren Publikums ein schweres Mißgeschick für die Denkmalssache. So bin ich allmählich zu der Überzeugung gelangt, daß ich meinerseits ein nutzloses Mitglied des Vereins bin und daß es überhaupt im Interesse unserer Sache und ihrer wirksamen Förderung liegt, wenn der Verein sich durch neue Kräfte rekrutieren würde, welche, frei von den uns anklebenden Traditionen, an die Hauptfrage unbefangen herantreten und sodann weitere Pläne entwerfen können. Ich hege keinen anderen Wunsch, als daß die davon zu erwartende vielseitigere Deliberation dem wahren Zwecke unsers Vereins förderlich sein möge. Ich erlaube mir, unter diesen Umständen meinen Austritt aus dem Verein ergebenst anzuzeigen."

Der in Bandels Lebenserinnerungen häufig genannte Geh. Kammerrat Stein hat unter diese Eingabe geschrieben: „Völlig einverstanden." Aber die dem Vereine „anhängenden Tradi-

tionen" wirkten unverändert fort, solange die alten Mitglieder ihre Anschauungen geltend zu machen wußten. Erst als im Jahre 1873 die beiden Hauptvertreter der alten Zeit Petri und Stein — der eine war gestorben, der andere von Detmold verzogen — ausgeschieden und an ihre Stelle neue Mitglieder — Minister von Flottwell, Obergerichtsrat Eschenburg, Bürgermeister Dr. Petri — getreten waren, wurde das Steuer umgeworfen und ein anderer Kurs eingeschlagen. Die Spannung zwischen Detmold und Hannover löste sich; beide Vereine reichten sich endlich die Hand und führten in ungetrübtem, einmütigem Zusammenwirken den Denkmalsbau zum endgültigen Abschluß. Der neu ergänzte Verein schrieb unter dem 16. Sept. 1873 an Bandel: „Mit erneuten Kräften werden wir nun wieder die uns gesteckte Aufgabe fortführen, Sie, hochgeehrter Herr von Bandel, bei Ihrem uns so sehr am Herzen liegenden patriotischen Unternehmen, soviel es in unserer Macht liegt, zu unterstützen ... Wir haben deshalb auch sofort beschlossen, so schnell als möglich die hier vorhandenen Mittel, soweit uns nach dem Willen der Geber schon eine Verfügung zusteht, flüssig zu machen, um damit die Zahlung der noch rückständigen Rechnungen und die Deckung der für die nächste Zeit in Aussicht stehenden Ausgaben zu bewirken, soweit die Mittel eben reichen." Erleichtert konnte Bandel aufatmen: „Für mich besteht jetzt e i n Verein für Vollendung des Denkmals, Hannover-Detmold."

So lichtete sich Jahr für Jahr das Dunkel, das so lange über dem Denkmalsbau geschwebt hatte, und helle Sterne leuchteten über Bandels letztem Schaffen am Hermannsstandbild. Jetzt mußte aller Zweifel verstummen, ob die Vollendung des Denkmals gesichert sei. Mit verjüngter Kraft ging der Meister ans Werk. Von Dankbarkeit und Verehrung für den greisen Kaiser erfüllt, bat er diesen, sein Brustbild in Erzrelief in einer der Nischen des Unterbaus anbringen zu dürfen. Nach längerem Zögern wurde die Genehmigung erteilt; den Lorbeerkranz um die Stirn lehnte der Kaiser in seiner Bescheidenheit ab. Das Modell in Gips hat der Meister selbst gearbeitet; 1872 schreibt er: „Ich arbeite nun auch schon am Reliefbilde des Kaisers Wilhelm, das am Denkmal angebracht werden wird; die In-

schrift habe ich auch schon entworfen. Ich werde den Kopf selbst in Kupfer treiben; jetzt modelliere ich ihn erst in Gips. Dies Bild macht mir viele Freude: Gott erhalte den alten Herrn noch lange zu des Reiches Wohl, mit ihm seine Treuen!" Zur Herstellung des Reliefs hatte der Kaiser ihm auf seine Bitte eine bronzene Kanone geschenkt, die bei Gravelotte erbeutet war; das Relief selber wurde von Howald in Braunschweig in einer Größe von 5 Fuß im Quadrat gegossen.

Die letzte, schwierige Arbeit stand bevor: die Aufbringung des Standbildes auf den Unterbau. Nachdem Bandel alle vorbereitenden Arbeiten in Hannover abgeschlossen hatte, verlegte er mit seiner Enkelin Karoline, der Tochter seines Sohnes Arnulf, seine Wohnung wieder nach dem Teutoburger Walde; am 21. Juni 1871 traf er dort ein. In Detmold wohnte er im „Lippischen Hofe", dessen Besitzer A. Müller ihm in herzlichster Verehrung zugetan war und ihm das Leben so angenehm wie nur eben möglich zu gestalten suchte. Aber es hielt ihn hier nicht lange; er zog hinauf auf die Grotenburg, wo er mit seiner Enkelin in dem Blockhause, das man ihm nach seinen Angaben errichtet hatte, eine mehr als bescheidene Unterkunft fand. Sein Freund Uhde, der ihn im August 1871 besuchte, hat eine anschauliche Schilderung seiner Behausung gegeben. Auf die Anzeige seines Besuches hatte ihm Bandel ein ulkiges Briefchen in bayrischer Mundart geschrieben:

Am Hermannsdenkmal, den 7. Aug. 1871.

Lieber, Verehrtester!

Na oba, des is scheen, des is g'scheit, daß Es kimme wollt, um mi in meiner Zweisiedelei da obn afn Berg zu b'sucha; kimmts nur bald megli! Wohnts Lippscher Hof, und kimmts bald afi z'mir, wenns a is; i bin immer daham.

Mei Carlin' lacht' hell auf, als 's g'hört, daß kimme wollt. Nu bhit Enk Gott!

Der Ihnen treu ergebene Alte vom Berge.

J. C. v. B.

Als Uhde auf der Grotenburg angelangt war, rief er Bandels Namen. „Rasch erschien der Freund, begrüßte mich herzlich und ließ dann einen schrillen Pfiff ertönen, welcher lang ge-

zogen widerhallte. ‚Der gilt Karoline', sagte er dann; ‚wir hausen hier nach Hinterwäldler Art.' Das frische Mädchen sprang herbei und wir traten in das Blockhaus.

Es war äußerst flüchtig zusammengezimmert und mit Dachpappe gedeckt, die im Sonnenschein sehr übel roch. Eine Veranda, welcher eine betagte, grüne Holzbank — sie hatte noch die Tage der Entstehung des Unterbaus gesehen — zum besonderen Zierat gereichte, war fast der behaglichere Aufenthalt; der Innenraum ließ eigentlich alles zu wünschen. Er diente zum Empfangs-, Wohn-, Eß-, Schreib- und Schlafzimmer zugleich; unter dem einzigen Fenster stand der alte Gefährte des Meisters: sein Zeichnentisch, der die Wanderung von Hannover mitgemacht und, wie die darauf verstreuten Blätter und Briefschaften bewiesen, seinen Zweck schon wacker erfüllt hatte. An einer Ecke dieses Tisches war eine große Kaffeemühle festgeschraubt; Bandel schritt zu einem Bort, welches Speisekammer, Milchstube und Weinkeller vorstellte, nahm Bohnen und schüttete sie in die Mühle; indes er sie zermalmte, holte Karoline vom ‚Bandelsborn'[6]) frisches Quellwasser, und auf einem Spiritusflämmchen ward Kaffee gekocht. Alle andere Kost lieferte die Frau des Denkmalswächters, der etwa 500 Schritte entfernt in jenem Wärterhäuschen wohnte, über dessen Errichtung der Meister einst so schweren Ärger gehabt; das Essen war reichlich, aber grob zubereitet, denn der Wächter, ein schlichter Tagelöhner, lebte nach der Weise eines solchen.

Die Möblierung des Blockhauses bestand aus drei hölzernen Schemeln; in ganz Detmold hatte niemand daran gedacht, dem Greise einen Lehnstuhl auf den Berg zu schicken. Auch der durch einen Vorhang abgeteilte Schlafraum wies keinerlei Bequem-

---

[6]) Das für die Bauarbeiten notwendige Wasser hatte anfänglich von der halben Höhe des Berges heraufgeholt werden müssen, bis Bandel an einer sumpfigen Stelle oberhalb des Steinbruchs eine Quelle auffand, die er mit Mühe und Sorgfalt zum Sprudeln brachte. Diese Quelle, „Bandelborn" genannt — sie liegt unmittelbar unterhalb des jetzigen Gasthofes — lieferte nicht nur reichlich Wasser zum Bau, sondern auch ein klares und gutes Trinkwasser. Das überfließende Wasser wurde in zwei am Hange des Berges untereinander liegenden Teichen aufgefangen, die von Bandel Seen genannt wurden. Am 15. 5. 1874 war es „sakrisch kalt. Die beiden Seen des Bandelborns hatten Eis".

lichkeit; auf bretterner Unterlage befanden sich links die Bettstücke des Großvaters, rechts die der Enkelin; dazwischen stand die große Kiste, welche Kissen und Matratzen von Hannover hergeschafft. Seitwärts lagen Teile der Verankerung, Kupferstücke, eiserne Werkzeuge, Geräte aller Art, hing Kupferdraht, der zum Blitzableiter am Denkmal gebraucht werden sollte, usw. Dazwischen herum krochen oder surrten Hirschhornkäfer, Schmetterlinge, Spinnen etc. War Kuchen, Zucker, Brot oder sonst Eßbares vorhanden und im ‚Speiseschranke' untergebracht, so wimmelte es alsbald von Ameisen, höchst lästigen Gästen, welche gar nicht fernzuhalten waren. Im Felde hatte ich manches erbärmliche Lager unserer Krieger gesehen und mich oft selbst kümmerlich beholfen; gleichwohl konnte ich aus meinen Erinnerungen fast nichts der dürftigen Einrichtung an die Seite setzen, wie ich sie bei dem Künstler traf, der ein deutsches Nationaldenkmal zu vollenden im Begriff stand .... Als ich am nächsten Tage wieder die Grotenburg aufsuchte, kam mir Bandel lachend entgegen. ‚Wissen Sie auch, daß mir gestern abend der Fuchs das Nachtessen aufgezehrt hat?' Ich wußte es natürlich nicht und hörte jetzt, daß die Wächtersfrau das Essen, einen Salat mit Spiegeleiern, gerade gebracht hatte, während der Meister mich begleitete; sie nahm an, er werde gleich zurückkehren, und setzte die Schüsseln auf die Bank vor dem Blockhause, da sie dieses verschlossen fand. Eher noch als Bandel, erschien aber Meister Reinecke und vertilgte die Eier; Ersatz war nicht mehr zu beschaffen, und in der ‚Zweisiedelei' ließ man sich an einem Käsebutterbrot genügen."

In dieser mehr als einfachen Hütte hauste Bandel bis 1873. Im Oktober dieses Jahres zog seine Gattin mit auf die Grotenburg; da mußte sich die Bandelhütte eine gewaltige Umwandlung gefallen lassen. „Sie würden sich wundern", schreibt Bandel am 15. 10. 73 an Uhde, „über die Veränderungen meiner Hütte, die nun ein wahrer ‚Palast i bitt ehne'[7]) geworden ist. Salon blaue Wände, weiße Vorhänge, Blumen vor

[7]) Der Maler Crola hatte einstmals Bandels unscheinbare Hütte scherzhaft „Palazzo, i bitt ehne" genannt. „I bitt ehne" ist eine süddeutsche Entschuldigungsformel, die angewandt wird, um einen Ausdruck zu berichtigen. Crola wollte also humoristisch sagen, daß es beileibe keine Hütte, sondern ein Palast sei.

den Fenstern, außen gewachsene und Geburtstagssträuße in grünen Gläsern 6. Okt. Mamas Geburtstag, der von Detmoldern mit Singständchen und Denkmalsbeleuchtung gefeiert wurde), warme Fußteppiche, ein schöner Kanonenofen, Musikflügel, und staunen Sie — ich hab's wohl Ihrem Zeitungsaufsatz zu danken — ein mir viel zu bequemer, mich fast ganz umfassender Armstuhl. Das Ding ist mir zu weichlich, liebe solche Kraftschwächer nicht; der Detmolder freundlicher Wille, mir's bequem zu machen, freut mich aber doch gar sehr. Der Schlafraum ist weiß tapeziert, und hinter ihm ist noch ein gleich großer, d. h. kleiner Raum angebaut. Die Vorhalle ist noch von der grünen Bank ausgefüllt. Wilder Wein ist am Giebel aufgewachsen. Mensch, du hast zu viel des Bequemen und — mir war der Bretterkasten im Walde lieber, poetischer; jetzt kommt mir das Ding wie die transportable Wohnung von Seiltänzern oder Waffelbäckern vor." —

Auf der Grotenburg lebte Bandel schlecht und recht seinen Arbeiten. Zahlreiche Besucher fanden sich ein, und oft wurden ihm Huldigungen dargebracht, denen er aber, wenn eben möglich, aus dem Wege zu gehen suchte. Daß sein Wirken auch im Lipperlande trotz der unfreundlichen Haltung des Detmolder Vereins freudig gewürdigt wurde, bewies die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Detmold, die Magistrat und Stadtverordnete der Residenzstadt kurz nach Wiederaufnahme der Arbeiten auf der Grotenburg einstimmig beschlossen hatten „zur Anerkennung seiner langjährigen unermüdlichen Leistungen im Schaffen, Fördern und Vollenden des deutsch-nationalen Werkes des Hermanns-Denkmals". Die Bürger Detmolds zahlten damit eine längst fällige Schuld, wie der Bürgermeister Dr. Petri sagte. — Eine gleiche Ehrung erfuhr er 1874 von seiner Vaterstadt Ansbach. In einem Briefe vom 28. Febr. 1874 heißt es: „Vor ein paar Tagen habe ich das Ehrenbürgerrechts-Diplom von meiner Vaterstadt Ansbach erhalten; es ist sehr schön künstlerisch ausgestattet, ein Meisterwerk in jeder Hinsicht, erfunden und ausgeführt von Eugen Freiherrn von Löffelholz — er war Königl. Reallehrer — einem Nürnberger. Eine schöne Einfassung in Goldornamenten umschlingt oben unser wunderschön gemaltes Wappen und in den Ecken das

Haus, in dem ich als Kind lebte, und unser Haus, in dem wir zuletzt in Ansbach gelebt. In der Mitte der Seiten ist mein Geburtshaus und gegenüber des Vaters Grab, unten in den Ecken 2 Innenansichten Ansbachs und der ganzen Länge nach Ansbach mit dem gemalten Stadtwappen; darunter in silberner Kapsel das alte Stadtwappen von 1532." —

Die Arbeiten schritten rüstig fort. Das Standbild mit allem, was zur Aufstellung erforderlich war, wurde in Hannover angefertigt; auf der Grotenburg wurde nur das Holzgerüst, das bis zur Höhe des Unterbaus reichte, hergestellt. Ehe nun die Aufstellung der Figur auf dem Unterbau erfolgte, wurde, um gegen alle Möglichkeiten gesichert zu sein, in Hannover eine Probe-Aufstellung vorgenommen. Die Zusammenstellung der einzelnen Figurenteile und die Verwendbarkeit des sehr verwickelten Holzgerüstes mußten einer sorgfältigen Prüfung unterzogen werden. Der Versuch verlief ohne jeden Zwischenfall; alles klappte, wie es der Meister vorgesehen hatte. Nun wurden alle Stücke der Figur wie des Gerüstes nach der Grotenburg verladen und die Werkstätte in Hannover am 23. Sept. 1873 geschlossen. Nachdem im Frühjahr 1874 das Holzgerüst aufgestellt war, begann man zunächst mit dem Aufwinden des inneren Eisengerüstes. Außerordentliche Schwierigkeit bereitete der Hauptträger in einem Gewichte von 67½ Zentnern; nach siebenstündiger, angestrengtester Arbeit war er glücklich an Ort und Stelle gebracht. Dann wurden die einzelnen Teile der Figur um das Eisengerüst gelegt. Es gelang nicht, wie Bandel gehofft hatte, in diesem Jahre damit fertig zu werden. So blieb denn das Holzgerüst den Winter über um das Denkmal stehen; es hat allen Stürmen getrotzt, ein Beweis, wie sicher und genau Bandel bei der Anfertigung zu Werke gegangen war. Sobald der Frühling 1875 es gestattete, wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Die schwierigste und gefährlichste Aufgabe stand noch bevor: das 11 Zentner schwere, 24 Fuß lange Schwert in die Hülse der rechten Faust einzulassen. Klopfenden Herzens hatte der Meister diesem Augenblick entgegengesehen. Am 1. Mai wurde das riesige Schwert von der Kuppel aus emporgewunden; bald schwebte es an dem Zuggerüste in der Luft; langsam wurde es gesenkt und, von sicherer Hand geleitet, in

die Hülse eingelassen. Fest hielt die gewaltige Kupferfaust das ragende Schwert, und hell in der Maiensonne glitzerten die vergoldeten Buchstaben der Inschrift: „Deutsche Einigkeit meine Stärke. Meine Stärke Deutschlands Macht.“ Die 6 Männer oben jubelten laut und sangen: „Nun danket alle Gott!“ Der Meister hatte des engen Platzes wegen oben bei seinen Arbeitern nicht sein können; unten im Walde liegend, hatte er die Arbeiten verfolgt. Nun war seine Sorge abgeschüttelt; er dankte gerührten Herzens dem Allmächtigen, der das kühne Werk so gut gelingen ließ. — Weniger Sorge und Mühe bereitete die Aufstellung der übrigen Teile: zunächst wurden der Kopf und die Helmflügel angebracht, zuletzt der römische Adler und die Rutenbündel, auf die der linke Fuß tritt. Daß diese Zusammensetzung der einzelnen Stücke sicher und ohne alle Störung verlief, verdankte der Meister vor allem seinen lippischen Arbeitern, deren Zuverlässigkeit und Geschicklichkeit er dankbar anerkennt: „sie klettern wie die Katzen, es sind verwegene Jungen“ (vgl. S. 288 ff.).

Und der Meister: trotz aller Sorgen, die auf ihm lasteten, trotz aller Mühen, die den Tag über nicht abrissen, fühlte er sich wohl und glücklich in seinem kleinen Reich oben auf der Grotenburg. Mit empfänglicher Seele ließ er die Natur auf sich einwirken, die in unvergleichlicher Schönheit weit ausgebreitet vor ihm lag; aus ihr schöpfte er immer wieder frische Nahrung, neues Blut. An die Gemahlin seines Sohnes Roderich schreibt er am 4. April 1874: „Recht freudig hast Du mich mit der süßen Sendung (Kuchen) überrascht; sie kam eben zur rechten Zeit als Nachtisch zu den bekannten Rüben und Kartoffeln, die nun wieder mit Kartoffelrüben abwechseln... Schön ist's hier oben trotz Sturm und Regen; es geht doch nichts über reine Luft und rüstige Arbeit in ihr.... Heute wunderschönes Wetter, Vogelsang überall. Wir haben wilde Rosenbüsche gepflanzt am Wege. — Nachts 10. Der Himmel wunderbar rein, die Sterne schimmern in allen Farben in vollster Pracht — es ist wunderschön.“ — Inneres Behagen atmen die Zeilen, die er am 11. Sept. 1874 an seinen Sohn Roderich richtet: „Deine Mutter, mein Kalender, hat sich dieses Mal vor vielem Nachdenken über ‚ob die Ärmel viereck oder rund an neuen Hemden, die sie

ihrem Bruder Adalbert macht, werden müssen und ob 80 oder 100 Maschen auf eine Nadel für Strümpfe, die sie für Angelika strickt, aufgefaßt werden müssen', so geirrt, daß sie heute erst Deinen Geburtstag anzeigte mit wahrem Jammergeschrei über ihre Vergeßlichkeit und Schelten darüber, daß ich ihn am 12ten wähnte. Bei dem fürchterlichen Wetter hat sich ein Detmolder herauf verirrt, und schicken wir Dir durch ihn nun eiligst unsere herzlichsten Glückwünsche ..." Die Unterschrift unter den Briefen lautet hier und da: „Papa Ernst, gen. der Alte vom Berge." —

Bewunderungswürdig ist bei dem mehr als Siebzigjährigen: trotz der schweren Sorgenlast, die nun schon seit Jahrzehnten auf seinen Schultern ruhte, trotz der angestrengten Arbeiten, die die ganze Spannkraft seines Geistes erforderten, sein künstlerischer Schaffensdrang war ungebrochen geblieben. Der Krieg von 1870/71 hatte den nationalen Gedanken hell aufleuchten lassen; der Kunst war Gelegenheit gegeben, das gewaltige Geschehen und den Geist der Zeit in sichtbarer Gestalt den kommenden Geschlechtern festzuhalten. Da erschien auch der greise Bandel auf dem Plan. Im Jahre 1871 beteiligte er sich an dem Wettbewerbe um ein Siegesdenkmal (vgl. Herm. Schmidt S. 187), im Jahre 1872 an dem Wettbewerbe um das Denkmal auf dem Niederwald [8]). Es ist bekannt, daß der Entwurf des Professors Schilling zur Ausführung gelangte. Über dessen Denkmal äußert sich Bandel wenig günstig. Die Germania findet er sehr schön; mit den übrigen Figuren — auch in ihrer sinnbildlichen Bedeutung — sowie mit der Gesamtauffassung, dem „tragenden Gedanken" des Denkmals, geht er scharf ins Gericht.

Im Laufe des Monats Juni 1875 war das Standbild fertiggestellt. Nun wurde das Holzgerüst abgenommen und im Juli die letzte Hand angelegt. Beim Einfügen des Kaiserbildes in den Unterbau des Denkmals tat Bandel selber den letzten Schlag. — Über einen Zeitraum von 37 Jahren hatte sich der Bau erstreckt; ein Werk war geschaffen, das in seiner großartigen, erhabenen Wirkung seinesgleichen sucht. Und wenn der

[8]) Über Bandels Beteiligung gibt ein Brief des Meisters an den Maler Engelbach vom 29. 8. 1872 Aufschluß, den Dr. H. Dittmar, Ernst von Bandels vaterländische Denkmalsschöpfungen, in dem Sammelwerk „Hermann der Cherusker und sein Denkmal", Detmold 1925, Meyersche Hofbuchhandlung, veröffentlicht.

Blick des greisen Künstlers nach vollbrachter Arbeit auf das Denkmal fiel, so mußte ein Gefühl berechtigten Stolzes und tiefster Befriedigung sein Innerstes erfüllen. Alles und jedes an diesem Ehrenmal war sein eigenstes Werk: in seinem Kopfe war der Gedanke entsprungen, sein künstlerischer Genius hatte dem Ganzen wie den einzelnen Teilen Form und Gestalt verliehen; als Baumeister, Steinhauer und Kupferschmied hatte er den rohen Stoff bezwungen und ihm seine Seele eingehaucht. Kein Widerstand der stumpfen Welt hatte ihn in seinem Beginnen zu erschüttern vermocht; auch in der größten Not blieb sein Wille ungebrochen und der Glaube an sein Werk unbezwinglich. Er war ein Deutscher in allen Zügen seines Wesens, deutsch ist auch seine Schöpfung; sie wird zu deutschen Herzen sprechen, solange die deutsche Zunge klingt. — Als Bandel seine Aufgabe erfüllt sah, rang sich aus der Tiefe seiner Seele ein schlichtes Gebet: „Allmächtiger! der du mir den Gedanken eingegeben, Deutschem Volke dieses Mahnzeichen zu brüderlicher Liebe und Einigkeit zu beginnen, der mir Kraft gegeben, es zur Vollendung zu bringen — der Deutschlands Geschicke so geführt, daß dieses Werk nun ein Denkmal des Sieges der Einigkeit geworden; sei gnädig Deutschem Volke, lasse es nie vergessen, daß in brüderlichem Zusammenwirken aller ihm gegebenen Kräfte der feste Grund seiner Stärke liegt. — Allmächtiger! schütze und erhalte dieses Menschenwerk, daß es weithin ein Zeichen Deutscher Einigkeit verbleibe und so mitwirke zu gesegneter Kraftentfaltung des Deutschen Volkes."

Aber die Anstrengungen der letzten Zeit waren nicht ohne Folgen für den nunmehr 75jährigen geblieben; seine Augen hatten gelitten, seine Sehkraft war getrübt. An seinen Freund Uhde schreibt er unter dem 11. August 1875: „Seit Tagen bin ich mit dem Armin-Denkmale fertig; die gefährliche Arbeit des Abbruches des Holzgerüstes ging glücklich ohne Unfall vorüber. Meine Wenigkeit hat dabei aber so viel in den hellen Himmel hinaufgeschaut, daß ich jetzt, nachdem ich meinen Willen zur Anschauung gebracht, mein Werk selbst nicht sehen kann. Meine Sehkraft ist so getrübt, daß — ich mag noch nicht fürchten — ich eben erwarten muß, was der liebe Gott mir bestimmt. Nachdem ich mir ein paarmal den Kopf an Bäumen gestoßen, lasse ich

mich nun führen, werde so eine erbärmliche Rolle beim Feste (der Einweihung des Denkmals) spielen. Möchte noch allerhand schaffen, Gott gebe, daß ich's noch können werde. Mir laufen die Augen über, ich muß schließen." Dann spricht er sich ähnlich wie in dem Gebete aus; demütig dankt er Gott, daß er ihm die Kraft zur Vollendung seines Willens gegeben: „Ihm allein die Ehre!" [9])

Am 16. August 1875 fand die feierliche Einweihung des Denkmals statt. Der Kaiser mit dem Kronprinzen war zu dem Feste erschienen; viele Fürstlichkeiten, unter ihnen natürlich die Fürstlich Lippische Familie, waren der Einladung gefolgt; eine unendliche Volksmenge drängte sich um den Festplatz. Die Teilnahme des deutschen Volkes war allgemein; auch die Auslandsdeutschen gedachten in herzlich gehaltenen Telegrammen der Feierstunde auf der Grotenburg; aus Paris, Rom, Siebenbürgen, New York, Chicago, Richmond in Virginien, Amoy in China u. a. trafen freudige Grüße ein [10]).

Bandels schlichter Natur lag ein solches Feiern nicht. „Ich will", schrieb er an seinen Sohn Roderich, „die Arbeit beeilen, daß ich möglichst viel früher fertig werde, um schicklicher dem Festulk entfliehen zu können." An eine solche Flucht konnte natürlich in Wirklichkeit nicht gedacht werden. Wie sich der Verlauf des Festes in der Seele des gefeierten Künstlers widerspiegelte, welche Empfindungen in seinem Innern wach wurden, geht aus einem Briefe an seinen Freund Uhde hervor, der wegen Krankheit in der Schweiz zurückgehalten war: „Um in all dem freudigen Wirrwarr ruhig zu bleiben, gehört ein fast festerer Sinn dazu, als wie ich habe; daß ich dadurch gefangen war, zeigt Ihnen mein Schweigen bis heute; dazu kommt noch meine leider noch nicht gehobene Augenschwäche, und nun schreibe ich im Geplauder von einem Dutzend meiner lieber Verwandten, zwei Schwestern, Schwäger, Kinder und Enkel aller Alter und

---

[9]) Über die beiden letzten Jahre des Baus vgl. Kiewning, Vor 50 Jahren. Erinnerungen an die Vollendung des Hermannsdenkmals, in der amtlichen Festschrift „50 Jahre Hermannsdenmal", herausgegeben von R. von Wahlert, Detmold 1925.

[10]) Bei Herm. Schmidt, S. 196 ff., findet sich eine frische Schilderung des Festes von einem Augenzeugen.

Größen; ein paar Dutzend sind schon wieder heimgekehrt, und werde ich versuchen Ihnen zu schreiben.

Ich schicke ein paar Zeitungen, die ziemlich ausführlich berichten. Unser Kaiser überschüttete mich mit Ehren? Nein, mit Liebe! — ich hätte ihn wie meinen Vater umarmen und küssen mögen — daß sich im Leben so viel nicht schickt!

Gott gebe unserem großen Volke alle Zeit solch ein Haupt, dann wird es stets im Segen Gottes geführt sein.

Ich bin nun ausgezeichnet mit dem preußischen Kronenorden 3ter Klasse [11]) und mit dem Lipper Hausorden 1ter Klasse, den ich um den Hals tragen muß bei feierlichen Gelegenheiten. Meinem Völkchen gefalle ich in dem neuen Schmuck. Für mein Alter hat der Kaiser gesorgt mit 4000 Mark jährlicher Ehrengabe. Wenn Mama mich überlebt, erhält sie die Hälfte; für meine noch Jugend werde ich weiter arbeiten, und sehne ich mich auf neue rüstige Arbeit. Doch vorher will ich, weil ich wohl fühle, daß es nötig, auch einige Ruhezeit mir gönnen, und werde ich deshalb dahin kommen, wo Sie weilen werden; es versteht sich, daß meine liebe Alte bei mir bleiben wird. Ich ordne nun bald und schnellst möglich meine Angelegenheiten und reise bald möglichst ...

Heute früh im Halbschlaf gingen mir all die freudigen Bilder vor die Seele, die mir am 16ten wurden; ich stund eben vor unserm Kaiser und den hohen Herren und Damen, da weckte

---

[11]) Die Ordensverleihung war von folgendem anerkennenden Schreiben begleitet: „Die heutige Einweihung des Hermanns-Denkmals bezeichnet den Abschluß eines nationalen Werkes, welches Sie in das Leben gerufen und ein Menschenalter hindurch mit selbstloser Hingabe gefördert haben. Indem ich Sie zu der Feier dieses Tages beglückwünsche, übersende ich Ihnen als ein Zeichen meiner Anerkennung dessen, was Sie für das Vaterland geschaffen haben, anbei Meinen Kronen-Orden dritter Klasse. Auch habe ich Ihnen eine Ehrengabe von viertausend Mark angewiesen und den Reichskanzler ermächtigt, Ihnen in jedem folgenden Jahre einen gleichen Betrag und, falls Ihre Ehegattin Caroline geborene Kohlhagen Sie überleben sollte, derselben nach Ihrem Ableben alljährlich die Hälfte dieser Summe zahlen zu lassen.

Detmold, den 16ten August 1875. (gez.) Wilhelm."

Zu dem Orden selber bemerkt Bandel: „Der Preußische Kronen-Orden 3ter Klasse ist deshalb eine ungewöhnliche Auszeichnung, weil der Kaiser mich gleich zur 3ten Klasse, ohne vorher die 4te erhalten zu haben, stellte."

mich der erste Strahl der aufgehenden Sonne und erglänzte die Bretterwand vor mir; mein helles Freudenlachen weckte mich vollends. Gottlob! daß mir Liebe und Sonnenschein alles aufwiegt und ich nicht mehr bedarf, um glücklich zu sein. Otto Preuß, der Lipper Rat, hat eine sehr gute Rede sehr langweilig gesprochen. Lüders, unser Freund, hat mit einer Ansprache an mich den Nagel mit wenig Worten auf den Kopf getroffen; er hat mir später einen Lorbeerkranz aufsetzen wollen; ich habe dabei dem Kaiser gesagt, daß er, Lüders, die Hälfte haben müsse, da er mein treuster Helfer war ...

Die Mitglieder des Denkmals-Vereins von Hannover haben mir zur Erinnerung an gemeinsames Wirken Brehmers Medaille in Gold geschickt, was mich recht erfreute. Meine Vaterstadt Ansbach schickte ein paar Männer zur Beglückwünschung, und erhielt ich von dort 3 große Photographien der Kirchen und des Schlosses in Ansbach. Die Künstlergenossenschaft Münchens ein sehr schönes Diplom zum Ehrenmitglied. Bielefelder Turner machten mich zu ihrem Ehrenturner; mit den Sprüngen wird es aber nicht mehr recht gehen.

Eben erhalte ich das Komturkreuz des Herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausordens.

Einzelne Vereinsmitglieder des Detmolder Vereins beglückwünschten mich einzeln — auch Detmolder einzeln — heute ist der 21te August.

Ich war mit meinem Sohn Rodi am 16ten zur Galatafel ins Schloß befohlen, konnte aber nicht nachkommen, war zu sehr erregt. Nächsten Dienstag bin ich mit meiner lieben Alten und Rodi zur Tafel geladen (befohlen), freue mich darauf, da wir wohl nur mit der Fürstlichen Familie allein sein werden.

In den Berichten steht nicht: Der Kaiser sagte zu mir, daß er ums Denkmal gehen werde; ich bat, ihn begleiten zu dürfen. Da ward dem Kaiser bemerkt, das würde zu viele Zeit währen. „Dann fahren wir, und Sie (d. h. ich) fahren mit mir.“ Das geschah denn auch, Kaiser, Durchl. Fürst und Fürstin zur Lippe und ich Kupferschmied, Bildhauer und Baumeister. Das war ein Schreien und Jubilieren um uns; ich hielt mir die Ohren ein paarmal zu; da meinte der Kaiser: „Das muß man gewohnt werden.“

Als die Menge sah, wie gütig der Kaiser mir war, erscholl ein unbeschreiblicher Jubel. Da nahm der Kaiser mich bei der Hand, und sagend: „Das gilt Ihnen", führte er mich in die Mitte der Tribüne vor seinen Platz, sagend: „Nun bedanken Sie sich!" und drückte mich dabei auf die Schulter.

Ich schreibe wohl alles durcheinander. Ehe der Kaiser kam, sah ich meine Arbeiter unten vor meinem Häuschen mit neuen Röcken und kleinen Hämmern. Da holte ich meinen großen Handhammer und zeigte ihnen diesen und sagte, sie hätten ihre Schurzfelle und großen Hämmer nehmen müssen. Kaum hatte man mich mit meinem Hammer gesehen, da erscholl ein Sturm-Hurra hoch; da konnte ich's nicht lassen, ein paar mächtige Lufthiebe mit meinem Hammer zu führen, und nun war der Lärm erst recht los; ich gönn's meinem Hammer, er hat treu ausgehalten.

Ich mußte mich meiner geschwächten Augen wegen von Rodi führen lassen, und als ich zum Kaiser befohlen wurde, kam ich im Gehen an eine wohl 4 Fuß hohe Stelle; da flog ich im Nu hinauf, von vielen Händen geschnellt.

Was ich gewollt, ist erreicht; was ich immer und immer gewünscht, ist herrlicher in Erfüllung gegangen, als ich gehofft. O! daß der Herr mich so beglückt!

Der schöne Wald mußte des Festes wegen leiden; meine schöne Buche am Haus gibt nur noch wenig Schatten, so haben sie sie zugestutzt, und meine kleinen Sänger, die Buchfinken, sind davon geflohen. Nun geht's bald ans Einpacken meiner wenigen Sachen; das Wo ich sie wieder auspacke, weiß ich noch nicht; der Herr wird es mich schon wahrnehmen lassen. Schwer wird mir doch der Abschied vom Berge werden; die kahle Höhe ist ein gar lieblicher Wald geworden." — Ein etwas krauser Brief, in dem noch die seelische Erregung der Erlebnisse nachzittert: rührend der Eindruck, den das schlichte Wesen des Kaisers auf ihn macht, rührend die Anhänglichkeit an seine Arbeiter, rührend seine Liebe zur Natur in Wald und Vogelwelt, die ihm den Abschied von seinem Berge schwer macht, und wenn auch die Freude an äußeren Auszeichnungen mitklingt, sie wird immer wieder übertönt von tieferen Empfindungen, die die Seele der

Enge des Augenblicks entrückt und sie eine Welt von ewig unvergänglichem Gehalte erhebt[12]). —

Bandel kehrte im Herbst 1875 nach Hannover zurück, wo er sich neben seiner Wohnung (am Bokemahle 1b) ein geräumiges Atelier errichtete, um sich seinen geliebten Bildhauerarbeiten wieder zu widmen. „Die in letzter Zeit auf mir lastenden Mühen und Sorgen", schreibt er in jener Zeit, „die mich überschüttenden Freuden- und Ehrenbezeugungen haben meinen alten Körper so mürbe gemacht, daß er schließlich zusammenzubrechen drohte; der allgütige Gott läßt mich wieder auf mögliches, noch rüstiges Weiterwirken hoffen, und wünsche ich mich dadurch in gutem Andenken erhalten zu können." Schon im Oktober zeigten sich die Spuren einer Nierenkrankheit; eine Reise nach Italien, die er für den Winter geplant hatte, mußte infolgedessen auf das Frühjahr verschoben werden. Den Winter benutzte er dazu, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, deren Herausgabe er Uhde anvertraute.

Durch den jährlichen Ehrensold von 4000 M., mit dem der Kaiser den Künstler geehrt hatte, war diesem ein einigermaßen sorgenfreier Lebensabend gesichert. Aber damit beruhigte sich das Volksgewissen nicht; man fühlte, daß man an dem Manne, der seine ganze Lebenskraft dem deutschen Volke unter den schwierigsten Verhältnissen und großen Entbehrungen geweiht hatte, eine größere Genugtuung schuldig sei. Im Hannoverschen Courier vom 19. November 1875 findet sich folgende Nachricht: „Wie uns aus Berlin mitgetheilt wird, ist in den Kreisen der Reichstagsabgeordneten die Frage wegen der Bandel'schen Dotation zur Erörterung gelangt. Die Neigung, dem Erbauer

[12]) Mit dem 16. August 1875 war das Denkmal, wie Bandel es gewünscht hatte, Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Am 12. November 1881 beantragte der bis auf zwei Personen zusammengeschrumpfte Detmolder Verein für das Hermannsdenkmal bei der Lippischen Regierung, das Denkmal in ihren Schutz und Schirm zu nehmen. Mit dem 22. November nahm die Regierung an; das Denkmal sowie das vorhandene Kapitalvermögen, die Wirtschaft auf der Grotenburg und der gesamte übrige dem Verein gehörige Besitz ging in ihre Verwaltung über. Heute wird die Stiftung von einem Kuratorium verwaltet, das aus drei Mitgliedern zusammengesetzt ist und nach den Bestimmungen des alten Statuts von 1855 seine Geschäfte führt; es trägt den Namen: „Lippische Regierung. Das Kuratorium der Hermannsdenkmals-Stiftung."

des Hermannsdenkmals eine Nationalbelohnung zu bewilligen, herrscht vor, aber man ist in Verlegenheit, wie die Sache einzukleiden wäre, da man meint, durch die vom Kaiser gewährte Pension insofern gebunden zu sein, als hiernach die Einbringung eines förmlichen Antrages im Reichstage nicht wohl thunlich sei. Hoffentlich findet sich diese Form, denn die Ehrenschuld der Nation ist mit jener kaiserlichen Gabe von 4000 M. für den Künstler nicht getilgt. Das ist die Ansicht, welche alle Volkskreise durchdringt." Zu dieser Nationalbelohnung ist es nicht gekommen; vielleicht hat der schon im folgenden Jahre eintretende Tod des Meisters die Ausführung des Vorhabens verhindert.

Im April 1876 trat er seine Reise nach Italien an; seine Gattin begleitete ihn. Die Mittel für diese Reise waren ihm von höchster Stelle zur Verfügung gestellt worden. Uhde veröffentlichte nach Bandels Tode darüber: „Es ist bisher noch nicht bekannt geworden, daß es dem Wohlwollen des deutschen Kaisers für Bandel zu verdanken ist, wenn der letztere die weite Reise nach Italien sorgenfreien, leichten Herzens antreten und jede Vorkehrung treffen konnte, seine Absichten zu verwirklichen, ohne dabei den Kostenpunkt ängstlich erwägen zu müssen. Den Hohenzollern ist oft nachgesagt worden: die Kunst sei Aschenbrödel in ihren Landen; Bandel hat darüber nicht zu klagen gehabt. Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck waren seine Gönner, und so ehrte man in Berlin deutsche Kunst, daß man dem Schöpfer des Armin eine nicht kleine Summe — 5000 M. — anwies, um auszuführen, was er sich vorgesetzt. Es muß dabei hervorgehoben werden, daß nicht etwa eine Bitte um solchen Beitrag von Seiten Bandel's gestellt wurde; vielmehr kam diesem lediglich auf Grund der Gerüchte über seine Absichten die amtliche Aufforderung zu, diese Absicht an hoher Stelle auseinanderzusetzen, damit man sie gegebenenfalls fördern könne. Der Brief, in welchem Bandel mir dieses schrieb, ist ein redendes Zeugnis für des Künstlers bescheidene Scheu in solchen Dingen; er ist geradezu in drückender Verlegenheit, was er auf jene Aufforderung sagen, wie er erörtern soll, was er vorhat, vor allem, wie er die ihm höchst peinliche Geldfrage erledigen soll."

Auf der Durchreise durch die Schweiz verweilte Bandel einige

Wochen am Genfer See in Beytaux-Chillon, wo er mit seinem Freunde Uhde, der sich dort krankheitshalber aufhielt, die Herausgabe seiner Lebenserinnerungen besprach. Dann ging es weiter nach Carrara. Hier schwang er wieder wie in früheren Zeiten den Hammer und arbeitete an unvollendeten Marmorwerken, seinen „Kunstkindern". „In Massa — einem Orte bei Carrara mit bedeutenden Marmorbrüchen — habe ich gearbeitet aus vollen Kräften und hoffe, daß die Marmorarbeit meiner Gruppe Amor und Psyche nun in festem Gange (vgl. S. 317 f.)." Eine Reise nach Rom wurde wegen der seiner Gattin unerträglichen Hitze aufgegeben. Der Rückweg führte über Florenz, Bologna, Venedig zunächst nach München, wo sich das Ehepaar einige Tage aufhielt, um alte Freunde wiederzusehen und die Galerien zu besuchen. Schon unterwegs hatte sich Bandel einige Male unpäßlich gefühlt, aber nach kürzester Zeit waren die Beschwerden verwunden. In München fühlte er sich schwach und matt, legte sich gleich nach Tische zu Bett und schlief mit wenigen Unterbrechungen bis zum Morgen.

Das nächste Ziel war Neudegg, wo sein Stiefbruder, der Freiherr von Geisberg, wohnte. Krank kam er dort an; er mußte sich sogleich zu Bette legen. Das Befinden wechselte; es schien Aussicht zu sein, bald die Heimreise antreten zu können. Da stellte sich die Nierenkrankheit mit solcher Heftigkeit ein, daß sein geschwächter Körper ihr keinen Widerstand mehr zu leisten vermochte. Seine Hände waren beständig zum Gebet gefaltet, und oft klang es von seinen Lippen: „Mein Gott, mein Gott!" Am 25. September 1876 hauchte er seine Seele aus.

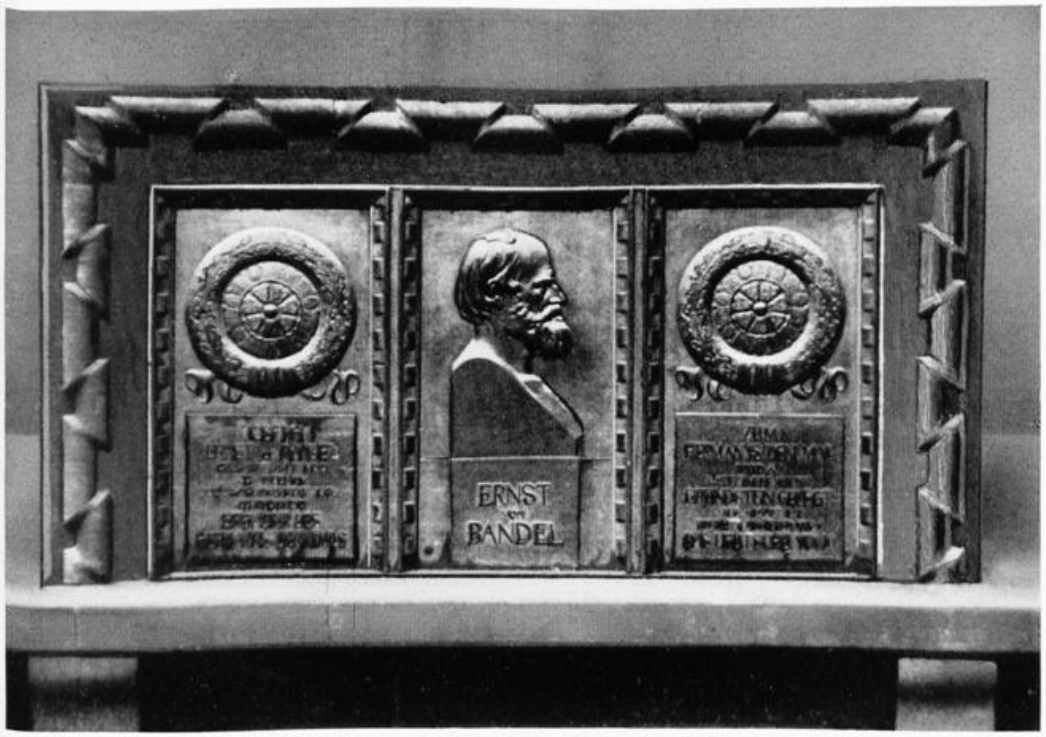
Die sterblichen Überreste Bandels wurden nach Hannover übergeführt und dort unter zahlreicher Beteiligung und großen Ehren auf dem neuen Engesohder Friedhofe beigesetzt. Der Meister hatte früher den Wunsch geäußert, in einem ruhigen Waldwinkel des Teutoburger Waldes im Schatten seines Denkmals bestattet zu werden, das Antlitz dem Sonnenaufgang zugewandt; nun fand er seine letzte Ruhestätte an dem Orte, wo er für die Ausführung seines großen Werkes volles Verständnis und bereitwillige Hilfe gefunden hatte.

Die Leichenrede hielt Pastor Braune, Kollaborator (Hilfsgeistlicher) an der Gartenkirche; er schloß mit den Worten:

„Wohl selten war ein Mann sich seiner Aufgabe so bewußt, dem es vergönnt war, nach vielen Jahren des Kampfes und der rastlosen Arbeit sagen zu können: es ist vollbracht! Er ist berühmt geworden durch sein Werk in allen deutschen Gauen dadurch, daß er den Einheitsgedanken des deutschen Volkes in Erz und Stein verkörperte, und indem er mit eiserner Energie es vollendete, hat er bei allen deutschen Stämmen ein unvergeßliches Denkmal sich errichtet. Und der von Gott hochbegabte Geist konnte nicht darüber zweifelhaft sein, daß sein Werk von Gott kam und mit Gottes Hilfe vollendet ward. Dieser Gott war sein Trost, war seiner Seele Leben. Dank für die Gnade, daß Gott dem Meister sein großes Ziel erreichen half."

Bandels Grab ziert ein Marmorrelief von seiner eigenen Hand, die „Auferstehung" darstellend. Bandel selbst gibt eine Deutung dieser allegorischen Darstellung; er schreibt am 29. Nov. 1826 aus Rom: „Ich ließ den Marmor so zuarbeiten, daß das Ganze der Eingang in ein Grab ist, aus dem ein Sarkophag sieht, auf dem ein beschwingter Genius sitzt, den Kopf auf die eine Hand gestützt und emporschauend. Am Sarge steht eine ausgelöschte Fackel und im Grund ein brennender Kandelaber. Oben in die Winkel des Bogens über dem Eingang kommen nun die soeben von mir erfundenen und gezeichneten Figuren. Die eine ist die Geschichte, die ein Buch vor sich hat, in das sie geschrieben und auf das sie zeigt; über ihr im Winkel ist ein grünender Lorbeer, ein Blumenkranz und ein dürrer Zweig ohne Blätter. Die andere Figur ist ganz verhüllt und hält vor sich eine Rolle Papier, um welche ein Sternenkranz; in der anderen Hand hält sie einen Palmzweig und eine Geißel; ich wollte damit den höheren Richter, der jeden Menschen begleitet, ausdrücken. Diese beiden Figuren und die verloschene Fackel sollen das abgeschlossene Leben bezeichnen, der Genius aber die Ruhe, durch die wir alle hoffen, einst an einem Tage Gott anschauen zu können; er schaut erwartend empor. Über ihm am Denkmal muß ein Schlangenring, die Ewigkeit vorstellend, angebracht werden, in dem der Dreiangel mit dem Auge, Gott vorstellend, angebracht werden muß. Der brennende Kandelaber ist das Andenken der zurückgebliebenen Freunde." Unter dem Relief stehen die Worte Hiob 5. 26: „Und wirst im Alter zu

Die Bandelhütte
(nach einer Lithographie von Menke)



Bandelrelief
(in der Mitte der Bandelbank unterhalb des Denkmals)

Landesbibliothek Detmold

Grabe kommen, wie Garben eingeführt werden zu seiner Zeit." Der Verstorbene hatte das Werk einst bei seinem ersten Aufenthalt in Rom geschaffen, ohne zu ahnen, daß es einmal sein eigenes Grab schmücken werde.

XIV. Bandels Anerkennung im Gedächtnis der Nachwelt

Wahres Verdienst findet stets Anerkennung. Die Nachwelt, die freier und unbefangener zu urteilen vermag, begnügt sich nicht damit, diese Anerkennung in bewundernden Gedanken und Worten kundzugeben; sie verlangt sichtbare Zeichen ihrer Würdigung und Wertschätzung. Bandels Ruhmesstätte ist die Grotenburg; hier hatte er gelebt, hier gewirkt.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat den Enkeln wieder.

Dankbare Erinnerung vergegenwärtigt sich daher den Meister am liebsten auf der Grotenburg. Als der „Alte vom Berge" lebt er im Gedächtnis des Volkes, und manche Züge seines schlichten Wesens werden noch heute von Mund zu Mund fortgepflanzt. Das rein Menschliche im Wirken bedeutender Männer bringt ihr Wesen dem Herzen näher und weckt gemütvollere Teilnahme. Aus diesem Empfinden hat man die „Bandelhütte" in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten; sie wirkt um so eindringlicher durch den Gegensatz: dort das gewaltige Denkmal, die Schöpfung eines begnadeten Künstlergeistes, hier die bescheidene Hütte, die Herbergsstätte eines anspruchslosen Arbeitsmannes. Vor seiner Hütte stand Bandel am 16. August 1875 gegenüber der Tribüne des Kaisers, als das Denkmal dem deutschen Volke übergeben wurde. Eine Bronzetafel mit vergoldeter Inschrift erhält den denkwürdigen Vorgang der Nachwelt: „Hier stand Ernst von Bandel vor seiner Hütte, der Stätte jahrelangen Sinnens und Schaffens, am 16. August 1875 bei der Übergabe des Denkmals an das deutsche Volk." In dieser einfachen, aber würdigen Form wurde zunächst jedem Beschauer des Denkmals

der Name des Künstlers in die Seele geprägt. Der Meister selber hatte seinen Namen in den obersten Steinring des Denkmals eingemeißelt, mit den Tagen des Beginns und der Vollendung des Unterbaus (9. July 1837, 17. Juni 1846); die Inschrift ist aber so hoch angebracht, daß sie für das bloße Auge kaum bemerkbar ist.

Lange Jahre waren dies die einzigen Erinnerungszeichen an den Erbauer des Denkmals. Wohl mochte häufiger der Gedanke laut geworden sein, dem Meister selber ein würdiges Denkmal zu setzen. Tausende wanderten alljährlich auf die Grotenburg und huldigten mit dem gewaltigen Werke auch seinem Schöpfer. Als am 17. Mai 1900 in Detmold der hundertste Geburtstag Bandels mit einer Feier im Hermannssaale des Lippischen Hofes begangen wurde, regte man an, dem Ehrenbürger der Stadt eine sichtbare Ehrung in künstlerischer Form zuteil werden zu lassen. Eine zu diesem Zwecke sofort veranstaltete Sammlung brachte als Grundstock 137 M. Aber das Vorhaben kam nicht recht in Fluß; es fehlten die Persönlichkeiten, die die Sache in geeigneter Weise in die Hand zu nehmen verstanden. — Am 19. August 1900 fand in Verbindung mit einem Generalappell der 55er und der Kriegsteilnehmer von 1864, 1866, 1870/71 eine Feier aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Denkmals statt. Daß der Geist Bandels über der ganzen Feier schwebte, ergibt sich aus dem Anlaß dieser Veranstaltung. Prof. Winkelsesser aus Detmold hielt die Festrede: „Seither sind Denkmäler genug in deutschen Landen entstanden, prunkvollere, anspruchsvollere vielleicht. Dies Bandelsche aber hier hat den Vorzug, das erstgeborene, gesamtnationale zu sein im neuen Reiche.“ Dann anknüpfend an die Inschrift auf dem Schwerte Hermanns, „Deutsche Einigkeit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht“, verbreitete er sich in geistvollen Ausführungen über die erreichte Einigkeit, Stärke und Macht des deutschen Vaterlandes. Namens des Vereins der Lipper in Hannover sprach Dr. Herm. Schmidt, der Biograph des Meisters; er rühmt als Grundzug im Wesen Bandels die Treue, die er allzeit unbeirrt bewahrt habe gegen sein Vaterland, gegen sich selbst und sein Werk.

Inzwischen schien der Gedanke eines Ehrenmals für Bandel

vergessen zu sein. Er schlummerte aber nur und erwachte zu neuem Leben bei der nächsten Gelegenheit, die die Bedeutung des Denkmals wieder besonders eindringlich vor Augen führte. Im Jahre 1909 waren seit der großen Schlacht im Teutoburger Walde 1900 Jahre vergangen. Detmold und das Lipper Land hatten allen Grund, ein solches Gedenkjahr nicht sang- und klanglos vorübergehen zu lassen. Schon 1908 wurden die Vorbereitungen für eine würdige Feier getroffen. Jetzt gewann der Gedanke eines Denkmals für Bandel greifbare Gestalt. Es wurde ein „Ausschuß zur Errichtung eines Erinnerungszeichens für Ernst v. Bandel" gebildet, dessen Vorsitzender, der Detmolder Oberbürgermeister Wittje, sich der Sache in umsichtiger, tatkräftigster Weise annahm. Um die Kosten für dieses Erinnerungsmal zu bestreiten, wandte man sich wiederum an das deutsche Volk; für etwaigen Fehlbetrag sagte die Lippische Regierung gut. Die Ausarbeitung des Entwurfs und die künstlerische Leitung der Bauführung wurde dem Architekten Prof. Wilh. Kreis in Düsseldorf übertragen. Die ganze Anlage war auf 22 420 M. veranschlagt; den Grund und Boden stellte der Fürst unentgeltlich zur Verfügung. Prof. Kreis griff einen alten Plan Bandels wieder auf: „Es ist bekannt, daß Bandel die Absicht hatte, in der Richtung, in welcher Hermann ins Land hinausblickt, eine große, breite Freitreppe ins Tal hinabführen zu lassen, daß es ihm aber an Mitteln fehlte, diesen schönen, architektonisch fast notwendigen Teil seines Denkmalsplanes auszuführen (vgl. S. 282). Es besteht die Möglichkeit, diesen Gedanken wieder aufzunehmen, wenn auch nicht im vollen Umfang." Diesem Gedanken trägt der Entwurf, der dann auch zur Ausführung gelangte, Rechnung, allerdings in wenig glücklicher Form. Eine Freitreppe führt vom Denkmale auf einen größeren ovalen Platz, dessen Rückseite von einer Bankanlage abgeschlossen wird. Das Mittelstück dieser Bankanlage nimmt ein Bandelrelief aus Bronzeguß ein; links davon stehen auf einer Bronzetafel die Worte: „Zum Hermannsdenkmal ward am 8. September 1841 der Grundstein gelegt. Am 16. August 1875 erfolgte die Übergabe an das deutsche Volk;" rechts: „Joseph Ernst von Bandel, geb. am 17. Mai 1800 zu Ansbach, gest. am 25. Septbr. 1876 zu Neudegg.

Erbauer des Hermanns-Denkmals." Das Relief ist von Prof. Hölbe in Dresden, einem geborenen Detmolder, ausgeführt worden. Als Abschluß der Bankanlage dienen Trophäen, Siegesdenkmäler nach römischer Art, die aus aufeinandergeschichteten Beutestücken gebildet sind. Die Trophäen hat der Bildhauer Albermann aus Köln angefertigt. — Die Neunzehnhundertjahrfeier vom 14.—23. August 1909, die in großartigster Form gestaltet war, diente zugleich als Ehrung für Bandel. Ein großer „Germanenzug" bewegte sich durch die Straßen Detmolds. Dieser sollte den „Siegeszug der Deutschen nach der Schlacht im Teutoburger Walde darstellen sowie ein anschauliches Bild des Lebens der alten Germanen und ihrer Kultur geben". Der letzte Wagen war der „Erinnerungswagen an den Schöpfer des Hermannsdenkmals". In den figürlichen Darstellungen des Wagens „Sage und Geschichte am Brunnen der Zeit, vortragender Barde, erzählender Landmann" soll versinnbildlicht werden, wie die Geschichte der Hermannsschlacht durch der Jahrhunderte Lauf erhalten geblieben und bis auf unsere Tage gekommen ist, um nun, von Ernst von Bandel in Stein und Erz geschrieben, im Gedächtnis der Deutschen auf immer lebendig zu bleiben (Festordnung für die Neunzehnhundertjahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde vom 14.—23. August 1909). Die Hauptfeier am 15. August fand am Denkmal statt. Prof. Dr. Delbrück aus Berlin hielt die Festrede, in der er als mutmaßlichen Ort der Varusschlacht die Dörenschlucht hinstellte. Nach der Rede folgte die Einweihung des Ehrenmals für Bandel. In Begleitung des Ausschusses und der Vertreter der Familie v. Bandel, die zur Feier eingeladen waren, begab sich Fürst Leopold zur Lippe zum Ehrenmal und gab den Befehl zur Enthüllung. Ein großer Kranz wurde zu Ehren des Meisters niedergelegt.

Aus Anlaß der 50jährigen Wiederkehr des Tages der Denkmalseinweihung wurde wiederum eine „Hermannsfeier" veranstaltet, die in den Tagen vom 8. bis 19. August 1925 stattfand. Im Mittelpunkt stand der Sonntag, der 16. August. Eine unendliche Menschenmenge hatte sich eingefunden; unter den Ehrengästen befanden sich außer den Mitgliedern der Familie v. Bandel Prinz Heinrich der Niederlande, Fürst Leopold zur

Lippe mit seiner Familie, Vertreter der Reichs- und Landesbehörden, der Wehrmacht u. a. Die Deutsche Turnerschaft hatte diesen Tag zu einer außergewöhnlichen Veranstaltung ausersehen: ein Staffellauf, wie ihn die Welt noch nie gesehen, der „Hermannslauf der Deutschen Turnerschaft", fand am Denkmal seinen Endpunkt. Von den äußersten Grenzen des Deutschen Reiches, von Borkum bis Schirwindt, von Tannenberg bis Regensburg, von der Schneekoppe bis zur Zugspitze, von Konstanz bis Wesel trafen die Endläufer des Hermannslaufes während der Stunde der Feier am Denkmal ein und überreichten ihre Urkunden, die unter dem Jubel der Anwesenden vom Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, Prof. Dr. Berger, verlesen wurden. Die Gedächtnisrede auf Ernst v. Bandel hielt der Stadtverordnetenvorsteher Oberstudiendirektor Dr. Gregorius, der Herausgeber dieses Werkes: „Was ist es nun, was uns gerade an diesem Denkmal so besonders packt? Denkmäler gibt es in unserem Vaterlande die Hülle und Fülle, durch eigenartigen Reiz und künstlerische Gestaltung ausgezeichnet, aber ich glaube mich keiner Übertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß von allen Denkmälern keins dem Deutschen so ans Herz gewachsen ist wie unser Hermann hier auf der Grotenburg. Und das hat die verschiedensten Gründe, die alle, wenn wir den einzelnen Verästelungen nachgehen, auf eine gemeinsame Wurzel zurückführen. Es gibt kein zweites Denkmal, das gerade unser deutsches Herz so mächtig entflammt: deutsch ist der Wald, über dessen Wipfel die gewaltige Hermannsgestalt hinausragt; deutsch das Land, umwoben von dem Schimmer der ersten Ruhmestaten deutscher Geschichte; deutsch das Denkmal selbst, an dessen Vollendung sich das ewige Ringen und Kämpfen einer echt deutschen Künstlerseele offenbart." — Erwähnt sei noch, daß Magistrat und Stadtverordnetenversammlung der Landeshauptstadt Detmold beschlossen, „den Grundstock zu einer Ernst von Bandel-Stiftung dadurch zu legen, daß sie zunächst für 10 Jahre alljährlich den Betrag von 1500 M. zur Unterstützung von Nachkommen Ernst von Bandels nach Maßgabe einer besonderen Stiftungsurkunde verwenden wollen."

Zehn Jahre später, wiederum am Gedenktage der Denkmalseinweihung, am 16. August 1935, gab sich die Stadt Detmold

selber ein Bandeldenkmal. Wenn das Gedächtnis von Lortzing und Brahms, die einstmals in ihren Mauern geweilt hatten, durch Relief und Büste festgehalten wurde, konnte und durfte man es nicht unterlassen, auch Bandel ein sichtbares Zeichen dankbarer Erinnerung zu weihen. Am Hindenburgdamm, in der schattigen Allee, die von Detmold nach der Grotenburg führt, wurde seine Büste, von dem heimischen Künstler K. Schramme gefertigt, auf einem Sockel inmitten gärtnerischer Anlagen aufgestellt. Der Sockel trägt die Inschrift: „Ernst von Bandel * 17. 5. 1800 † 16. 9. 1876. Dem Schöpfer des Hermannsdenkmals, des Wegweisers zur Stätte unseres Ruhmes und zur Erkenntnis unserer Macht und Einigkeit[1]). Die Stadt Detmold." Der Ort, der übrigens schon im Jahre 1909 zur Aufstellung eines Bandeldenkmals zunächst in Aussicht genommen war, ist glücklich gewählt. Das Auge eines jeden, der zum Hermannsdenkmal wandert, trifft auf die Gesichtszüge des Schöpfers; von dem Manne gleiten die Gedanken auf sein Werk, und die an sich schon gespannte Erwartung wird noch gesteigert.

Alle diese Ehrenzeichen — es gibt in Detmold noch eine Bandelstraße, einen Bandelberg — haben den Namen „Bandel" für immer der Vergessenheit entzogen. Es finden sich manche, auch hervorragende Denkmäler, deren Erbauer kaum dem Namen nach bekannt sind. Es muß also ein tieferer Sinn in der Erhaltung des Namens „Bandel" liegen. In deutschen Landen ist kein zweites Bildwerk dieser Art, das mit der Person des Künstlers so fest und untrennbar verknüpft wäre wie das Hermannsdenkmal. Jeder Stein des Unterbaues, jede Platte des Standbildes trägt den Stempel Bandelschen Geistes und Bandelscher Arbeit, legt Zeugnis ab von ursprünglicher, echt deutscher Wesensart. Das Denkmal ist — abgesehen von seiner Bedeutung als nationales Ehrenmal — ein einziges Hoheslied deutschen Wesens, ein Hoheslied der Treue und des Glaubens, selbstlosen Ausharrens und kraftvoller Zuversicht, des Kampfes und des Sieges. So wird in und mit Bandel im letzten Grunde deutsche Art geehrt, daher auch die reiche äußere Anerkennung, die der Meister gefunden hat.

---

[1]) Bandels Worte, vgl. S. 269. Statt „Einigkeit" sagt er „Herrlichkeit".

Personenverzeichnis

Die Zahlen bezeichnen die Seiten

Achtermann, Bildhauer 345
Albermann, Bildhauer 398
Allegri, Komponist 161, 162
von Altenstein, Frhr. 26, 246
Altoser, Dr. 106, 107, 109
Amsler 231
Amüller, Maler 159, 165
Äneas 168
Angelo, Michel Buonarotti 146, 161, 345
Armin, Armindenkmal 235, 236, 241, 243, 251, 257, 258, 259, 262, 263, 264, 267, 268, 269, 270, 280, 281, 296, 298, 299, 319, 326, 328, 331, 359, 369, 373, 386
Arndt, Ernst Moritz 297
Arnold, Müller 20

Ballhorn-Rosen, Dr. Kanzler 267, 279, 329, 362
Bandel, Justizrat, Großvater 19
— Georg Karl Friedrich von, Vater 19, 20, 36
— Karl, Oberjustizrat, Bruder 19, 30, 34, 126, 309, 335, 348, 350
— Fritz, Bruder 46, 238
— von, Kinder 231
— Karoline von, Enkelin, 379, 380
— H. von, Hamburg 13, 17
Beamisch, Major 273
Behaim, Heinr. 94
Beck, Malerin 72
Berger, Prof. Dr. 399
Bernadotte 22
Berri, Architekt 180, 187
Binder, Bürgermeister 105
Bismarck, Otto von 392
Blesson, Major 357
Bode, Geheimrat 306
Bodenstedt, Friedr., Prof. 361
Bort 69
Brahms 400
Braun, Bildhauer 210
Braune, Pastor 393
Brehmer 389
Brune, Hofbaumeister 267, 268, 329
Brunner, Lehrer 42
Buchner, Seminardirektor 47
Bülau, Maler 78, 79
Burgschmied, Bildhauer 94
Bürkel 218
Byström, Bildhauer 208, 209

Cambridge, Herzog von 248, 251
— Auguste, Herzogin von 256
Canova, Bildhauer 122, 229, 320
Chamisso, Adelb. von 241
Chodowiecki, Dan. Nic. 30
Clostermeier, Christ. Gottl., Archiv-Rat 254
Cornelius, Peter von 75, 81, 82, 122, 184, 280
Cotta, Buchhändl. 327
Crola, Maler 292, 381

Dahlmann, Prof. 249, 251
Daun 69
Delbrück, Prof. Dr. 398
Delot, Maler 61
Domenichino, Maler 168
Dörnberg, Freifrau von 37, 233
Drechsel, Graf 105
Dürer, Albrecht 69, 280
van Dyck 71

Ebeling, Architekt 186, 187, 192, 202, 203, 247
Eberhard, Prof., Bildh. 70, 85, 122, 123
Eichthal von, Bankier 149
Ellenrieder, Malerin 71, 127
Emil August, Herzog 71
Engelbach, Maler 385
Erhart, Lehrer 48
Ernst August, König 248, 255, 258
Eschenburg, Reg.-Präs. 266, 279, 295, 306, 362
— Obergerichtsrat 378
Esterhazy, Fürst 178

Falkmann, Archivrat 377
Feilner, Töpfermeister 37
Ferdinand, Erzherzog 25
Feuerbach, Anselm 34
Fiesole, Fra Angelico da 139, 210
Fischer, Karl von, Prof. 61, 62, 63, 66, 67, 68
Fischer, Hannibal, Dr. 359
Flachenecker, Maler 88, 89
Flor, Maler 75, 76, 181
Flottwell, von, Minister 378
Fogelberg, Künstler 344
Forster, Dr. E. 119, 218, 219
Frank, Maler 114
Freiberg, von, geb. Stuntz, Malerin 72
Freiberg, von, Stallmeister 219, 275
Freudenberg, Musiker 181
Freund, Bildhauer 148
Friedrich II., König 20, 29, 241, 242, 243
Friedrich, Landgraf von Hessen 251
Friedrich Wilhelm II. 19, 20
Friedrich Wilhelm IV. 82, 278
Fries, Maler 91
Fröhlich, Bildhauer 224
Fugger 28
Funk, von, Schloßhauptmann 267, 279, 362

Gail, Maler 156, 165, 169, 203, 218
Gärtner, Architekt 230, 236, 329, 330
Gegenbauer, Maler 76, 336
Geisberg, Frhr. von, Stiefbruder 393
— Stiefvater, Obertribunalrat 87, 105, 309
Gemmingen, Frhr. von 55
Georg, König 225, 257
Gersdorf, von 20
Goethe, Wolfg. von 152
Grabbe, Christian Dietrich 354
Graf, Kaufmann 109
Gregorius, Dr. Oberstudiendirektor 399
Groß, von 105
Grote, Gräfin 350

Hadrian 143
Hagemann, Baurat 249
Hackländer, Emil 353
Haller, Bildhauer 29, 85, 221, 234
Hammerbacher, Konr. 328
Hanson, Maler 176
Hardenberg, Fürst von 19
Harz, Arzt 188
Hauber, Prof. 70
Hegeler, Maler 71
Heideloff, Architekt 68, 69
Heinrich, Prinz der Niederlande 398
Heinzmann, Maler 91
Heise, Christ., Hauptmann 257, 275
Herbst, Prof. Dr. 373
Herkules 319
Hermann, Hermannsdenkmal 149, 243, 253, 254, 265, 266, 267, 268, 274, 276, 296, 297, 306, 332, 356, 357, 358, 362, 369, 370, 371, 377, 378, 388, 391, 392, 397
Hermann, Professor 218
Herzberg, von 20
Heß, Peter und Heinrich, Maler 70, 156, 218, 230, 231, 234
Heuking, von 20
Himly, Dr. med. 211
Hofer, Andreas 110
— Bildhauer 217, 311, 316, 325, 348
Hoffmann, Maler 72, 345
Höck, Maler 114, 120
Hölbe, Professor 398
Hormeier, von, Gesandter 258
Horst, von der, Major 239, 245
Howald, Erzgießer 379

Jacobs, Maler 142, 144, 156, 159, 160, 165, 173, 175, 324
Imhof, Bildhauer 178, 180, 345
Julio Romano, Maler 159
Isola, Professor 318
— Giovanni 341

Kanne, Professor 48, 50, 51
Karl, Prinz 98, 100, 229
Karl, Erzherzog, 25
Karl Friedrich Alexander, Markgraf 19
Karolina, Königin-Witwe 229

Kaven, von, Baurat 372
Keim, Baumeister 52, 55
Kellerhoven, Professor 70
Keßling, von, Oberstallmeister 65, 218
Kiewning, Dr., Geheimrat 270, 277, 282, 330
Kindler, Pastor 216
Kirchweger, Direktor 358
Kleinknecht, Lehrer 42
Klenze, von, Baumeister 65, 67, 68, 82, 102, 122, 123, 220, 324, 330
Klopstock 251, 253
Klotz 133, 134
Knoller, Maler 114
Kobell, von, Prof., Maler 70
Kobell, von, Kammerherr 90
Koch, Maler 184, 188, 324
Köhler 372
Kohlhagen, von 28, 97, 120, 124, 189, 214, 217, 239
Korte, Stadtger.-Rat 53, 105, 216
Krafft, Adam 29, 53, 69
Kracker, von, Gen.-Kommissär 31, 52, 97
Kramer, Hofrat 24
Kreis, Wilh., Prof. 397
Krupp, Friedr. 376

Landauer, Mathias 53
Langer, von, Prof. 67, 68, 70, 82, 85, 86, 97
Laves, Hofbaumeister 247
Leeb, Bildhauer 221, 222, 225, 228
Leopold II, Fürst z. L. 267, 273, 292, 319, 341
Leopold III., Fürst z. L. 358, 376, 398
Leskow, Maler 75
Lindenschmit, W., Maler 280, 281
Löffelholz, Fehr. von 382
Lortzing 400
Löwenstein-Wertheim, Fürst 40
Lüders, Dr., Obergerichts-Anwalt 365, 372, 389
Ludwig I. 68, 82, 110, 121, 122, 147, 181, 188, 189, 214, 220, 225, 232, 234, 241, 269, 294, 309, 324, 329, 330
Luise, Königin 21
Luise, Prinzessin z. L. 367, 377

Mack, General 21
Maler, Hauptmann 192
Malortie, von 350
Marie Luise, Kaiserin 136
Maßmann, Prof. 218, 219, 236, 265, 274, 275, 279, 280, 281, 309, 326, 327, 331, 332, 366
Maximilian Josef, König 19, 26, 35, 62, 65, 90, 104, 126, 149, 190, 220, 221, 225, 290, 324, 361
Max II., König 353
Meien, von, Baumeister 359
Meier, Ernst, Maler 164
Meier, Bildhauer 225
Merkel 333
Metternich, Fürst von 104, 170, 306
Meyer, C. Ad., Schwiegersohn 322
Mortimer, Baumeister 355
Mühler, von, Minister 369
Müllensiefen, Theod. 300
Müller, Aug., Hotelbesitzer 379
Müller, O., Professor 249
Musen 9, 247

Nagler, von, Minister 26
Napoleon I. 21, 26, 33, 34, 37, 38, 39, 40, 136
Naumann, Hofmaler 55
Notholz, Friedrich 332

Oberkamp, von 97, 218
Ohlmüller, Baumeister 68, 69, 231
Olfers, Direktor 239, 240
Osten, Bauführer 277, 301, 328, 332
Österley, Maler 210, 249
Overbeck, Joh. Friedr., Maler 82, 184, 185, 188

Pappenheim, Graf 105
Pauline, Fürstin 342
Penzenkofer, Lehrer 51
Petri, Justizrat 7, 12, 267, 272, 275, 276, 279, 288, 292, 296, 308, 318, 325, 332, 362, 378
Petri, Dr., Bürgermeister 378, 382
Pfaff, Professor 48, 50
Pfeiffer, Ph., Dr. 124, 215
Pfistermeister, von 362
Piderit, Dr., Hofrat 272, 273
Pietro Perugino, Maler 136, 210
Pillersdorf, Herm. Frhr. von 375

Pirkheimer, Willib., Ratsherr 69
Platen-Hallermund, Graf von, Dichter 44, 45, 180, 188, 189, 196
Platen, Graf v., Minister 257, 258
Popp, von, Gerichtsdir. 58, 65, 66, 70, 80, 100, 106, 218
Preuß, O., Justizrat 293, 354, 389
Probst, Architekt 213
Puchta, Wolfg. Heinr., Rechtsgel. 27, 28

Quaglio, Maler 72, 230

Raabe 46
Raffael 160
Rauch, Professor, Bildhauer 225, 226, 229, 239, 242, 243, 244, 277, 279, 280, 330
Rehlen, Maler 72, 73
Reimer, Buchhdl. 327, 332
Reindel, Kupferstecher 51, 88, 89, 93, 105
Reinhart, Maler 184
Restalino, Maler 71
Richter, Ludw., Maler 82, 125, 126, 142
Riedel, Maler 76
Rietschel, Bildhauer 225, 227
Rietschler, Kaufmann 218
Rickerl, Oberstltn. 218
Rodewald, Kammerrat 267
Rottmann 196, 214, 218, 231
Rubens, Peter Paul 71
Rugendas, Maler 71, 78, 349, 350
Ruelli, Kaufmann 133, 134
Rumpler 372

Sauer, H, 342
Schaden, von, Apell.-Rat. 61, 105, 106, 219
Schadow, Direktor 240, 242, 243, 244
Schemmann, Konsul 366, 368
Schilling, Professor 385
Schinkel, von, 240, 277, 278, 279, 280, 330
Schlotthauer, Maler 235
Schmettau, von 20
Schmidmer, Architekt 216
Schmidt, Dr. Hermann 16, 19, 396
Schmuck 274
Schnorr von Carolsfeld 82, 185, 188, 218
Schönborn, Graf 225
Schonhofer 93
Schorn, Prof. Dr. 236
Schramme, K., Bildhauer 400
Schreyer, Sebald 53
Schreiner, Stallmeister 218
Schröder, Dr. 165, 166, 169
Schubert, Heinrich von 48, 169, 170, 171, 185, 218
Schulte, von 350
Schultheis, Hieronymus 20
— Rosina Babette Johanne 20, 309
Schuckmann, Frhr. von, Minister 26
Schwanthaler, Ludwig von, Bildhauer 186, 190, 218, 225, 232, 235, 309, 346, 349
Schweigger, Professor 48, 50
Seefeld, Graf 40
Seidl, Maler 70
Seidler, Professor 64
— Louise, Malerin 71
Seiler, Pastor 53
Sickingen, Franz von 123, 149, 186, 190
Sckell, von, Hofgart.-Intendant 121, 123, 221
Solms, Fürstin 21, 242
Sophie Karoline Marie, Markgräfin 29
Spies, Bauunternehmer 268
Städler, Architekt 173, 174, 180, 188
Stein, Rat 267, 276, 277, 279, 285, 286, 307, 377, 378
Stieler, Baurat 239, 240
— Hofmaler 230
Stier, Professor 239
Stiglmayer, Bildhauer 218, 226, 227, 234
Stolberg-Wernigerode, Graf von 370, 372
Stuntz, Elektrine, Malerin 72, 219
— Kapellmeister 220

Tacitus, 7, 243, 265
Taufkirchen, Graf 40
Tegeler, Maler 260, 266, 272, 274, 292, 305, 328
Tenerani, Bildhauer 322, 345

Thiersch, Hofrat 121
Thorwaldsen, Bildhauer 147, 148, 186, 225, 344
Thumann, Paul, Maler 84
Thürmer, Architekt 62, 189
Thurn und Taxis, Fürst von 233
Thusnelda 267, 308, 318, 325, 326
Trebbe, Kupferschmied 298, 299, 328, 332

Uhde, Dr. Herm., Literarhistoriker 11, 12, 13, 16, 27, 29, 317, 342, 355, 365, 371, 379, 381, 386, 391

Varus 254, 263, 265, 299
Veit, Maler 184, 188
Vischer, Peter, Erzgießer 28, 29
Voit, August von, Architekt 231

Wagner, Professor Direktor 107, 113, 167, 186, 187, 190, 225, 234, 324, 344
Wackernagel, Prof. 236, 239, 244
Wangenheim, von, Hofmarschall, 247, 257
Wangenheim, von, Klosterrat 257, 275, 327
Weber, Künstler, 77, 78
Weerth, Dr. Karl, 329, 333, 334
Wellington 355, 356
Wilhelm I., Kaiser 370, 371, 377, 378, 388, 392
Wilhelm, König von Württbg. 64
William IV. 247, 252, 257
Winkelsesser, Professor 396
Winterfeld 244
Wittje, Oberbürgermeister, 397
Wolf, Malerin 72
— Bildhauer 167
Wolfhagen, Oberamtsrichter 273

Zehler, Stadtgerichtsrat 53, 105, 239
Zeiler, Maler 114
Ziebland, Baumeister 63, 72, 228, 231
Zimmermann, Künstler 231
Zollern, von, General 219

Ortsverzeichnis

Sct. Agata 195
Albano 165, 166, 168, 169, 173, 174
Altdorf 51
Altona 375
Amalfi 204
Ambras 108
Sct. Angelo 196, 201, 204, 216
Ansbach 19, 20, 21, 22, 24, 26, 29, 34, 35, 37, 38, 40, 41, 44, 45, 52, 55, 65, 88, 97, 125, 238, 246, 382, 389
Aschau 114, 115, 119
Assisi 210
Augsburg 125
Austerlitz 37

Bandelborn 380
Bayreuth 19, 26
Berlebeck 264
Berlin 19, 20, 26, 37, 236, 237, 239, 244, 339, 370
Bielefeld 259, 373, 389
Blutbach 253, 254
Bologna 136, 137, 211, 393
Bordeaux 19
Bozen 107, 109, 214
Brannenburg 92
Bremen 368
Brienne 44
Brixen 108 109
Buch 237
Bückeburg 259, 263

Cadenabbia 132
Campagna 141, 144, 161, 165, 166, 168, 173
Capri 196, 201.
Capua 194
Carrara 308, 310, 311, 315, 316, 317, 324, 325, 326, 330, 332, 334, 337, 339, 343, 393
Castellammare 199, 205

Chiavenna 132
Chillon-Veytaux 13, 393
Chur 128
Como 133
Crengeldanz 300

Daßwang 60
Detmold 7, 17, 252, 253, 259, 266, 271, 273, 275, 276, 279, 287, 290, 295, 297, 300, 301, 306, 315, 319, 325, 326, 331, 335, 338, 346, 347, 348, 361, 367, 378, 380, 382
Donaustauf 61, 232
Dortmund 300
Dresden 374
Düsseldorf 68, 82

Eboli 203
Eger 25
Eggegebirge 254
Eib 34, 37
Eichstädt 56
Ellingen 56
Epomeo 201
Erfurt 29
Erlangen 29, 88, 95, 124, 125
Externstein 251, 262, 264

Falkenburg 254, 262
Feldkirch 128
Ferrara 206, 207, 211
Feucht 49,
Feuchtwangen 125
Fiesole 139
Flensburg 274
Florenz 137, 138, 139, 142, 169, 211, 343, 393
Foligno 209
Fondi 193
Frankfurt a. M. 325, 335, 336, 343, 346, 348
Frascati 166, 167, 168, 178
Freising 234
Fulda 308
Fürth 28

Gailenreuth-Gailingen 49
Sct. Gallen 127
Garmisch 113
Geislingen 124
Genua 8, 325, 337, 345
Genzano 168, 169
Gößweinstein 49
Göttingen 249, 251
Grimma 374
Grotenburg 84, 253, 254, 260, 261, 264, 267, 275, 277, 285, 288, 358, 360, 369, 371, 376, 379, 381, 383, 395, 396, 399

Hambach 294, 333
Hamburg 225, 252, 323, 366
Hameln 264
Hanau 40, 41
Hannover 7, 16, 22, 175, 187, 246, 247, 266, 273, 275, 280, 317, 321, 323, 327, 333, 350, 359, 364, 365, 366, 367, 368, 374, 378, 383, 391, 393
Hartrören 264
Heilbronn 25
Herculanum 197
Hiddesen 283, 301
Hof 230, 239
Hohenstaufen 336
Horn 262, 296
Höxter 262
Hünenring 261, 264

Ingolstadt 57, 238
Innsbruck 85, 107, 108, 374
Ischia 199, 200
Isola 131
Isseldorf 222
Itri 193

Jachenau 223
Jacobsberg 263

Kassel 325, 346
Knochenbach 253, 254, 264
Köln 335, 348, 368
Konstanz 127
Kufstein 107, 108

Landshut 74, 234
Lavanza 8
Leipzig 39, 40, 41, 42, 339
Lemgo 264, 298, 299, 331
Lenggries 224
Lindau 127, 345
Lippe, Lipperland 7, 8, 16, 251, 371, 382, 397

Lippischer Wald 7, 8, 260
London 353
Lorch 336
Lyon 28

Mailand 124, 134, 135, 325, 337, 345
Mannheim 77
Marino 166, 168
Meran 109
Mestre 212
Molo di Gaeta 193, 194
Monterosi 141
Moos 110
Muggendorf 50
München 16, 34, 35, 44, 55, 57, 58, 60, 61, 62, 65, 68, 74, 75, 76, 82, 88, 89, 93, 102, 106, 111, 113, 149, 214, 218, 220, 221, 241, 274, 280, 309, 326, 328, 329, 330, 345, 346, 389, 393
Murnau 114, 119

Neapel 170, 171, 192, 195, 196, 197, 198, 199, 202, 205, 226
Nemisee 166
Nenndorf 263
Neudegg 105, 393
Neudeck 50
Neuenrade 97, 335
Neumarkt 60
Neuseß 46
New York 356
Niederwald 385
Nieheim 262
Nürnberg 14, 20, 26, 28, 29, 33, 35, 36, 41, 45, 47, 50, 52, 53, 54, 60, 68, 76, 88, 93, 95, 96, 97, 103, 104, 106, 120, 124, 189, 216
Nymphenburg 65, 72, 74, 122, 218

Oerlinghausen 260
Ohio 354
Osnabrück 366
Osning 7, 254, 259, 260

Padua 211, 212,
Palermo 324
Parma 136
Passau 60
Passeier 111
Pästum 203
Perugia 189, 190, 209
Peterbrunn 113
Pfaffenhofen 58, 237
Pisa 343
Pompeji 198
Porta Westphalica 263
Porto Venere 323
Pottenstein 49
Potsdam 239
Pozzuoli 202
Preßburg 108

Rabeneck 49
Rabenstein 49
Regensburg 60, 61, 233
Reinfeld 273
Resina 199, 200
Rom 16, 124, 125, 141, 166, 169, 173, 175, 179, 180, 187, 190, 207, 220, 308, 324, 343, 345, 395
Roth 103

Salerno 203, 204
Schliersee 91
Schönbrunn 26
Schöneberg 246
Schwaz 107
Sedan 376
Siena 140
Silz 113
Sorrento 197, 199, 205
Splügen 129, 130, 133, 325, 345
Spreckenburg 261
Starnberg 222
Steinheim 262
Sterzing 108
Straubing 60
Streitberg 50
Stuttgart 87, 88, 124, 125, 126, 309, 317, 326, 330, 335, 336, 346, 348

Tegernsee 90
Terni 208
Terracina 192, 206
Teut, Teutberg 260, 264, 270, 285, 291, 329, 330, 331, 375, 376
Teutoburger Wald 7, 88, 246, 251, 253, 254, 259, 260, 263, 268, 269, 329, 362, 393
Thalkirchen 219

Tivoli 166, 170
Tönsberg 260
Tölz 224
Trastevere 225
Troppau 375
Trostburg 109
Tübingen 126
Tusculum 165, 167

Ulm 22, 25, 125, 325, 336, 346
Unternburg 216

Vaduz 128
Varenholz 263
Velden 20
Venedig 213, 393
Verona 213
Vesuv 199, 201
Via Appia 166
Via mala 128, 345
Villach 374
Volder 107, 108

Wagram 34
Walchensee 223
Waterloo 295
Weißenburg 56, 238
Wien 62, 366
Wiesentheit 225
Willibaldsburg 56
Wilsburg 56
Windegg 107
Winfeld 252, 253, 262, 264
Würzburg 40, 41, 226

Zell (Bayrisch) 91
Zirndorf 88

ALBERT CAMEN
BUCHBINDERMEISTER
SORTIMENTSBUCHBINDEREI
SPEZIALWERKSTATT FÜR MODERNE
BILDEREINRAHMUNGEN
DETMOLD
KRUMMESTR. 4, FERNRUF 3398